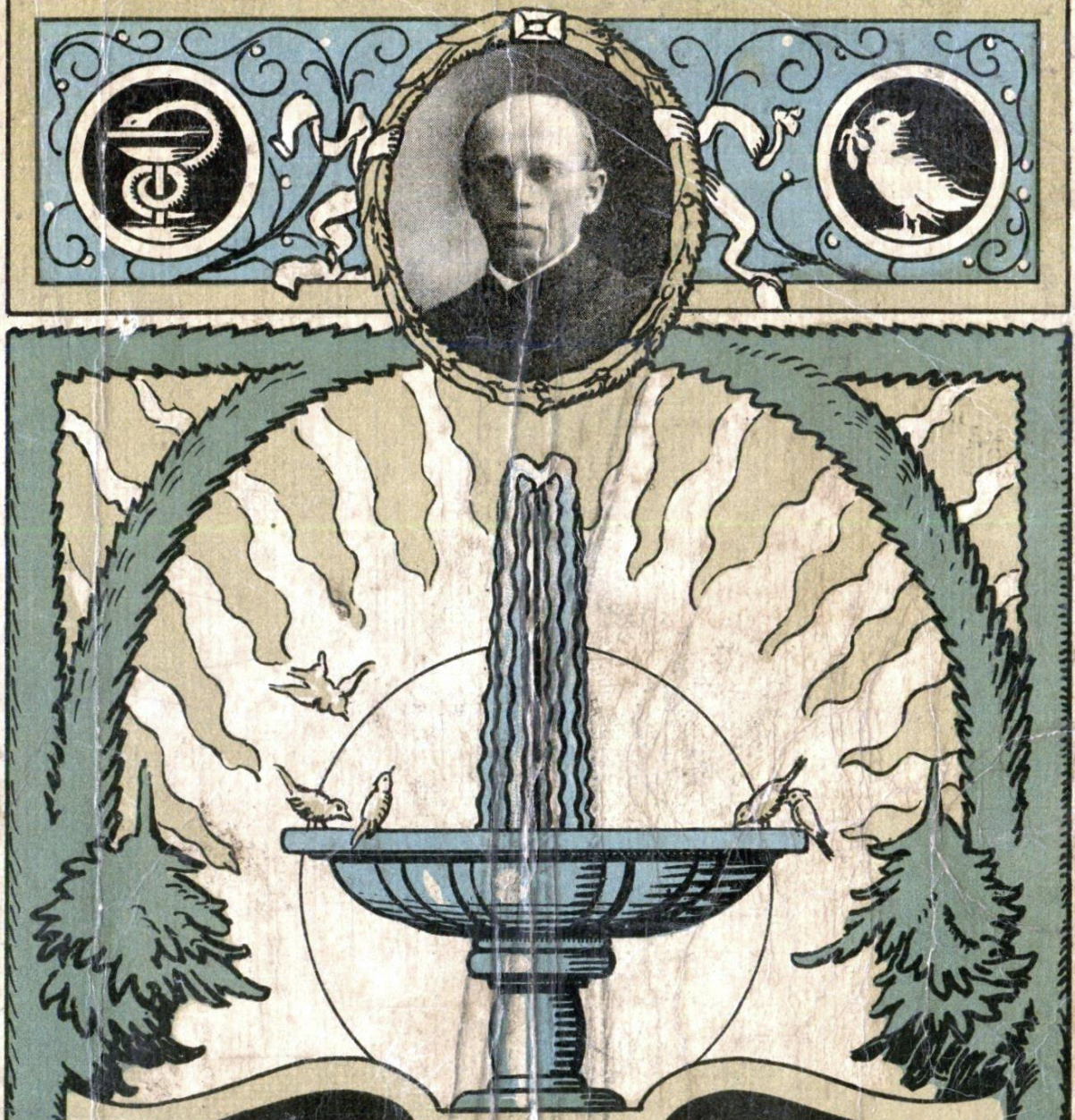


Pfarrer Heumann Kalender

für das Jahr 1928

Ein Buch von guten u. nützlichen Dingen.

Pfarrer Heumann
Kalender
für das Jahr 1928.

Ein Buch von guten
und nützlichen Dingen

Im Verlag der Firma L. Heumann & Co.
Nürnberg, Heideloffstraße 24

U. E. Sebald-Offset-Rotationsdruck, Nürnberg

Zum Geleite.

Im Geleitwort zum „Pfarrer Heumann-Kalender 1927“ haben wir erwähnt, daß wir das Büchlein mit freudiger Genugtuung hinaussenden können, da wir überzeugt waren, daß wir an Vielseitigkeit, Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes für einen Volkskalender das Höchsterreichbare geboten haben. Wie sehr hat uns der Erfolg recht gegeben! Viermal mußten wir nachdrucken und mehrmals mußten unsere Besteller sich eine Wartefrist gefallen lassen, bis wir ihren Wunsch erfüllen konnten.

Geradezu begeistert waren die Urteile, die uns zugingen. Wir danken den Absendern dieser Schreiben an dieser Stelle herzlichst! Es ist hier ebenso wie bei einem Künstler, der durch den Beifall zu immer schöneren Leistungen angeeifert wird. Auch unseren Mitarbeitern und unserer Redaktion war das gespendete Lob ein Ansporn zu besonders hingebender Tätigkeit. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, es ist uns gelungen, den Jahrgang 1928 noch schöner zu gestalten.

Eine große Anzahl der Illustrationen hat wieder unser so beliebter, ständiger Mitarbeiter, Herr Professor Stockmann, München, geliefert.

Im vorigen Jahre sind wir von dem jahrzehntelangen in allen Kalendern geübten Brauch abgewichen, je nach dem Monat einen Schneemann, die Getreideernte und die Weinernte ꝛc. zu bringen. Wir haben 1927 in Wort und Bild eine Anzahl Volksgebräuche beschrieben und gezeigt. Heuer bringen wir 12 Bilder und Texte aus der schönen deutschen Sagenwelt. Geschrieben hat sie uns der hierzu wohl am meisten berufene Herr Dr. Werner Jansen, der durch seine mit Liebe und Eifer durchgeführten Sammlungen auf diesem Gebiet so viel beigetragen hat, das hohe Volksgut der deutschen Sage zu erhalten. Die sorgfältig durchgearbeiteten Originalbilder stammen von dem Nürnberger Kunstmaler Reinhold Bach, der auch sonst wieder einen großen Teil des reichhaltigen Bilderschmuckes übernommen hat. Der Name Reinhold Bach dürfte ja durch seine Radierungen genügend bekannt sein. Drei Aufsätze aus dem Gebiete der Medizin hat uns für heuer Herr Dr. Fritz Kahn geliefert, dessen mehrbändiges Werk „Das Leben des Menschen“ wohl als das beliebteste und meist gelesene Werk der populär-wissenschaftlich medizinischen Literatur bezeichnet werden darf.

Auch außerdem ist es uns gelungen, den Kreis unserer Mitarbeiter wieder um einige bekannte gute Namen zu vermehren. Wie alljährlich haben wir auch diesmal daran festgehalten, neben dem unterhaltenden und reich bedachten humoristischen Teil, belehrende und aufklärende Beiträge aus den Gebieten der Medizin, Naturwissenschaft, Völkerkunde, Technik und Landwirtschaft zu bringen.

Ist es auch Herrn Pfarrer Heumann nicht mehr vergönnt, in unserer Mitte zu weilen und an dem immer weiteren Ausbau seines Werkes mitzuwirken, so verfügen wir doch noch über eine große Anzahl von Mitarbeitern, welche aus ihrer gemeinsam mit ihm ausgeübten Tätigkeit seine Zwecke und Ziele kennen und hochhalten und in seinem Sinne weiterwirken, nach seinem Wahlspruch: „Helfen und abermals helfen, dem Volke dienen und nützen.“

*

Allen unseren Lesern und Freunden wünschen wir ein gesegnetes, glückliches Neujahr, Gesundheit, Zufriedenheit, Schaffensfreude und ein erfolgreiches Wirken.

Firma L. Heumann & Co., Nürnberg.

*

Wo bestelle ich diesen Kalender?

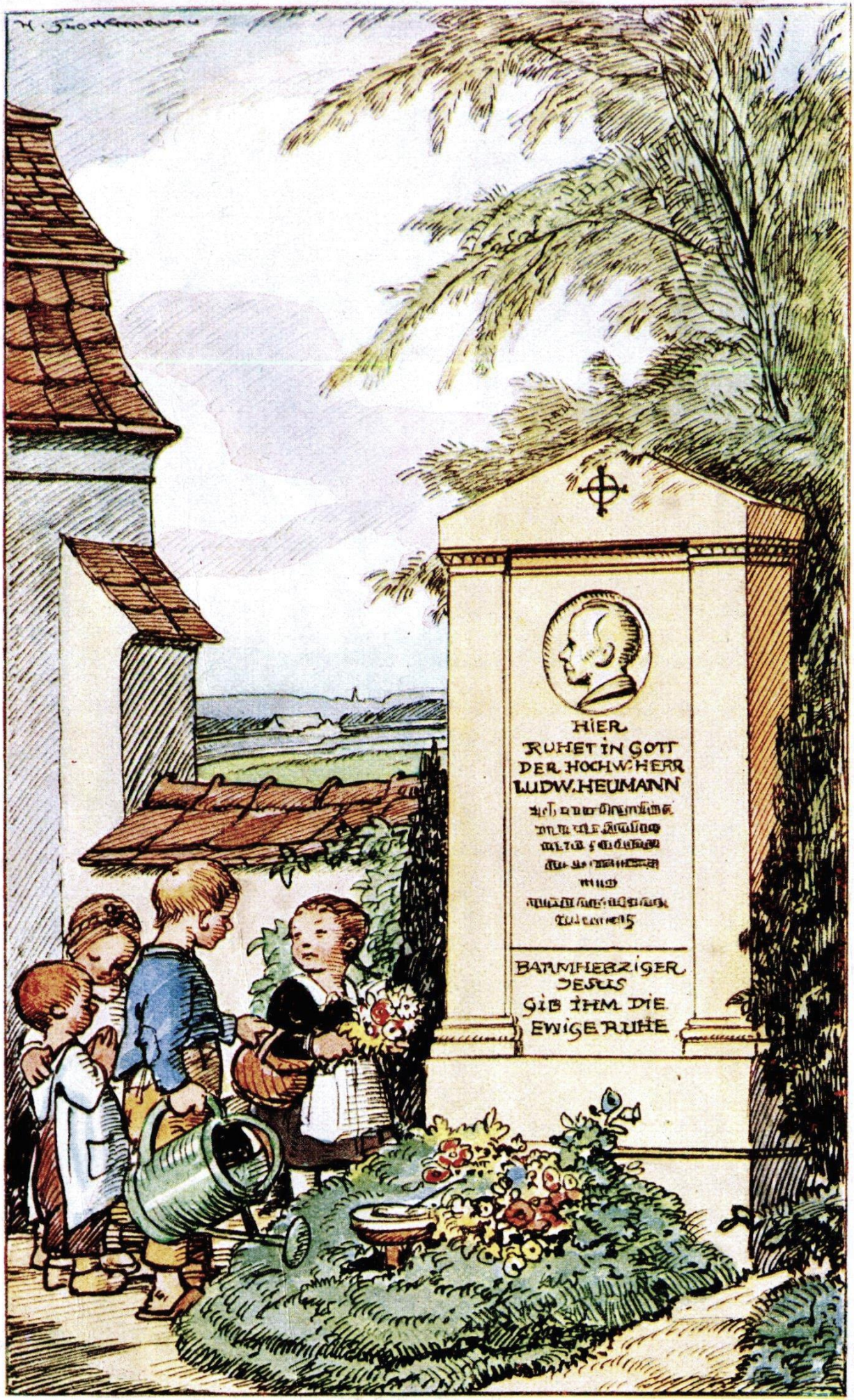
Der Pfarrer Heumann-Kalender kostet Mk. 1.20 und kann durch den Buchhandel oder gegen Voreinsendung dieses Betrages bezw. unter Nachnahme bezogen werden vom Verlag:

Firma L. Heumann & Co., Nürnberg, Heideloffstraße 24.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright by L. Heumann & Co., Nürnberg.

Das Inhaltsverzeichnis dieses Kalenders befindet sich auf den Seiten 196 und 198.

Preis Mk. 1.50



Zum 10jährigen Todestag des Herrn Pfarrers Ludwig Heumann
am 26. April 1918.

Zum 10. Todestage des Pfarrers Ludwig Heumann

gest. 26. April 1918.

Eines der bekanntesten Dörfer im Bayernlande und weit über dessen Grenzen hinaus, ist das weltentlegene Pfarrdorf Elbersroth in Mittelfranken. Es verdankt seinen Ruf seinem langjährigen Pfarrherrn Ludwig Heumann, dem Erfinder zahlreicher, sehr wirksamer Heilmittel, die heute bereits über Europa hinaus sich großer Wertschätzung erfreuen. Am 26. April dieses Jahres vollendet sich das erste Jahrzehnt, daß der Genannte allzufrüh und unerwartet im Alter von 49 Jahren mitten aus seiner Wirksamkeit vom Tode abgerufen wurde. Es war eine überaus große Schar Leidtragender, die am 29. April, einem herrlichen Frühlingstage, dem weit bekannten und überall geschätzten Pfarrherrn das Geleite zur letzten Ruhestatt gab. Sein Grab fand er auf dem einzig schönen, von ihm selbst mit großen Geldopfern und viel Kunstsinn angelegten Dorffriedhofe, an dem Platze, den er vor seinem Gange zur lebensgefährlichen Operation sich selbst gewählt hatte. Das würdige Grabmal schuf ihm aus Untersberger Marmor sein getreuer Freund und Vetter Karl Ludwig Sand, Bildhauer in München. Treue Liebe und Dankbarkeit halten die Ruhestätte in Ordnung und schmücken sie mit Blumen, betende Pfarrkinder erneuern an derselben liebe Erinnerungen an den einstmaligen Seelenführer, der sie 20 Jahre hindurch eifrig sorgend betreute. Und wenn die Zeit allmählich sein Andenken hier erlöschen ließe, wenn eine neue Generation herangewachsen ist, auf die nicht mehr der Reiz des persönlichen Kontaktes wirkt, dann ist sein Andenken doch gesichert auf Jahrhunderte hinaus durch die 1925 und 1926 neu erbaute Pfarrkirche in Elbersroth, deren Stifter Pfarrer Heumann ist. Ein Gedenkstein aus Marmor in der Vorhalle des Gotteshauses mit dem Bilde des Stifters wird den fernsten Zeiten künden vom Edelsinn eines opferfreudigen Pfarrers, der seiner geliebten Pfarrgemeinde testamentarisch eine neue Kirche mit einer würdig einfachen, aber kunstgerecht durchgeführten Ausstattung vermacht hat. Freilich waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, bis der letzte Wille in die Tat umgesetzt werden konnte. Die unselige Inflation hat die von Heumann schon angesammelte und durch Legate vervollständigte Bausumme so viel wie vollständig vernichtet. Aber wie der verstorbene Pfarrer Heumann weiterlebt und weiterwirkt in seinen Heilmitteln, so konnte auch durch deren Vertrieb die verlorene Bausumme von seinen Erben mit anerkennenswerter Unterstützung seitens des Inhabers der Fa. Heumann & Co. in Nürnberg wieder ergänzt bezw. erneuert werden. Dem Schreiber dieser Zeilen gereicht es zur großen Befriedigung, daß es ihm gegönnt war in 2 mühevollen Jahren durch den Bau der Kirche in Elbersroth, den er noch vom sterbenden Munde des verehrten Oheims als heiliges Vermächtnis übertragen bekam, das Werk zur Vollendung zu bringen, für das Pfarrer Heumann unermüdlich gesorgt in gesunden Tagen, das der Impuls zu manchen seiner Unternehmungen war, das ihm noch Sorge bereitete auf dem Sterbebette. Möge das nun erstandene Werk ihm ein ehrendes Andenken sichern in den Herzen seiner Pfarrkinder und ihm eine Freuden- und Segensquelle sein in der Ewigkeit.

Elbersroth, 24. März 1927.

Pfarrer Andreas Lederer.



Liebe macht stark.

Im Walde von Syrau im Lande Sachsen hauste vor vielen hundert Jahren ein scheußliches Ungeheuer. Sein Leib war wie ein Schlangenleib gebildet und mit starken Schuppen wie mit Schilden gepanzert. Wenn es mit seinen Drachenflügeln daraufschlug, so war das ein Getöse wie von zehn Mahlgängen. Den ganzen Tag lag es auf der Lauer und wer ihm in den Weg lief, den zermalmte es mit seinen fürchterlichen Zähnen und briet ihn an dem Höllenfeuer, das aus seinem Rachen fuhr. Weder Mensch noch Tier waren vor ihm sicher. Die Bauern konnten es nicht bezwingen und kamen auf den abenteuerlichen Gedanken, einen gütlichen Vergleich mit ihm zu schließen: es solle alle Wanderer, die die Straße zögen, auffressen, die Syrauer aber ungeschoren lassen. Eine zeitlang hatten sie auf diese Weise Ruhe, aber da es im ganzen Lande ruchbar ward, wie die Syrauer mit dem Ungetüm verhandelt hatten, betrat niemand mehr die gefürchtete Straße. Der Atem des heißhungrigen Drachens lag wie eine giftige Wolke über dem Walde, und er zeigte durch sein Benehmen deutlich an, daß er sich um den Vertrag mit den Syrauern wenig kümmern würde. So mußten die sich einstweilen drein ergeben und dem Lindwurm jeden Tag einen Menschen vorwerfen. Zuerst opferte sich der kranke Gürge freiwillig dem Tode.

Da es ihm aber niemand nachtun wollte, und sich auch kein Ritter Georg zeigte, den Lindwurm zu töten, soviel sie auch Messen lesen ließen, so mußten die Bauern den nächsten Unglücklichen durch das Los bestimmen. Alle Dorfbewohner von sechzehn Jahren an kamen zusammen und ihre Namen wurden in einer Bütte gesammelt. Dann wurden dem Schulzen die Augen verbunden, und er mußte einen Namen aus der Bütte herausziehen. Als der Schulze am dritten Tage in die Bütte hineingriff, die Binde abnahm und den Namen las, da war es Schön-Elsbeth, seine eigene Tochter, die das Los getroffen hatte. Der starke, eigenwillige Mann schrie laut auf und sank dann ohnmächtig zu Boden.

Die Dörfler schafften ihn in sein Haus und Schön-Elsbeth in die Kirche, damit sie sich auf den Tod in der Frühe des nächsten Morgens vorbereite. In blühender Jugend vom Leben scheiden zu müssen, ist schwer, aber schwerer noch, sich von einer ersten jungen Liebe zu trennen. Schön-Elsbeth liebte Hans, den schmucken, jungen, armen Knecht ihres Vaters, aber da der alte Schulze in seinem Stolze nie die Erlaubnis zur Heirat gegeben haben würde, so war ihre Liebe unglücklich genug und darum um so heißer.

Hans, der Knecht, hatte sich wortlos von dem Marktplatz fortgestohlen, nahm eine Heugabel und schliff und schliff bis in die Nacht hinein. Dann verschwand er in dem Drachenwald. Aus der Zeit des gütlichen Vertrages kannte er die Gewohnheiten des Lindwurms ziemlich genau und wußte, nach der Mahlzeit des Tages würde der Drache in den ersten Nachtstunden einen gesegneten Schlaf tun. Und richtig tönte ihm das scheußliche Schnarchen schon von weitem entgegen. Da brauchte er sich keine Mühe zu geben, leise aufzutreten, denn der donnernde Schall übertönte alles. Der Drache lag auf einer Moosplatte neben der Quelle. Der widerliche Kopf ruhte auf einem umgestürzten Eichbaum, und aus den grünlichen Nüstern schoß der glühende Brodem aufwärts. Stoßweise stiegen die Flammen, wenn sich die gezackten Flanken hoben und senkten. Vielleicht wären auch tapferere Leute als Hans bei diesem Anblick erschrocken und hätten an ihrem Glück verzagt, aber der Gedanke, daß Schön-Elsbeth diesem giftigen Ungeheuer ausgeliefert werden sollte, erfüllte Hans im Augenblick mit einer solchen Wut, daß er, ohne sein Leben zu achten, mit einem Satz neben den Drachen sprang und das scheußliche Haupt mit der Heugabel an den Eichenstamm nagelte. Zwei Zinken waren in die Augen gedrungen und die dritte mitten in das Gehirn. Aber trotzdem schlug der Lindwurm mit Schweif und Flügeln so furchtbar um sich, daß Bäume und Zweige brachen, und Hans sich kaum zu retten vermochte. Allmählich aber wurden die Zuckungen schwächer, und der Drache verröchelte mit einem grausigen Geheule. Hans setzte sich rittlings auf seinen Hals und schnitt mit seinem Dolche das Haupt vom Rumpfe, um es den Syrauern zu zeigen, denn sonst hätte ihm wohl niemand seine Tat geglaubt. Mit großer Mühe zog er die Gabel aus dem Eichenstamm, steckte das Haupt wieder daran und machte sich schon beim Morgendämmern auf den Weg. Da kamen ihm die Dorfbewohner mit der Jungfrau an der Spitze und dem gebrochenen Schulzen daneben schon entgegen, erkannten das blutige Haupt auf der Gabel und in der Ferne den toten Leib ihres Plagegeistes, dem das Blut wie ein Bach aus dem Halse floß. Ein Freudenschrei zerriß die kühle Morgenluft, Hans stürzte an die Brust seines geliebten Mädchens, und unter dem Jubel der Dörfler legte der Schulze selber ihre beiden Hände ineinander und segnete ihren Bund. Da ward eine Hochzeit gefeiert, zu der von weit und breit die Leute herbeiströmten, denn da war nicht nur ein glückliches Brautpaar zu sehen, sondern auch das tote Ungeheuer; aber das konnten die Syrauer nicht lange zeigen, denn schon nach drei Tagen begann der Leichnam so fürchterlich zu stinken, daß sie ihn mit zehn Rossen wieder in den Wald schleifen mußten um ihn dort an einer verborgenen Stelle zu vergraben. Zum Gedächtnis an Hansens tapfere Tat erbauten die Syrauer an der Stelle, wo der Lindwurm verendet war, eine Kapelle und nannten sie das Kirchlein Unserer lieben Frauen.

Januar oder Hartung.

Im Januar viel Regen und wenig Schnee,
tut den Bäumen, Tälern und Bergen weh.

Wenn's Gras wächst im Januar, wächst es schlecht durch's ganze Jahr.

Datum			Notizen
1. Sonntag nach Neujahr. K. Beschneidung Jesu, Luk. 2, 21. E. Der Jesusname, Luk. 2, 21.			
1	So.	**Neujahrsfest**	
2	Mo.	Namen Jesu Fest	
3	Di.	Genovefa	
4	Mi.	Titus	
5	Do.	Emilie	
6	Fr.	**Hl. 3 Kön. Epiph.**	
7	Sa.	Reinhold ♍	Sonn.-Aufg. 8.12 Sonn.-Untg. 4.00
2. Sonntag. 1 Sonntag nach Epiph. K. Als Jes. 12 J. alt war Luk. 2, 42-52. E. Der 12 jährige Jesus Luk. 2, 41-52.			
8	So.	**Fest der hlg. Familie**	
9	Mo.	Berthold	
10	Di.	Agatho	
11	Mi.	Werner	
12	Do.	Ernst	
13	Fr.	Hilmar	Sonn.-Aufg. 8.08
14	Sa.	Hilarius ♌	Sonn.-Untg. 4.10
3. Sonntag. 2. Sonntag nach Epiph. K. Von d. Hochz. zu Kana Joh. 2, 1-11. E. Von d. Hochz. zu Kana Joh. 2, 1-11.			
15	So.	Maurus	
16	Mo.	Marzellus	
17	Di.	Anton	
18	Mi.	Priska	
19	Do.	Kanut	
20	Fr.	Fabian u. Sebast.	Sonn.-Aufg. 8.02
21	Sa.	Agnes	Sonn.-Untg. 4.21
4. Sonntag. 3. Sonntag nach Epiph. K. Jes. heilt ein. Aussätzig. Matth. 8,1-13. E. D. Hauptm. v. Kapern. Matth. 8, 1-13.			
22	So.	Vincentius ♎	
23	Mo.	Mar. Vermählg.	
24	Di.	Timotheus	
25	Mi.	Pauli Bekehrung	
26	Do.	Polykarp	
27	Fr.	Joh. Chrysostom.	Sonn.-Aufg. 7.53
28	Sa.	Karl d. Gr.	Sonn.-Untg. 4.34
5. Sonntag. 4. Sonntag nach Epiph. K. Jesus stillt den Seesturm Mt. 8,23-27. E. Jesus stillt den Seesturm Mt. 8,23-27.			
29	So.	Franz v. Sales ♏	
30	Mo.	Martina Luitpold	
31	Di.	Petrus Nolasko	



Die Springwurz.

An der Grenze zwischen dem Paderbornschen und dem Lippeschen Gebiet liegt der Köterberg; ehemals hat er gewiß Götterberg geheißen, denn er sieht ganz so aus wie die Höhen, auf denen vor Zeiten den alten Göttern geopfert wurde. Auf den grünen Hängen weidete der Schäfer Johann Bickel, aus Meinberg gebürtig, seine Herde jahraus jahrein, nahm es ernst mit seiner Pflicht und gedieh, wenn auch nicht zu Wohlstand, so doch zu einem ordentlichen und geachteten Manne. Diesem Johann Bickel begegnete in der Dämmerung eines seligen Sommerabends eine wundersame Jungfrau, die war angetan mit einem perlendurchwirkten seidenen Gewande, hatte eine goldene Krone auf dem Haupte und hielt in der Hand eine Springwurz, vor der alle Riegel und Schlösser aufspringen müssen. Wortlos bot sie dem Schäfersmann die Springwurz und winkte, daß er ihr folgen möge. Johann Bickel war noch nicht alt genug, um keine Freude am Abenteuer zu haben, und Mut besaß er auch. Er folgte der holden Führerin tapfer nach und sah zu seinem größten Erstaunen, daß der Köterberg einen Höhleneingang hatte, der selbst ihm all die Jahre verborgen geblieben war. Es ging durch einen langen, dunkeln Gang und dann standen sie vor einer eisernen Tür.

„Halt die Springwurz ans Schloß!“ sprach die königliche Jungfrau.

Zögernd tat der Schäfer, wie sie es verlangte, und siehe da, die riesige Pforte sprang auf und schwenkte zur Seite. Abermals tat sich ein Gang auf, der ging steil hinunter bis in den Schoß des Berges. Es tropfte kühl von seiner Decke, Fledermäuse hingen an den Wänden, und ein leises unheimliches Rauschen wie von geheimen Wassern tönte irgendwo. Endlich aber blinkte ein Lichtlein auf, das war eine Fackel in einem großen Gemach; an einem Tisch saßen zwei Jungfern und spannen ohne aufzublicken, und unter dem Tisch lag der Teufel an einer schweren, eisernen Kette und knurrte und rumorte und peitschte mit dem Zottelschwanz die marmornen Fliesen.

Johann Bickel war kein ängstlicher Mann; er betrachtete den Teufel neugierig und ein bißchen spöttisch, denn die Kette schien ihm stark genug, um die halbe Hölle festzuhalten. Die Jungfrauen am Tisch lächelte er freundlich an, aber sie schauten nicht auf von ihrer emsigen Arbeit und schienen traurig im Gemüt. Auch gut, dachte Johann Bickel, ließ die Jungfern spinnen und sah sich in der Höhle um. Da wurden ihm die Augen so groß wie nie in seinem Leben, überall, wo er auch hinstarrte, gleiste und glitzerte es von goldenem Schmuck und leuchtenden Steinen. Kronen, Armreife, Brustspangen und Gürtelfibeln, gemünztes und Barrengold, Ketten und Perlenschnüre glänzten aus Truhen und Töpfen, als seien sie nur so hineingeschaufelt und hätten keinen Wert.

„Wenn du hier auch nur einen einzigen Griff tun dürftest,“ dachte Johann Bickel bei sich, „so wärest du reich für dein ganzes Leben, könntest die Kinder auf die hohen Schulen schicken und selbst einen schönen Bauernhof kaufen. Aber es ist ja nicht deines.“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und blickte seine Führerin fragend an.

Die nickte ihm zu und sprach: „Nimm dir, was du immer nehmen magst, aber vergiß das Beste nicht.“

Das Beste werde ich mir natürlich aussuchen, dachte der Schäfer, legte die Springwurz auf den Tisch und wühlte in den Truhen herum, bis er meinte, alles Schönste, Teuerste und Beste in seinen Taschen zu haben. Hin und wieder warf er einen hastigen Blick auf die Jungfrau, aber die wartete bleich und geduldig und, wie ihm nachträglich schien, ein wenig traurig, bis er mit dem Raffen zu Ende war. Da stand er denn, dick voll Gold und Edelsteinen, reicher wie der Graf, dem seine Herde angehörte, die Fäuste von Ketten, die Arme voll goldener Last, dachte weder an den Teufel noch an die Jungfrauen, überlegte nicht, warum er wohl an diesen Ort berufen worden sei und ob er wohl zu danken hätte, ließ die Springwurz Springwurz sein und eilte, so rasch er mit der schweren Last laufen konnte, den Gang zurück. Unheimlich rauschte und brauste es jetzt hinter den Wänden, es schien als brächen Stimmen aus den Spalten und Ritzen, weinende, drohende und höhnische, aber Johann Bickel war vom Goldteufel besessen und dachte an nichts weiter, als wie er seinen gewaltigen Schatz in Sicherheit bringen könnte. Schon sah er die erste Tür, schon dämmerte das Tageslicht durch die Spalte, er rannte, daß die Füße brannten, gewann das Tor und glaubte sich geborgen; aber der schwere eherne Torflügel schlug so hart hinter ihm zu, daß er ihm ein Stück von der Ferse abriß. Mühsam, über und über mit Blut bedeckt und schier zu Tode ermattet, kroch Johann Bickel endlich aus dem Berge und gelangte an die Paderborner Heerstraße, wo ein vorbeifahrender Bauersmann ihn auf seinen Karren lud und nach Hause brachte.

Nun war der Schäfersmann zwar reich, aber zugleich ein Hinkefuß für all sein Leben, aber darum gab er nicht viel. Denn, als er wieder umherkriechen konnte, gedachte er noch tausendmal reicher zu werden, ging heimlich an den Köterberg und suchte die Höhle. Er hat sie nie wieder gefunden, und nun merkte er endlich, daß er doch trotz aller Perlen und Smaragde und Saphire das Beste in dem unterirdischen Gemach vergessen hatte: Ein höfliches „Vergelts Gott“, schon um den Teufel zu ärgern, und die Springwurz, vor der Höhlen und Tore aufsprangen.

Februar oder Hornung.

Wenn im Februar die Mücken schwärmen,
muß man im März die Ohren wärmen.

Es sagt der Bauer: Ein kurzer Februar ist ein Lauer.

Datum			Notizen
1	Mi.	Ignatius	
2	Do.	Mar. Lichtmeß	
3	Fr.	Blasius	
4	Sa.	Raban Rembert	Sonn.-Aufg. 7.42 Sonn.-Untg. 4.47
		6. Sonntag. Septuagesima.	
		K. Von d. Arb. im Weinb. Mt. 20, 1-16. E. Die Arbeiter im Weinb. Mt. 20, 1-16.	
5	So.	Agathe	
6	Mo.	Dorothea	
7	Di.	Romuald	
8	Mi.	Joh. v. Matha	
9	Do.	Apollonia	
10	Fr.	Scholastika	
11	Sa.	Adolf Desiderius †	Sonn.-Aufg. 7.29 Sonn.-Untg. 5.00
		7. Sonntag. Sexagesima.	
		K. Von d. verschied. Aeckern Luk. 8, 4-15. E. Vom Sämann, Luk. 8, 4-15.	
12	So.	Stifter d. Serv.	
13	Mo.	Priszilla	
14	Di.	Zeno	
15	Mi.	Walafried	
16	Do.	Juliana	
17	Fr.	Finton	
18	Sa.	Simon Angilbert †	Sonn.-Aufg. 7.16 Sonn.-Untg. 5.14
		8. Sonntag. Quinquagesima.	
		K. Jes heilt ein. Blinden Luk. 18, 31-43. E. Seh. w. geh. hin. g. Jeruf. L. 18,31-43.	
19	So.	Mansuet	
20	Mo.	Isenbart Wulfrich	
21	Di.	Fastnacht	
22	Mi.	Aschermittw. P. Stu.	
23	Do.	Petrus Damian	
24	Fr.	Schalttag	
25	Sa.	Matthias, Modestus	Sonn.-Aufg. 7.01 Sonn.-Untg. 5.27
		9. Sonntag. Invok. Buß- und Bettag.	
		K. Jes. wird v. Teufel vers. Matth. 4, 1-11 E. Christi Versuchung Matth. 4, 1-11.	
26	So.	Walburga	
27	Mo.	Mechtild	
28	Di.	Leander	
29	Mi.	Quat. Oswald	



Der Schuß des Blinden.

Im finsterſten Verließ des Sooneck lag ein Ritter gefangen. Jahr um Jahr, Sommer und Winter hörte er nichts als das Raſſeln ſeiner ſchweren Ketten und das Klirren des Riegels, wenn ihm das karge Mahl durch den Türſpalt geſchoben ward. Kein Lichtſtrahl drang in die fenſterloſe Gruft, und hätte plötzlich durch ein Wunder die helle Sonne hineingeſchienen, der Gefangene hätte keinen Schimmer davon geſehen, denn ſein Todfeind, der Ritter von Sooneck, hatte ihn grauſam geblendet, bevor er ihn in den Kerker warf.

Der Gefangene war der Ritter von Fürſteneck, und nicht um Geld und Gut lag er dreizehn Jahre lebendig begraben. Wie jedermann im Rheingau wußte, war der Ritter von Sooneck ein harter und ungerechter Herr, der Tier und Menſchen quälte und aus den Bauern ſeines Gebiets den letzten Pfennig herauspreßte. Aber jedes Kind wußte auch, daß der ritterliche Herr von Fürſteneck der beſte Bogenſchütze am ganzen Rheine war, der das Wild im Lauf, ja den Vogel im Fluge nie fehlte. Dieſen Ruhm hatte der Soonecker ihm geneidet und unaufhörlich mit ihm Streit geſucht. Was half dem Ritter von Fürſteneck

seine Tapferkeit, sein scharfes Auge, seine sichere Hand und sein Sieg im offenen Kampf? Durch List und Verrat wurde er überwältigt, geblendet und gefangen gesetzt, und über dem Hochsitz des Sooneckers hing, mehr ein Schimpf für ihn als ein Siegeszeichen, die Armbrust des Fürsteneckers, die in der Hand ihres Meisters nie einen Fehlschuß getan hatte.

Aber das Volk hatte seinen Helden nicht vergessen. Dreizehn Jahre lang ging von Mund zu Mund das Lied von dem Schützen, der wie kein zweiter den Vogel im Fluge traf. Einst saß der Soonecker nach der Jagd mit seinen Kumpanen beim wilden Gelage. Die trunkenen Gäste tobten und schrien, und ihr Lärmen und Lachen klang weit in die Nacht hinaus. Da pochte es ans Burgtor, und ein fahrender Sänger mit weißem Bart, in einen dunklen Mantel gehüllt, begehrte Einlaß. Der Pförtner ließ ihn ein und führte ihn in die Halle. Die Zechgenossen verhöhnten den Fremden und stießen ihn vor den Soonecker, der ihm herrisch befahl, zur Kurzweil ein lustiges Lied zu singen. Sogleich stimmte der Sänger seine Harfe und begann; die Zecher verstummten nach den ersten Worten und blickten verstohlen nach dem Burgherrn, denn der Sänger sang mit starker Stimme das Lied vom besten Schützen am Rhein, der wider alles Recht dreizehn Jahre im Turm von Sooneck schmachte. Was hielt den Soonecker zurück, sein Schwert zu ergreifen und den kühnen Sänger zu strafen? War es das leise Flüstern seiner Kumpane oder ein neuer Haß gegen den gefangenen Feind? Wie von Sinnen schrie er in die Stille:

„Ist das alles, was du zum Ruhm des Fürsteneckers zu singen weißt? Weißt du nicht, was er im Kerker gelernt hat? So sollst du ein neues Lied von dem Schützen lernen, der nun auch trifft, was er nicht sieht. Bringt ihn herauf!“

Die Knechte schleppten den Gefangenen herbei, zermürbt und greis von langer Haft, mit dem wirren Haar und den leeren Augenhöhlen mehr einem Toten, denn einem Lebenden ähnlich.

„Jetzt schieß um dein Leben, alter Hund,“ rief der Herr von Sooneck, „triffst du den Becher in meiner Hand, so sollst du frei und ledig sein. Fehlst du, so soll meiner Knechte Bolzen dich treffen.“

Ein dröhnendes Gelächter endete die rohen Worte, indes ein Knecht die Armbrust des Fürsteneckers von der Wand riß und sie dem Blinden in die Hand legte. Der tastete zärtlich über Schaft und Sehne, legte mit sicherem Griff wie ein Sehender den Bolzen auf, hob die Armbrust, und schwirrend flog der Pfeil dem Lachen entgegen. Ein wilder Aufschrei, und mit durchschossener Kehle stürzte der Soonecker zu Boden, den Becher noch in der Hand.

Die ernüchterten Gäste wollten nach den Waffen greifen, da erscholl ein lauter Ruf des fremden Sängers. Er riß Bart und Mantel ab und sprang, ein schöner Jüngling, mit gezogenem Schwert vor seinen Vater, den alten Fürstenecker. Vor der Burg ertönte der Antwortruf seiner Mannen; da gaben die Gäste schweigend Raum, einen Augenblick hielten Vater und Sohn sich umschlungen, dann wankte der Blinde, von starken, jungen Armen gestützt, aus der Halle. Eilend hob der Sohn ihn auf ein Roß, und so ritt er, umgeben von seinen Getreuen, ins Leben zurück auf seine feste Burg.

Mittel, sie zu gewinnen: Er solle auf einem schneeweißen Rosse, ein weißes Tuch in der Hand, mit einem Satz über den Bach springen, dann würde sie samt der unschätzbaren Krone auf ihrem Haupte sein eigen, und das Schlangenvolk wäre gezwungen, sie freizugeben.

Der Junker wachte die ganze Nacht vor Aufregung, und andern Tages ließ er sein milchweißes Pferd satteln, nahm ein weißes Tuch in die Hand und ritt durch den Wald zum Bach. Da stand am andern Ufer die Schlangenkönigin, aber heute als eine herrliche Jungfrau; nur die Krone auf ihrem Haupte erinnerte an die Schlange, die er geliebt hatte. Der Junker von Klingenwalde war sprachlos vor Freude, ein so süßes Menschenkind sein eigen nennen zu dürfen, aber noch hatte er es nicht, er sollte es erst gewinnen. Er ritt ein paar Pferdelängen zurück, um einen Anlauf zu dem gefährlichen Sprunge zu nehmen, und in seiner Erregung merkte er nicht, wie sich Sträucher und Büsche geheimnisvoll bewegten und wie von allen Seiten ein seltsames Zischen und Pfeifen anhub. Er gab dem Zelter die Sporen und stob von dannen, da brachen Tausende von Schlangen aus dem Gezweig und stürzten sich mit Blitzesschnelle auf ihn. So lieblich ihn die Schlangenkönigin alle Tage mit ihren Bewegungen ergötzt hatte, so grauenvoll und schrecklich war ihm dieser Anblick. In Verzweiflung und Todesangst kam er bis an das Ufer des Baches, aber da hatten ihn die Schlangen erreicht und umzüngelten Roß und Mann. Mit letzter Kraft setzte das Pferd zum Sprunge an, allein mitten im Sprunge ward es von den Schlangen übermannt, und Roß und Reiter versanken im Wasser. Zugleich verschwand die Königin mit lautem Schrei.

Ein Diener des Junkers, der am Waldrande mit einem prächtig aufgeputzten Pferde auf die Braut warten sollte, ist von dem Lärm angelockt worden und hat das Schreckliche von weitem mit angesehen. Es war ein Mann in den besten Jahren, aber als er wieder in die Burg zurückgeritten kam, war sein Haar weiß wie bei einem Greise.

Zu jener Zeit müssen viele Schlangenvölker in Deutschland gewesen sein, von verschiedenartiger Sitte und Wesen, wie die Menschenvölker auch. Aus dem Schwäbischen wird berichtet, daß ein Bauer aus Derendingen oft in der Steinlach eine Schlange gesehen habe, die badete. Die goldene Krone, die sie auf dem Haupte trug, legte sie jedesmal vorher ab. Der Bauer, sonst ein ehrlicher Kerl, zeigte kein Bedenken der Schlange ihre Krone zu stehlen, er ritt eines Tages, als sie badete hin, nahm die Krone und jagte davon. Kaum bemerkte die Schlange den Diebstahl, da schoß sie hinter ihm her, aber weil der Bauer bald links, bald rechts auswich und durch Kreuz- und Quersprünge die Schlange nötigte, beständig zu drehen und zu wenden und sie dadurch im Lauf aufhielt, so kam er glücklich an sein Haus und hinein in die Scheuer, die er vorher hatte aufmachen lassen. Er war so vorsichtig gewesen, einen Knecht zu bestellen, der die Türe hinter ihm zuschlagen mußte. Dies tat der Knecht auch furchtlos genug, denn die Schlange kam schon herangeschossen und war so nahe, daß sie unter der Türe zerquetscht wurde und starb. Der verwegene Bauer soll steinreich geworden sein.

April oder Ostermonat.

An Aprilregen ist viel gelegen; ein trockner April ist nicht der Bauern Will.

Heller Mondschein im April, schadet der Baumblüte.

Datum			Notizen
14. Sonntag. Palmsonntag. K. Vom Einz. Jes. in Jerus. Mt. 21, 1-9. E. Christi Einz. in Jerus. Mat. 21, 1-9.			
1	So.	Hugo	
2	Mo.	Franz von Paul	
3	Di.	Richard	
4	Mi.	Isidor	
5	Do.	Gründonnerstag	
6	Fr.	**Karfreitag**	Sonn.-Aufg. 5.24
7	Sa.	Karsamstag	Sonn.-Untg. 6.42
15. Sonntag. Hlg. Osterfest. K. Von d. Auferst. Jesu Mark. 16, 1-8. E. Die Auferst. d. Herrn Mark. 16, 1-8.			
8	So.	**Hlg. Osterfest**	
9	Mo.	**Ostermontag**	
10	Di.	Ezechiel	
11	Mi.	Leo der Große	
12	Do.	Zeno	
13	Fr.	Hermengild	Sonn.-Aufg. 5.08
14	Sa.	Justin	Sonn.-Untg. 6.54
16. Sonntag. Quasimodogenit. K. Jes. k. d. verschl. Türen J. 20, 19-31. E. Friede sei mit euch Joh. 20, 19-31.			
15	So.	**Weißer Sonntag**	
16	Mo.	Benedikt Labre	
17	Di.	Rudolf	
18	Mi.	Eleutherius	
19	Do.	Emma	
20	Fr.	Adolar	Sonn.-Aufg. 4.53
21	Sa.	Anselm	Sonn.-Untg. 7.06
17. Sonntag. Mis. Dom. K. Vom guten Hirten Joh. 10, 11-16. E. Der gute Hirte Joh. 10, 12-16.			
22	So.	Radulf	
23	Mo.	Georg	
24	Di.	Fidelis	
25	Mi.	Markus	
26	Do.	Kletus u. Marzell.	
27	Fr.	Petr. Kan.	Sonn.-Aufg. 4.38
28	Sa.	Paul v. Kr.	Sonn.-Untg. 7.18
18. Sonntag. Jubilate. K. Eine kleine Weile und ihr werdet mich nicht mehr sehen Joh. 16, 16-22. E. Ueber ein Kleines Joh. 16, 16-23a.			
29	So.	**Hauptfest d. hl. Jos.**	
30	Mo.	Katharina v. Siena	



Jäger Wod.

Der Bauer Jochen Breekopp aus der Schweriner Gegend kam eines Tages betrunken von der Stadt nach Hause. Er mußte durch einen dunklen verrufenen Eichenwald, aber in seinem Dusel war ihm alles einerlei, er fürchtete sich weder vor Gott noch vor dem Teufel. Plötzlich hörte er in der Luft das Gelärm der wilden Jagd, die Rüden tobten und bellten, und der wilde Jäger Wod schrie: „Mitten in den Weg! Mitten in den Weg!“ Wer das nämlich befolgt und mitten im Wege bleibt, dem soll Wod nichts tun. Jedoch der betrunkene Bauer schlug die Warnung in den Wind und ging, wie es ihm gerade paßte. Da stürzte aus Wolken und Eichenkronen ein riesiger Schimmel vor ihn hin, auf dem saß Jäger Wod mit wallendem weißen Barte und blitzenden Augen, die schienen den Bauern in Flammen zu hüllen. „Wer bist du, daß du meine Warnung verlachst?“ brüllte der Jäger Wod, „hast du Kraft? Wohlan, so wollen wir uns versuchen! Nimm hier die Kette, wir wollen sehen, wer am stärksten zieht.“

Jochen Breekopp, obwohl arm und außerdem betrunken, nannte zwei große Güter sein eigen: nämlich Mut und Witz. Er faßte die Kette, und Wod schwang sich hohnlachend in die Luft, kam aber nicht weit, denn Jochen Breekopp hatte die Kette um einen mächtigen Eichbaum geschlungen und der war auch für Wod zu stark. Er stürzte jählings aus den Wolken herab und fragte, indes der völlig nüchtern gewordene Jochen die Kette blitzschnell löste: „Hast du sie etwa um die Eiche geschlungen?" „Nein, Herr," antwortete Jochen einfältig, „seht, ich halte sie hier in meinen Händen." „Nun, dann gehörst du mir," schrie Wod und schwang sich abermals mächtig in die Wolken, jedoch die Kette lag schon wieder um den Baumstamm, und er hielt stand. Mit Donnerkrachen stürzte Wod wieder auf die Erde, erhob sich und fluchte: „Und wärest du schwerer als Blei, es soll mir doch gelingen." Damit versuchte er es ein drittes Mal, daß die Eiche stöhnte und krachte, und die Hunde bellten, und die Rosse in den Lüften schnoben. Jedoch er mußte ein drittes Mal zur Erde fahren und stürzte dabei sogar von seinem Schimmel. „Du hast dich brav gehalten," sagte er freimütig, „du bist der erste Mann, der mir widerstehen konnte. Ich will dich belohnen!" Damit sprang er mit einem Satz wieder in den Sattel, und mit grausem Gepolter brauste die wilde Jagd weiter.

Jochen Breekopp aber schlich sich still davon. Es schien ihm Lohn genug, mit heilen Knochen aus diesem Handel fortgekommen zu sein. Er hatte sein Lebtag noch nie über seinen Wandel nachgedacht, aber nun war es ihm doch, als sei ein freundliches Geschick ihm unverdient beschert worden. Mit Grausen dachte er daran, wie schrecklich es gewesen wäre, wenn Wod ihn in all seiner Trunkenheit mit in die Lüfte gerissen hätte, und daß jetzt schon sein zerschmetterter Leib in den Zweigen einer Eiche oder gar tief im Moore läge. Dann säßen Weib und Kinder hungernd zu Hause und müßten dem elenden Säufer fluchen, der ihnen ein so schlechter Gatte und Vater gewesen war. Die Tränen traten Jochen Breekopp in die Augen, und er schwur sich Besserung. Rüstig schritt er aus, und wie er so dahinging, fiel aus der Höhe plötzlich ein weidwunder Hirsch todächzend vor ihm nieder. Wod erschien auf seinem Schimmel und lachte: „Weil du so tapfer gewesen bist, sollst du Blut haben und eine Keule dazu." „Herr", erwiderte Jochen Breekopp, „ich habe weder Topf noch Eimer bei mir". „Zieh den Stiefel aus", befahl Wod, „füll ihn an und wandre mit deiner Last nach Haus!" Da war er auch schon wieder in den Wolken und stob davon.

Jochen füllte den Stiefel mit Blut, klemmte die Hirschkeule unter den Arm und trabte von dannen. Nach einiger Zeit kam es ihm vor, als hinge ein Bleigewicht an seinen Beinen. Die Last in seinem Arm wurde immer schwerer, die Hirschkeule zog ihn fast zu Boden, und der Stiefel schien Blei statt Blut zu enthalten. Schließlich meinte er, der Schrecken habe ihm noch nachträglich die Glieder gelähmt, jedoch er wagte nicht zu rasten und konnte bei seiner großen Armut Fleisch und Blut zu gut gebrauchen, um es am Wege verderben zu lassen. Er nahm all seine Kraft zusammen und kam denn auch bei dämmerndem Morgen in Schweiß gebadet zu Hause an. Als er nun seinem Weibe die Schätze, die ihm sein Witz eingebracht hatte, zeigen wollte, da war der Stiefel voll Gold und die Hirschkeule war ein Ledersack voller Taler. Aus dem armen Jochen war ein reicher Jochen geworden. Nun konnte er soviel trinken und essen, wie er Lust hatte, aber er hatte von der Nacht genug, trank keinen Tropfen Schnaps mehr, mehrte sein Gut und blieb wohlhabend bis an sein Ende.

Mai oder Wonnemonat.

Kühler Mai, bringt allerlei, gut Geschrei, Gras und Heu.

Maienmond, kalt und windig, macht die Scheune voll und pfündig.

Datum			Notizen
1	Di.	Philipp u. Jakobus	
2	Mi.	Athanasius	
3	Do.	Kreuz Auff.	
4	Fr.	Monika	
5	Sa.	Pius	Sonn.-Aufg. 4.24 Sonn.-Untg. 7.30
		19. Sonntag. Cantate.	
		K. Christi Heimgang Joh. 16, 5-15.	
		E. Es ist euch gut, d. ich hing. Joh. 16,5-15	
6	So.	Joh. v. d. lat. Pforte	
7	Mo.	Stanislaus	
8	Di.	Mich. Ersch.	
9	Mi.	Gregor v. Naz.	
10	Do.	Antonin	
11	Fr.	Majolus	
12	Sa.	Pankraz	Sonn.-Aufg. 4.12 Sonn.-Untg. 7.42
		20. Sonntag. Rogate.	
		K. Wenn ihr um etwas in meinem Namen bitten werdet Joh. 16, 23-30.	
		E. Bitt., so werd. ihr nehm. J. 16, 23b-33.	
13	So.	Servatius	
14	Mo.	Bonifaz.	
15	Di.	Joh. l. d. S.	
16	Mi.	Joh. Nep.	
17	Do.	**Christi Himmelf.**	
18	Fr.	Erich	
19	Sa.	Zölestin	Sonn.-Aufg. 4.01 Sonn.-Untg. 7.52
		21. Sonntag. Exaudi.	
		K. W. d. Tröster kom. wird J. 15, 26-16,4.	
		E. Der Geist d. Wahrheit J. 15,26-16, 4.	
20	So.	**Maria Schutzfr. Bay.**	
21	Mo.	Adalrich	
22	Di.	Julia	
23	Mi.	Euphrosyne	
24	Do.	Hildebert	
25	Fr.	Gregor	
26	Sa.	Philipp Neri	Sonn.-Aufg. 3.52 Sonn.-Untg. 8.02
		22. Sonntag. Hlg. Pfingstfest.	
		K. W. m. liebt, h. m. Gebote J. 14,23-31.	
		E. Der Tröster Joh. 14, 23-31.	
27	So.	**Hlg. Pfingstfest**	
28	Mo.	**Pfingstmontag**	
29	Di.	Judith	
30	Mi.	Quat. Ferdinand	
31	Do.	Angela	Sonn.-Aufg. 3.47 Sonn.-Untg. 8.09

19. Mai (Totale Sonnenfinsternis)



Der versiegte Brunnen.

Das älteste Bild unseres Heilandes in Gerolstein ist zugleich das höchste über dem Orte. Es schaut vom Galgenberge auf das Städtchen nieder und ist um einer sehr besonderen Gelegenheit willen errichtet worden, nicht gar rühmlich für die, so einst in den Eifelbergen das Regiment geführt haben. In jenen Tagen waren die Sitten durch Kriege und Fehden verwildert, Mörder und Räuber hausten überall, und in der Gerolsteiner Gegend hauste ein Gesell so furchtbar, daß die Bürger sich kaum auf die Landstraße trauten und Handel und Wandel daniederlag. Monatelang sandten die Gerolsteiner ihre Stadtknechte und Reisige vergeblich aus, der Räuber war immer da, wo die Gerolsteiner nicht waren.

Aber eines Tages brachten die Häscher einen Mann in Stricken gebunden, von dem etliche der angefallenen Kaufleute aussagten, er sei der gesuchte Räuber. Der Gefangene leugnete jede Schuld; er sei zwar arm, aber ehrlich und habe seine Hände nie mit Menschenblut befleckt. Es half ihm aber nichts, denn die Gerolsteiner glaubten natürlich den Aussagen ihrer eigenen Bürger lieber als der des hergelaufenen Fremden, sie freuten sich auch

zu sehr, endlich die grausame Plage loszuwerden und verurteilten den armen Sünder zum Tode durch das Schwert. Damals stand anstelle des Kreuzes der Galgen und daneben ein Gerüst mit dem Richtblock. Unfern dieser Stätte war ein Brunnen, der heute versiegt ist. Die Stunde der Hinrichtung war gekommen, von allen Dörfern waren die Leute herbeigeströmt, das blutige Schauspiel zu sehen, aber der Verurteilte hob das Haupt frei über die Menge und rief:

„Wenn hier Mörder stehen, so sind es die, die mich verurteilt haben, nicht aber ich. So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich bin unschuldig. Ich fühle, daß mich hier auf Erden nichts retten wird, der Heiland wird mir diesen bitteren Tod anrechnen und mich in sein Paradies führen."

Zunächst war die Menge von dem sicheren Wesen des vermeintlichen Mörders bestürzt, dann aber verlachten sie ihn und schrieen höhnisch nach Beweisen. Schon ergriffen die Henkersknechte den Gefesselten, aber er richtete sich noch einmal auf und rief:

„Mein totes Haupt wird von diesem Richtblock aus in jenen Brunnen springen, und er wird für alle Zeit versiegen."

Eine wahnsinnige Erregung bemächtigte sich der Volksmasse, das Schwert des Henkers sauste auf den Unglücklichen nieder, und, siehe da, das blutbesprengte Haupt flog wie von unsichtbaren Händen geworfen in den Brunnen.

Verstört sahen sich die Mitglieder des Rates an, in ihren entsetzten Augen spiegelte sich die Furcht wider, einem Schuldlosen das Leben genommen zu haben. Die Zuschauer brachen, von dem Wunder im Innersten aufgewühlt, in die Kniee und baten den Himmel um Gnade für diese dunkle Stunde ungerechten Gerichts. So schnell schlug die Volksmeinung um, daß die Kaufleute, die den Toten als den Räuber bezeichnet hatten, eilig in ihre Häuser fliehen mußten, um der Wut ihrer Mitbürger zu entgehen. Der Leichnam wurde feierlich in geweihter Erde bestattet, Galgen und Richtblock wurden verbrannt, denn keiner der Magistratsmitglieder wollte jemals wieder ein Urteil fällen, und anstelle des finsteren Holzes errichteten die Gerolsteiner ein lichtes Kreuz, das heute noch dort oben steht.

Als aber nach einigen Wochen die Kaufleute auf den Landstraßen merkten, daß kein Räuber sie mehr belästigte, wagten sich etliche mit der Meinung hervor, sie hätten doch wohl den Richtigen gefangen und zu Recht gerichtet. Der Spuk mit dem Kopf sei nichts als ein Blendwerk des Teufels gewesen, der seinem mörderischen Diener geholfen habe, noch nach seinem Tode die Gerolsteiner Bürger in Angst und Not zu versetzen. Jedoch war dies eine Meinung, die selber der Angst entsprang, und ein übler Versuch, sich reinzuwaschen, denn der Brunnen neben dem Kreuzesbilde versiegte wirklich und gab trotz allen Grabens kein Wasser mehr. So große Macht auch der Teufel hat, das hätte er neben dem Heilande doch nicht fertig gebracht.

Aber Gott schickte noch ein Zeichen. Um die Weihnachtszeit mitten im Schnee brach aus dem Grabe des unbekannten Fremdlings eine weiße Rose auf und wuchs in drei Tagen ellenhoch empor. Diese Blüte soll einen so unbeschreiblich süßen Duft gehabt haben, daß alle, die ihn kosten durften, erzählten, es sei ihnen gewesen, als ob ein Engel ihre Stirn berührt habe.

Juni oder Brachmonat.

Vier Tage vor und nach der Sonnenwende (22.) zeigen die herrschende Witterung bis nach Michaelis an.

Donnert's im Juni, so gerät das Getreide gut.

Datum			Notizen
1	Fr.	Kuno	Sonn.-Aufg. 3.45
2	Sa.	Erasmus	Sonn.-Untg. 8.11
		23. Sonntag. Trinitatisfest.	
		K. M. ist alle Gewalt gegeb. Mt.28,18-20.	
		E. Gespräch m. Nikodemus Joh. 3, 1-15.	
3	So.	**Hl. Dreifalt.-F.**	
4	Mo.	Werner	
5	Di.	Bonifatius	
6	Mi.	Norbert	
7	Do.	**Fronleichnamsfeier**	
8	Fr.	Medard	
9	Sa.	Primus u. Felizian	Sonn.-Aufg. 3.41 Sonn.-Untg. 8.18
		24. Sonntag. 1. Sonntag nach Trin.	
		K. Vom großen Abendm. Luk. 14, 16-24.	
		E. D. reiche M. u. d. a. Laz. L. 16, 19-31.	
10	So.	Margarete	
11	Mo.	Barnabas	
12	Di.	Gerwald	
13	Mi.	Anton von Padua	
14	Do.	Basilius	
15	Fr.	Herz Jesu F.	
16	Sa.	Herz Maria F.	Sonn.-Aufg. 3.39 Sonn.-Untg. 8.22
		25. Sonntag. 2. Sonntag nach Trin.	
		K. Vom verlorenen Schafe Luk. 15, 1-10.	
		E. Das große Abendmahl Luk. 14, 16-24.	
17	So.	Adolf	
18	Mo.	Emil	
19	Di.	Gervas., Protas.	
20	Mi.	Florentina	
21	Do.	Alois	(Sommers Anfang)
22	Fr.	Paulinus	Sonn.-Aufg. 3.39 Sonn.-Untg. 8.24
23	Sa.	Edeltraud	
		26. Sonntag, 3. Sonntag. nach Trin.	
		K. Vom Fischzug Petri Luk. 5, 1-11.	
		E. Jes. nimmt d. Sünder an L. 15, 1-10.	
24	So.	Johannes d. T.	
25	Mo.	Wilhelm	
26	Di.	Johann u. Paulus	
27	Mi.	Ladislaus	
28	Do.	Irenäus	
29	Fr.	**Peter und Paul**	Sonn.-Aufg. 3.42 Sonn.-Untg. 8.24
30	Sa.	Pauli Gedächtnis	

3. Juni (Totale Mondfinsternis)
17. Juni (Partielle Sonnenfinsternis)



Die Bäckerjungen von Andernach.

Habt ihr je im blühenden Heidekraut gelegen und einem Bienlein beim Honigsammeln zugeschaut, bis es schwer von der süßen Tracht davon taumelte? Ein friedlich sommerlicher Duft umweht das kleine, fleißige Volk, und doch hat es einmal eine ganze Schar wehrhafter Männer in die Flucht getrieben und die schöne Stadt Andernach vor Kriegsnot und Schlimmerem bewahrt. Kein General und kein Feldherr hat sie in die Schlacht geführt, sondern zwei lustige Bäckerjungen, deren Steinbilder noch heute am Rheintor zu Andernach zu sehen sind.

Von diesem Ruhm hatten die beiden Jungen nicht geträumt, als sie im Morgengrauen mit ihrem knusprigen Backwerk durch die stillen Straßen gingen und die frischen Brötchen an den Haustüren in die bereitgehängten Beutel steckten. Als nun jeder von ihnen seine Runde gemacht, trafen sie zusammen, den leeren Korb am Arm, und weil sich jeder von ihnen auf seinem Botengang recht geeilt hatte, meinten sie, ein freies Stündlein wohl

verdient zu haben und schlenderten vergnügt dem Rheintor zu. Der Torwart schnarchte noch in seiner Kammer, sein Hund blinzelte nur den ihm wohlbekannten Schlingeln zu, und selbst die Bienen des Torwarts waren noch nicht aus ihren Körben, die in langer Reihe auf der Mauer des Wehrgangs standen, ausgeflogen.

„Wie wär's, wenn wir die Fluglöcher an den Bienenkörben mit Lehm verstopften?" meinte der eine der Jungen und machte sich sogleich an die Arbeit, während der andere auf die Brustwehr kletterte und bald hinunterlauschte, ob auch der Torwart nicht erwachte, bald über den Rhein hinausblickte. Da gewahrte er in der Dämmerung am andern Ufer ein Blitzen wie von Waffen, dazu einen leisen Ruderschlag auf dem Wasser und diesseits ein Laufen und Hasten wie von vielen gewappneten Männern, deren Zahl ständig zu wachsen schien. Geschwind winkte der Bäckerbursche seinen Gefährten herbei und flüsterte ihm zu: „Sollten das wohl die Söldner von Linz sein, die sich zu dem fetten Zoll, der uns entzogen und den Linzern gegeben ist, auch noch das gute Andernacher Brot holen wollen?" Er hatte nicht fehl geraten, es waren wirklich die Linzer Söldner, die so leise wie möglich vom Ufer den Rhein heraufkamen, und deren Vorderste mit einem gewaltigen Balken das Stadttor rammen wollten. Ach, was hätte jetzt die Sturmglocke genutzt! Gewalt und Raub wären mitten in der Stadt gewesen, bevor die Andernacher Bürger den Schlaf aus den Augen gerieben und ihre Wehr ergriffen hätten. Da faßten die beiden Bäckerjungen einen schnellen und guten Entschluß. Sie griffen einen der Bienenkörbe und warfen ihn auf die ersten Angreifer hinunter. Das war ein gefährliches Summen und Brummen, wie der erschreckte Schwarm aus dem offenen Korbboden sich auf die Männer stürzte. Die Bienen schwirrten und stachen in Mund und Nase, und die Männer mußten eilig den Rammbock fallen lassen, um ihre Augen zu bedecken. Sie wollten zurück, und die hinteren Reihen trieben vorwärts, um zu sehen, was es gäbe, sodaß es ein wildes Gedränge gab. Ein Bienenkorb nach dem andern flog herab und schüttete seinen grimmigen Inhalt auf die Krieger, die gegen einen solchen Gegner nicht gerüstet waren. Vergeblich schlugen sie in blinder Wut auf die Körbe ein. Die Bienen wurden dadurch nur noch mehr gereizt und schwärmten und stachen, daß keiner der Linzer mit heiler Haut entkam. Während der eine der Bäckerjungen noch die letzten Körbe hinunterwarf, hatte der andere den Torwart aus dem Schlaf geschreckt und war selbst an den Glockenturm gelaufen, sodaß nun auch die Sturmglocke läutete und die Andernacher Bürger aus dem Morgenschlummer riß. Aber als sie in Wehr und Waffen auf der Mauer erschienen, sahen sie nur noch die Reste der zerhauenen Bienenkörbe und etliche Waffenstücke, die die Linzer bei ihrem Wettlauf mit den Bienen verloren hatten. Von der wütenden, stechenden Bienenschar verfolgt hatten sie keinen andern Ausweg gewußt, als ins Wasser zu tauchen, und jetzt saßen sie wohl daheim und kühlten ihre Beulen. Für den Spott zu ihrem Schaden brauchten sie nicht zu sorgen, und sie haben das Wiederkommen vergessen.

Aber eine lange Zeit danach war es nicht gut, einen Linzer zu fragen, ob er gerne Honig esse.

Den beiden Bäckerjungen aber ward große Ehre von ihrem Streich, mit dem sie den Feind für immer vertrieben und ihre Heimatstadt gerettet hatten.

Juli oder Heumonat.

Wie der Anfang der Heuernte, so das Wetter in der Kornernte.

Wer im Heu nicht gabelt, in der Ernte nicht zappelt,
im Herbst nicht früh aufsteht, der schau, wie es im Winter geht.

Datum			Notizen
27. Sonntag. 4. Sonntag nach Trin. K. V. d. wahr. Gerechtigk. Mt. 5, 20-24. E. Seid barmherzig Luk. 6, 36-42.			
1	So.	Hlg. Blutfest	
2	Mo.	Maria Heimsuchung	
3	Di.	Leo II.	
4	Mi.	Ulrich	
5	Do.	Philomene	
6	Fr.	Sexburgis	
7	Sa.	Willibald	Sonn.-Aufg. 3.48 Sonn.-Untg. 8.21
28. Sonntag. 5. Sonntag nach Trin. K. Jesus speist 4000 Mann Mark. 8, 1-9. E. Petri Fischzug Luk. 5, 1-11			
8	So.	Kilian	
9	Mo.	Leonore	
10	Di.	7 Brüder	
11	Mi.	Sigisbert	
12	Do.	Joh. Gualbert	
13	Fr.	Anaklet	
14	Sa.	Bonaventura	Sonn.-Aufg. 3.55 Sonn.-Untg. 8.15
29. Sonntag. 6. Sonntag nach Trin. K. Von d. falsch. Proph. Matth. 7, 15-21. E. Die bessere Gerechtigk. Mtth. 5, 20-26.			
15	So.	Heinrich	
16	Mo.	Maria v. B.	
17	Di.	Alexius	
18	Mi.	Kamillus	
19	Do.	Vinzenz v. P.	
20	Fr.	Margarete	
21	Sa.	Daniel	Sonn.-Aufg. 4.04 Sonn.-Untg. 8.07
30. Sonntag. 7. Sonntag nach Trin. K. V. d. ungerecht. Verw. Luk. 16, 1-9. E. D. Ernte i. gr. und d. Arbeiter wenige Mt. 9, 35-38.			
22	So.	**Skapulierfest**	
23	Mo.	Apollinaris	
24	Di.	Christine	
25	Mi.	Jakob	
26	Do.	Anna	
27	Fr.	Konstantin	
28	Sa.	Viktor	Sonn.-Aufg. 4.14 Sonn.-Untg. 7.57
31. Sonntag. 8. Sonntag nach Trin. K. V. d. Zerstör. Jerus. Luk. 19, 41-47. E. Von d. falsch. Proph. Matth. 7, 13-23.			
29	So.	Martha	
30	Mo.	Urban	
31	Di.	Ignaz v. Loyola	



Der Krötenstuhl.

Auf der Burg Nothaeder im Elsaß wohnte ein Herzog, der hatte drei wunderschöne Töchter. Aber im Herzen waren die drei nicht so schön wie an dem makellosen Leibe; sie waren stolz und hochfahrenden Wesens, und keiner, der um sie freite, war ihnen gut genug. Die edelsten Ritter des Landes baten um ihre Gunst, ja, selbst in ferne Weiten war der Ruf ihrer strahlenden Schönheit gedrungen und hatte Bewerber angelockt — alle kamen vergebens. Fast jeden Mond starb einer der Freier den Tod von eigener Hand, bis schließlich der letzte, der so verdarb, in seiner Verzweiflung die drei kalten Schönen in einen Felsen unweit Nothaeder verwünschte. Da saßen die drei nun, die Aelteste als Kröte, die nächste als Schlange, die Jüngste so wie sie war, und nur alle Freitag dürfen sie eine Stunde an dem Bergquell sitzen und auf einen Tapferen warten, der sie erlöst. Das haben manche versucht, wohl in der Hoffnung, endlich eine der Jungfern oder ihre unermeßlichen Schätze zu gewinnen, aber das Erlösungswerk war allzuschwer. Wer es vollbringen wollte, mußte an einem Freitag den Felsen ersteigen und fand dort in goldener Muschel eine goldene Locke, eine dunkelgelbe Schlangenschuppe und ein Stückchen strohfarbene Krötenhaut. Das muß er zu sich stecken und andern Freitags um die Mittagszeit abermals an den Berg-

quell pilgern und jetzt die beiden fürchterlichen Ungeheuer und danach die Jungfrau auf den Mund küssen.

Hin und wieder hat einer die Muschel und ihren seltsamen Inhalt gefunden; ist wohl auch den andern Freitag wiederum den Felsen hinaufgestiegen und war des guten Willens, den Scheusälern zu trotzen und die Rettung zu wagen, aber noch hat keiner die Erlösung vollbracht. Furcht und Grausen und Ekel haben die Kühnsten überwältigt und in die Flucht geschlagen, denn denkt: die Schlange ist lang und stark wie ein Heubaum, um das zweischneidige Zünglein spielt ein giftiger Brodem, die grünen Augen funkeln in höllischer Bosheit und am Schwanzende hat sie einen scharfen Stachel. Die Kröte ist noch viel scheußlicher, groß wie ein Backofen, über und über mit ekelhaften Pusteln bedeckt, und aus ihrem Rachen weht ein feuriger Atemstrom. Die Jungfrau ist holdselig wie immer im Leben anzuschauen, und sie zu küssen wäre leicht, wenn sich die Schlange nicht vordrängte und zuerst ihr Maul hinhielte. Einer soll es gewagt und ihre kalten Lippen mit den seinen berührt haben, aber vor der entsetzlichen Kröte ist er auch zurückgewichen und den Berg hinabgerannt. Die Kröte in ihrer grenzenlosen Enttäuschung ist ihm schwerfällig nachgehüpft und hat Feuer hinter ihm hergespieen, aber der Bub ist entronnen. Es hat ihn aber nimmer auf Erden gelitten, er ist bald danach gestorben.

So wie ihm erging es im benachbarten Badischen einem andern Jüngling bei einem ähnlichen Fall.

Ein Schustergeselle aus Britzingen lustwandelte eines Sonntags auf das verfallene Bergschloß Neuenfels. Da gesellte sich ihm eine schneeweiße Jungfer, fragte, was er da mache und ob er sich in der öden Burg nicht fürchte. Er breche sich Haselnüsse, sagte der Schuster, und da er niemanden ein Leid zufüge, erwarte er auch keine Unbill. Sie hieß ihn mitgehen, er tats auch ohne Bedenken; durch einen unterirdischen Gang kamen sie nacheinander in drei mit Eisentüren wohlverwahrte Gewölbe, in jedem bewachte ein riesiger, schwarzer Hund Kisten mit Silber, Gold und Edelsteinen. Dann führte die Jungfer den Schuster wieder ans Tageslicht und sprach zu ihm:

„Alle diese Schätze sind dein, wenn du mich erlöst. Komm an drei Samstagen abends nach der Betglocke auf das Schloß und trage mich auf deinem Kopf bis zu diesem Stein hier. Du darfst nichts reden und darfst dich durch nichts schrecken lassen; es wird dir nichts geschehen."

Der Bursch versprach's, kam auch an zwei Samstagen und trug die Jungfer auf dem Kopf, ohne daß ihm ein Hindernis begegnete. Als er am dritten Samstag bergan stieg, blitzte und donnerte es stark, er aber ging getrost weiter. Er begegnete einer alten Frau, der das Nasenwasser wie ein Eiszapf bis auf den Bauch hing; sie fragte ihn nach dem Weg nach einem Nachbarort, wo sie bei einer Hochzeit zu kochen habe. Der Gesell antwortete ihr nicht, er sprach nur leise vor sich hin:

„Du magst eine schöne Köchin sein mit deiner silbernen Rotznase!"

Kaum hatte er das gesagt, da verschwand die Frau, und es krachte so fürchterlich, als ob der ganze Wald zusammenbräche. Er floh entsetzt, obzwar ihm die Jungfer vom Gang her zurief, er solle standhaft bleiben, es würde ihm kein Haar gekrümmt werden. Er ließ sich nicht halten. „Weh mir!" hörte er noch ihre klagende Stimme, „die Eichel ist noch nicht im Boden, aus deren Stamm die Wiege dessen gemacht werden soll, der mich wieder erlösen kann!"

Ganz verstört kam der Schustergesell nach Haus, fühlte seinen nahen Tod, ließ einen Geistlichen kommen, erzählte dem und seinem Meister die Ereignisse auf Neuenfels, und verschied am nächsten Morgen.

August oder Erntemonat.

Was der August nicht kocht, wird der September nicht braten.

Dicker Nebel auf Bächen und Wiesen nach Sonnenuntergang, deutet auf anhaltend gutes Wetter.

Datum			Notizen
1	Mi.	Petri Kettenf.	
2	Do.	Alfons	
3	Fr.	Steph. Auff.	
4	Sa.	Dominikus	Sonn.-Aufg. 4.25 Sonn.-Untg. 7.45
32. Sonntag. 9. Sonntag nach Trin.			
K. Vom Phariſ. u. Zöllner Luk. 18, 9-14.			
E. Der ungerecht. Haushalt. L. 16, 1-12.			
5	So.	**Portiunkula All.**	
6	Mo.	Verkl. Chriſti	
7	Di.	Kajetan	
8	Mi.	Altmann	
9	Do.	Auguſt	
10	Fr.	Laurentius	
11	Sa.	Suſanne	Sonn.-Aufg. 4.36 Sonn.-Untg. 7.33
33. Sonntag. 10. Sonntag nach Trin.			
K. Jeſ. heilt ein. Taubſt. Mark. 7, 31-37.			
E. O. Herr weint ü. Jeruſ. Luk. 19, 41-48.			
12	So.	Klara	
13	Mo.	Wigbert	
14	Di.	Euſebius	
15	Mi.	**Maria Himmelf.**	
16	Do.	Joachim	
17	Fr.	Hyazinth	
18	Sa.	Helena	Sonn.-Aufg. 4.48 Sonn.-Untg. 7.18
34. Sonntag. 11. Sonntag nach Trin.			
K. V. barmherz. Samar. Luk. 10, 23-37.			
E. Phariſäer u. Zöllner Luk. 18, 9-14.			
19	So.	Sebald	
20	Mo.	Bernhard	
21	Di.	Franziska v. Ch.	
22	Mi.	Siegfried	
23	Do.	Philipp Ben.	
24	Fr.	Bartholom.	
25	Sa.	Ludwig	Sonn.-Aufg. 5.00 Sonn.-Untg. 7.03
35. Sonntag. 12. Sonntag nach Trin.			
K. V. d. 10 Ausſätzigen Luk. 17, 11-19			
E. Jeſ. heilt ein. Taubſt. Mark. 7, 31-37.			
26	So.	Zephyrin	
27	Mo.	Cäſar	
28	Di.	Auguſtin	
29	Mi.	Joh. Enth.	
30	Do.	Roſa v. Lima	
31	Fr.	Raimund	Sonn.-Aufg. 5.10 Sonn.-Untg. 6.50



Die Jungfrau am Waschstein.

Bei Stubbenkammer auf der Insel Rügen liegt unten am Meeresstrande ein gewaltiger Felsen, der Waschstein genannt. Unter diesem Felsen soll eine Höhle gelegen sein, in der vor Zeiten der berüchtigte Räuber Klaus Störtebecker seine Niederlage gehabt haben soll, einen sicheren Platz für seine geraubten Schätze. Er allein kannte den Eingang und hat ihn nicht einmal seinem vertrauten Gesellen Godeke Michel verraten.

Unter dem Waschstein ist es auch heute noch nicht geheuer. Oft soll eine trauernde Jungfrau mit einem blutigen Tuch in der Hand erscheinen, an den Strand gehen und versuchen, die Blutflecke aus dem Tuche herauszuwaschen; aber das will ihr nie gelingen und mit schwerem Seufzer weicht sie wieder in die Dunkelheit zurück.

Die Jungfrau ist ein schönes, vornehmes Fräulein aus Riga gewesen. Bei einem Raubzug nach Livland hat Störtebecker sie gefangen und fortgeführt, just zu der Stunde, da sie ihrem Bräutigam angetraut werden sollte. Die Rigaer Herren, an ihrer Spitze der deutsche Ordensmeister von Livland, haben den Räuber mit vielen Schiffen verfolgt, aber sie haben ihn nicht einholen können. Klaus Störtebecker verbarg die Jungfrau in seiner

Schatzhöhle unter dem Waschstein, und als er wieder in See ging, schloß er das Fräulein mit allem geraubten Gut dort ein.

Störtebecker segelte mit seinem schönen Schiff vor die Elbmündung und nahm den Hamburgern und Dänen weg, was er kriegen konnte. Eines Abends bei unruhigem Wetter kam ein Blankeneser Fischer, ein alter Freund und Bekannter von ihm, auf ihn zugerudert und bat, sein Boot an das Schiff anlegen zu dürfen, damit er sich in Ruhe Essen kochen könne. Er wurde freundlich aufgenommen, kochte sein Essen, schmolz aber im Geheimen in einem großen eisernen Kessel Blei und verlötete Klaus Störtebeckers Steuerruder. Dann ruderte er unbeachtet davon und meldete den Hamburgern seine Tat. Sofort schickte der Senat drei Jachten aus, die fielen am Morgen über den hilflosen Seeräuber her, nahmen das Schiff nach tapferer Gegenwehr und führten Störtebecker und seine Leute in schweren Fesseln nach Hamburg. Dort wurden sie alle auf dem Grasbrooke geköpft, und dem Henker ging das Blut bis an die Knöchel. Nach der Hinrichtung fragte ihn der Senat, wie ihm dabei zu Mute gewesen sei. „O, gestrenge Herren", antwortete der Henker, „mir war so wohl dabei, daß ich auch noch den ganzen hochweisen Senat hätte abtun mögen."

Vergebens hatten die Hamburger in dem Schiff der Räuber nach großen Schätzen gesucht; da man nichts fand, verkaufte man es an einen Zimmermann, es zu zerschlagen. Als der aber die Säge ansetzte, traf er gleich auf etwas Hartes, und helles Metall schimmerte ihm entgegen. Er machte dem Senat Anzeige, und als man die Masten untersuchte, war der eine mit purem Golde, der andere mit Silber und der dritte mit Kupfer gefüllt. Auch die übrigen Balken waren ausgehöhlt. Man belohnte den Zimmermann reichlich und ließ aus dem Golde eine Krone fertigen, die um den St. Katharinenturm herumreichte. Aus diesem Kronreifen haben die Franzosen später Dukaten geschlagen.

Die verlassene Jungfrau in der Höhle am Waschstein mußte eines schrecklichen Todes sterben und hat bei den Schätzen, die sie bewachte, noch heute keine Ruhe gefunden. Vor Jahren sah einmal ein Fischer, wie sie wieder vergeblich an dem blutigen Tuche wusch. Er faßte sich ein Herz, ruderte näher zu ihr und redete sie an: „Gott helf, schöne Jungfrau, was machst du so spät hier allein?" Im selben Augenblick verschwand das Fräulein, der Fischer aber konnte nicht von der Stelle, so heftig er auch ruderte. In Schweiß gebadet arbeitete er bis um Mitternacht, da trat die Jungfrau zwischen den Felsen hervor und sprach:

„Weil du — Gott helf — zu mir gesprochen hast, so ist dein Glück gemacht. Folge mir nach."

Der Fischer folgte ihr in eine weite Höhle, die er nie zuvor gesehen hatte. Da lagen unermeßliche Haufen Gold, Silber, Edelsteine und Kostbarkeiten aller Art, wie sie Störtebecker von den Schiffen aller Länder erbeutet hatte. Mit einem Mal erscholl Ruderschlag vom Meere, ein großes, schwarzes Schiff legte sich vor den Eingang und ein Zug von Männern in dunkler alter Tracht, das Haupt unter dem Arme, entstieg ihm. Lautlos schritten sie in die Höhle und begannen in den geraubten Schätzen zu wühlen. Das waren die Geister des geköpften Störtebeckers und seiner Genossen. Jede Nacht kommen sie und zählen gierig ihren Raub. Dem Fischer sträubten sich die Haare, er wußte nicht, wohin er sich verbergen sollte, aber sie achteten seiner nicht und verschwanden nach einer Weile wieder. Die Jungfrau füllte ihm einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er zeitlebens Reichtümer genug hatte, und geleitete ihn zu seinem Boot zurück. Oft hat er bei Tage die Höhle gesucht, aber nie wieder gefunden. Die Jungfrau hat seitdem keiner mehr gesehen.

September oder Herbstmonat.

Gibt's viel Eicheln, gibt's Weihnachten viel Schnee.

Wenn der September noch donnern kann, so setzen die Bäume viel Blüten an.

Datum			Notizen
1	Sa.	Aegid	Sonn.-Aufg. 5.11 Sonn.-Untg. 6.48
36. Sonntag. 13. Sonntag nach Trin. K. Niem. k. 2 Herr. dien. Matth. 6, 24-33. E. D. barmherz. Samar. Luk. 10, 23-37.			
2	So.	Schutzengelfest	
3	Mo.	Emmerich	
4	Di.	Rosalia	
5	Mi.	Laurent.-Just.	
6	Do.	Magnus	
7	Fr.	Regina	
8	Sa.	Mar. Geburt	Sonn.-Aufg. 5.23 Sonn.-Untg. 6.31
37. Sonntag. 14. Sonntag nach Trin. K. V. Jüngl. zu Nain Luk. 7, 11-16. E. Die 10 Aussätzigen Luk. 17, 11-19.			
9	So.	Korbinian	
10	Mo.	Pulcheria	
11	Di.	Protus u. Hyaz.	
12	Mi.	Mar. Namen	
13	Do.	Notburga	
14	Fr.	Kreuz. Erh.	
15	Sa.	Mar. 7 Schmerzen	Sonn.-Aufg. 5.35 Sonn.-Untg. 6.15
38. Sonntag. 15. Sonntag nach Trin. K. Jes. h. ein. Wassersücht. Luk. 14, 1-11. E. Sorget nicht Matth. 6, 24-34.			
16	So.	Kornelius	
17	Mo.	Kolumba	
18	Di.	Sophie	
19	Mi.	Quat. Januarius	
20	Do.	Eustach	
21	Fr.	Matthäus	
22	Sa.	Emmeran	Sonn.-Aufg. 5.47 Sonn.-Untg. 5.58
39. Sonntag. 16. Sonntag nach Trin. K. V. größten Gebote Matth. 22, 34-46. E. Weine nicht Luk. 7, 11-17.			
23	So.	Linus	(Herbst-Anfang)
24	Mo.	Mar. d. Merz.	
25	Di.	Aurelia	
26	Mi.	Egmond	
27	Do.	Kosm. u. Damian	
28	Fr.	Wenzel	
29	Sa.	Michael	Sonn.-Aufg. 5.58 Sonn.-Untg. 5.42
40. Sonntag. 17. Sonntag nach Trin. K. Jes. h. ein. Gichtbrüch. Matth. 9, 1-8. E. Der reiche Narr Luk. 12, 15-21.			
30	So.	Erntedankfest	



Kobold und Bär.

In einer einsamen Wassermühle im Lande Teltow wohnte ein Müller ganz allein. Weib und Kind hatte er nicht gehabt, und eine Magd hatte nie länger als drei Tage in der Wassermühle gedient, obwohl der Müller ein herzensguter und redlicher Mann war. Aber in seiner Mühle polterte Nacht um Nacht ein Kobold, schlitzte die prallen Säcke auf, verstopfte den Wasserlauf und verübte allen erdenklichen Schabernack. Er blieb freilich in der Mühle und hatte sich noch nie in des Müllers Stube merken lassen, dafür guckten dort aber bald Not und Sorge durchs Fenster, denn als man im Dorf von dem nächtlichen Unwesen in der Mühle erfuhr, machten die Bauern mit ihrem Korn lieber einen weiten Weg, als daß sie es dorthin brachten. Am Ende fürchteten sie, den Kobold selbst in einem Sack unvermerkt aufzuladen und sich ins Haus zu bringen. So kam's, daß das Klappern der Mühle bald ganz verstummte, und der Müller hatte den lieben langen Tag Zeit, über sein Mißgeschick nachzugrübeln.

Einst hatte sich ein mutiger Schmiedegesell, der auf der Wanderung vorbeikam, angeboten, den Kobold zu vertreiben, und hatte sich der Warnung des Müllers zum Trotz bei Kerzenschein mit seinem großen Schmiedehammer bewehrt, in die Mühle gesetzt. Der

angstvoll lauschende Müller hatte anfangs auch nur ein lautes Gelächter des Schmiedeburschen gehört, als der Kobold sich blicken ließ, denn es war nur ein winzig kleines Männlein mit dickem Kopf. Dann hatte der Spuk aber im Nu die Kerzen ausgeblasen und war dem Schmied ins Gesicht gesprungen. Uebel zerkratzt und zerschunden war der Geselle am andern Morgen aufgetaucht, und der Müller, der ihm doch nicht zu solchem Wagnis geraten, hatte ihm noch Geld und gute Worte geben müssen, damit er ihn nicht um den Schaden an Haut und Gewand beim Vogt verklagte. Seither hatte der Kobold ungestört rumoren können und war nur noch dreister und bösartiger geworden.

Da geschah es an einem stürmischen und regnerischen Herbstabend, daß der Müller ein leises Pochen am Fenster vernahm, und als er fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: „Um Gottes willen, laßt mich ein, ich habe mich verirrt und komme sonst um in dem furchtbaren Wetter!“ Der Müller nahm die Kerze und öffnete die Haustüre, fuhr aber erschrocken zurück, denn vor ihm stand neben einem Manne ein schwarzes Ungetüm. „Ach, erbarmt Euch,“ sagte der Mann, „ich bin ein Bärenführer und weiß mit meinem Tiere nicht mehr aus noch ein. Gönnt mir ein Plätzchen zum Nachtlager.“ Der Müller kraute sich hinter den Ohren und sagte: „Ja, für Euch hätte ich wohl einen Platz hier auf der Ofenbank in meinem Stübchen, wenn Ihr damit zufrieden sein wollt. Aber wo soll ich mit der wilden Bestie hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Tier doch nicht nehmen.“ „Ach,“ sagte der Mann, „könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen. Schaden an Korn und Mehl könnte er Euch ja nicht tun, und übrigens lege ich ihn ja auch an die Kette!“ „Das ginge wohl,“ meinte der Müller, „aber ich muß Euch sagen, dort ist es nicht richtig. Es spukt in der Mühle ein Kobold umher, der mir seit Jahren gebranntes Herzeleid angetan. Er rumort dort die ganze Nacht umher, schüttet die Kornsäcke aus, streut das Mehl umher und treibt noch sonst allerlei Unfug und Mutwillen.“ „Ei,“ rief der Bärenführer, „was schadet das? Meinem Bären wird der Kobold nichts anhaben, der wird sich schon seiner Haut wehren. Nehmt uns nur auf, ich bitte Euch!“ Gesagt, getan. Der Bär wurde in die Mühle gebracht, und dem Führer bereitete der Müller ein Lager auf der Ofenbank. Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Rumoren in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfunter, und dazwischen hörte man das tiefe Brummen des Bären und ein Quieken und jämmerlich Grunzen. „Horch,“ sagte der Müller, „da hat der Kobold sich an den Bären gemacht.“ „Das wird allein sein eigener Schaden sein,“ lachte der Bärenführer. „Ja, wollte Gott,“ seufzte der Müller, „daß der Bär meinem Plagegeist recht ordentlich den Kopf zurechtsetzte!“ Noch ein heller Schrei, dann war alles still, und die Männer schliefen wieder ein. Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste mit Speis und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem Bären unter herzlichem Dank von dannen.

Und siehe, von Stund an ließ sich kein Kobold in der Mühle mehr sehen. Der Bär mußte es ihm verleidet haben. Wer war glücklicher darüber als der Müller? Die Bauern brachten ihm wieder ihr Korn und die Mühle klapperte so lustig wie je.

So ging wohl ein ganzes Jahr hin. Da, an einem dunklen Abend, als der Müller still in seiner Stube saß, öffnete sich leise die Tür, und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmlichen Kopf in die Stube und sagte: „Möller, Möller, lewet juwe grote schwarte Katte noch?“ Rasch faßte sich der Müller und rief: „Jo, de lewet noch und hett sewen schwarte Jungen kregen!“ Da schlug der Kobold entsetzt die Tür zu und ist seitdem nie wiedergekommen.

Oktober oder Weinmonat.

Sitzt das Laub noch fest an den Bäumen,
kommt der Winter kalt, wenn auch mit Säumen.

Fliegt das abgefallene Laub nicht weit von den Bäumen,
so folgt ein fruchtbares Jahr.

Datum			Notizen
1	Mo.	Remigius	
2	Di.	Schutzengelfest	
3	Mi.	Erwald	
4	Do.	Franz Ser.	
5	Fr.	Plazidus	
6	Sa.	Bruno ☾	Sonn.-Aufg. 6.10 Sonn.-Untg. 5.25
41. Sonntag. 18. Sonntag nach Trin.			
K. V. hochzeitl. Kleide Matth. 22, 1-14.			
E. O. vorn. Gebot u. Fr. Mt. 22, 34-46.			
7	So.	Rosenkranzf.	
8	Mo.	Brigitta	
9	Di.	Dionysius	
10	Mi.	Franz Borgias	
11	Do.	German	
12	Fr.	Maximilian	
13	Sa.	Eduard	Sonn.-Aufg. 6.23 Sonn.-Untg. 5.09
42. Sonntag. 19. Sonntag nach Trin.			
K. V. d. krank. S. d. Vorst. J. 4, 47-53.			
E. Der Gichtbrüchige Matth. 9, 1-8.			
14	So.	Kallistus	
15	Mo.	Theresia	
16	Di.	Gallus	
17	Mi.	Hedwig	
18	Do.	Lukas	
19	Fr.	Petrus v. Alk.	
20	Sa.	Wendelin	Sonn.-Aufg. 6.35 Sonn.-Untg. 4.54
43. Sonntag. 20. Sonntag nach Trin.			
K. V. d. Abrechn. d. Königs Mt. 18,23-35			
E. O. königl. Hochzeit Matth. 22, 1-14.			
21	So.	Kirchweihsonntag ☽	
22	Mo.	Kordula	
23	Di.	Roman	
24	Mi.	Raphael	
25	Do.	Krispin u. Krispinian	
26	Fr.	Bernward	
27	Sa.	Sabine	Sonn.-Aufg. 6.48 Sonn.-Untg. 4.39
44. Sonntag. 21. Sonntag nach Trin.			
K. Vom Zinsgroschen Matth. 22, 15-21.			
E. V. krank. S. d. Vorstehers J. 4, 47-54.			
28	So.	Christi Königsf. ♋	
29	Mo.	Narziß	
30	Di.	Alfons	
31	Mi.	Wolfgang	Sonn.-Aufg. 6.55 Sonn.-Untg. 4.31



Der Roßtrapp.

Den Roßtrapp oder die Roßtrappe nennt man einen Felsen in dem hohen Vorgebirge des Nordharzes, hinter Thale; er zeigt eine eirunde Vertiefung, die hat einige Aehnlichkeit mit dem Eindruck eines riesigen Pferdehufs. Davon erzählt man die Sage:

In Böhmen lebte vorzeiten eine Königstochter, die war so übermaßen schön, daß der Ruf ihrer Schönheit sich weit über ihres Vaters Reich hinaus verbreitet hatte. Es fehlte ihr auch nicht an Freiern, aber all die edlen Jünglinge, die in großer Pracht auf ihre väterliche Burg kamen, mußten ohne die Braut wieder heimreiten. Die Jungfrau liebte einen armen, jungen Ritter, und weil ihr Vater sie ihm nicht gab, wollte sie auch keinen andern. Da erschollen eines Tages donnernde Schläge am Burgtor, und als der Burgwart hinauslugte, erstarrte ihm das Blut in den Adern, denn draußen hielt ein so gewaltiges Roß, wie er noch nie eins gesehen; darauf saß ein riesenhafter Reiter. Es war ein Riese aus den tiefen, böhmischen Wäldern, der um die Königstochter werben wollte. Der Torwart öffnete zitternd, aber der Riese mußte vom Pferd steigen und konnte nur gebückt durch das hohe Tor schreiten. Dieser ungefüge Freier bedrängte nun den König so hart, daß er ihm seine Tochter versprach. Doch die Jungfrau widersetzte sich dem Bräutigam und dem Befehl

ihres Vaters. Sie schloß sich in ihre Kammer und nahm weder Speise noch Trank zu sich, Tag um Tag wußte sie einen Aufschub der Hochzeit zu gewinnen, indes der Riese es sich in der Burg wohl ergehen ließ. Endlich wollte er sich nicht mehr vertrösten lassen und schwur, die Burg zu zerstören und die Jungfrau mit Gewalt fortzuführen, wenn der König nicht bald die Hochzeit ausrichtet. Nun wollte die Königstochter erst recht nicht von ihrem Liebsten lassen, und ihr Vater wollte Gewalt brauchen und setzte die Hochzeit gleich auf den nächsten Tag fest. Mit weinenden Augen klagte die Jungfrau das ihrem Geliebten, der zu schneller Flucht riet, und noch in selber Nacht stellte er sich ein, die Flucht ins Werk zu setzen. Es hielt aber schwer zu entfliehen, die Marställe des Königs waren verschlossen und die Stallmeister ihm treu und ergeben. Zwar stand des Riesen ungeheurer Rappe in einem für ihn eigens erbauten Stalle, aber wie sollte eine schwache Frauenhand das mehr denn zehn Ellen hohe Untier lenken und reiten? Und wie war ihm beizukommen, da es an einer gewaltig dicken Kette lag, die ihm statt des Halfters diente und dazu mit einem großen Schlosse verwahrt war, dessen Schlüssel der Riese bei sich trug. Der junge Ritter aber wußte Rat. Er warf eine Strickleiter über das Pferd und hieß die Königstochter hinaufsteigen; dann tat er einen mächtigen Schwerteshieb auf die Kette, daß sie voneinandersprang, schwang sich selbst hinten auf, und in einem Flug gings auf und davon. Die kluge Jungfrau hatte ihre Kleinode mitgenommen, dazu ihres Vaters schwere, goldene Krone aufs Haupt gesetzt. Als das Riesenpferd nun mit einem Satz über die Mauer sprang, wieherte es laut auf, daß sein Herr es bis in den Schlaf hörte. „War das nicht mein Rappe?“ fuhr er auf und sprang ans Fenster. Es war aber alles dunkel und still draußen, und nur der Wind rauschte in den Bäumen, da legte er sich wieder zum Schlaf. Indessen trug das starke Roß die beiden Liebenden mit Windeseile durch die Nacht, und bald hatten sie die böhmische Grenze erreicht. Da wieherte das Pferd zum andernmal so laut wie ein Gewitterschlag, daß sein Herr in der fernen Burg wieder erwachte und ans Fenster trat. Jetzt schien der Mond und es war ganz still draußen, aber der Riese konnte keinen Schlaf mehr finden und beschloß fortzureiten. Zu seinem Entsetzen fand er den Stall leer, es gab Lärm im ganzen Schlosse, und als man die Königstochter aufwecken wollte, war auch sie verschwunden. Ohne sich lange zu besinnen, bestieg der Riese das stärkste und beste Pferd, das er im Stall des Königs fand, und jagte über Stock und Stein davon. Ein großer Spürhund witterte den Weg, den die Verliebten genommen hatten; nahe am Harzwalde kam der Riese hinter sie. Da hatte aber auch die Jungfrau den Verfolger erblickt, wandte den Rappen flugs und sprengte waldein, bis der Abgrund, in welchem die Bode fließt, ihren Weg durchschnitt. Der Rappe stutzte einen Augenblick, und die Liebenden waren in großer Gefahr. Da blickte die Jungfrau hinterwärts, in strengem Galopp nahte der Riese, und mutig stieß sie dem Rappen die Sporen in die Weichen. Mit einem gewaltigen Sprung, der den Eindruck eines Hinterhufes für alle Zeiten in dem Felsen ließ, setzte er über, und die Liebenden waren gerettet. Die Mähre des nacheilenden Riesen sprang mit ihrem schweren Reiter zu kurz, und beide fielen mit gräßlichem Gepraſſel in den Abgrund. Die Jungfrau sah es vom jenseitigen Felsen, ließ sich vom Roß gleiten und tanzte vor Freuden. Davon heißt die Stätte noch jetzt Tanzplatz. Doch hatte das Mädchen bei ihrem Sprunge ihres Vaters Krone verloren, die liegt nun heute noch im Abgrund in dem Kessel der Bode, von einem großen Hunde mit glühenden Augen bewacht. Schwimmer, die der Gewinn geblendet hat, haben sie mit Lebensgefahr aus der Tiefe zu holen versucht, aber beim Wiederkommen ausgesagt, daß es vergebens sei, der große Hund sinke immer tiefer sowie sie ihm nahekämen, und die goldene Krone sei nicht mehr zu erlangen.

November oder Wintermonat.

Im November viel Naß, auf den Wiesen viel Gras.

Novemberschnee ist der Saat gut.

Wie der November, so der März.

Datum			Notizen
1	Do.	**Aller Heiligen**	
2	Fr.	Aller Seelen	Sonn.-Aufg. 7,01
3	Sa.	Hubert	Sonn.-Untg. 4.26
45. Sonntag. 22. Sonntag nach Trin.			
K. V. d. Tochter d. Oberst. Mt. 9,18-26.			
E. Die Seligpreisungen Matth. 5, 1-12.			
4	**So.**	**Reformationsfest** ☾	
5	Mo.	Zachar. u. Elis.	
6	Di.	Leonhard	
7	Mi.	Engelbert	
8	Do.	Gottfried	
9	Fr.	Theodor	Sonn.-Aufg. 7.14
10	Sa.	Justus	Sonn.-Untg. 4.13
46. Sonntag. 23. Sonntag nach Trin.			
K. Vom guten Samen Matth. 13, 24-30.			
E. Die Zinsmünze Matth. 22. 15-22.			
11	**So.**	**Martin**	
12	Mo.	Aemilian ●	
13	Di.	Stanislaus Kostka	
14	Mi.	Josaphat	
15	Do.	Albert	
16	Fr.	Otmar	Sonn.-Aufg. 7.27
17	Sa.	Gertrud	Sonn.-Untg. 4.03
47. Sonntag. 24. Sonntag nach Trin.			
K. Vom Senfkörnlein Matth. 13, 31-35.			
E. Jairi Töchterlein Matth. 9, 18-26.			
18	**So.**	**Otto**	
19	Mo.	Elisabeth	
20	Di.	Korbin Erhebung ☽	
21	Mi.	Mar. Opferung	
22	Do.	Cäcilia	
23	Fr.	Klemens	Sonn.-Aufg. 7.39
24	Sa.	Joh. v. Kreuz	Sonn.-Untg. 3.54
48. Sonntag. 25. Sonntag. nach Trin.			
K. V. Greuel d. Verwüstg. Mt. 24,15-35.			
E. V. Greuel d. Verwüstg. Mt. 24, 15-28.			
25	**So.**	**Totenfest**	
26	Mo.	Silvester	
27	Di.	Virgil ☾	
28	Mi.	Lukretia	
29	Do.	Radbod	Sonn.-Aufg. 7.48
30	Fr.	Andreas	Sonn.-Untg. 3.49

12. November (Partielle Sonnenfinsternis)
27. November (Totale Mondfinsternis)



Das eiserne Halsband.

Wer das Rathaus zu Münster in Westfalen besucht, kann noch heutigen Tages ein Halsband aus Eisen sehen, mit dem ist diese Geschichte verknüpft: „Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war Lambert von Oer zu Kackesbeck Kommandant von Münster. Er hatte eine wunderschöne Schwester, und da sie außerdem aus reichem Hause stammte, fehlte es ihr nicht an Bewerbern. Am heftigsten bestürmte sie der Ritter Gerhard von Heren, das war der Erbe eines guten, alten Geschlechts, aber sein Wesen war wild und wüst. Er war in Münster bis tief ins Land hinein verrufen, aber wenige wagten, offen mit ihm anzubinden, weil er in seiner Heimtücke und Bosheit kein Mittel verschmäht haben würde, um seinen Widersachern jeglichen Schaden an Leib und Gut zuzufügen. Die Jungfrau Barbara von Oer hatte ihm ihre Abneigung unverhohlen und oft kund getan, der von Heren aber nutzte seine Verwandtschaft mit den alten Geschlechtern aus, und belästigte sie überall, wo sie zu Besuche weilte, mit seinem Liebeswerben. Eines Tages trieb er es so weit, daß er sie im Garten ihres eigenen Hauses in Münster überfiel und ihr einen Kuß

zu rauben versuchte, aber die Früchte seiner Niedertracht fielen anders aus, als er gehofft hatte. Eine starke Faust warf ihn unvermutet in ein Rosengebüsch, und von den Blüten bekam er diesmal weniger zu spüren als von den Dornen. Als er sich beschämt erhob, sah er sich dem Kommandanten Lambert von Oer gegenüber, und hinter dem standen etliche Vornehme und Bürger der Stadt, die Zeugen dieses Vorgangs gewesen waren; wonach dem edlen Ritter von Heren nichts anderes übrig blieb, als eilig seine Schande hinter der Mauer zu verbergen. Er verlegte den Schauplatz seiner Taten, von denen übrigens keine Geschichte berichtet, für einige Monate nach Süddeutschland, war aber zu Wintersbeginn wieder zurück und rächte sich in einer ebenso fürchterlichen wie teuflischen Art. Mit mehreren seiner Zechkumpane lauerte er dem von Oer auf dem Kirchgang nach Lüdinghausen auf, ließ den tapferen Mann von der Uebermacht festhalten, und warf ihm ein eisernes Band um den Hals. Das war in Nürnberg überaus künstlich gemacht und hatte von außen weder Schloß noch Fuge, aber inwendig war es voll kleiner Stacheln, die sich bei der geringsten Bewegung ins Fleisch eindrückten, sodaß der von Oer Tag und Nacht vor Schmerzen nicht wußte, wohin sich wenden. Keine Feile griff das Halsband an, kein Meister in Münster wollte es wagen, es abzusprengen, aus Angst, es könne dem Träger das Leben kosten. Der von Heren besaß die Frechheit, dem Kommandanten einen Brief zu schreiben, die Beseitigung des Halsbandes koste ihn nur einen Fingerdruck. Lambert von Oer wisse ja wohl, was dagegen zu zahlen sei.

Von Oer erhielt den Brief zufällig in Gegenwart seiner Schwester, las und warf ihn zornig zu Boden, wobei ihm wider seine Gewohnheit ein Fluch entfuhr. Barbara hob das Schreiben auf, wußte sofort, welcher Preis gemeint war und war bereit, sich für den Bruder zu opfern. Der aber, obgleich von den Martern geschwächt, wollte nichts davon wissen, und als er merkte, daß Barbara auf eigene Faust handeln wollte, ließ er das treue Mädchen in das Gefängnis der Kommandantur sperren. Inzwischen war sein Unglück Stadtgespräch geworden, und am dritten Tage, da er schon fast am Leben verzweifelte, meldete sich bei ihm der Schmiedemeister Thiel Schwoll von der Hörterstraße und behauptete, er wolle ihn mit Gottes Hilfe von dem Reifen befreien. Der Kommandant war es zufrieden, sollte es auch auf Leben und Tod gehen. Es blieb ihm kein anderes Mittel mehr, denn er wollte lieber im Grabe liegen, als Barbara an der Seite eines Schurken und Schelmen sehen. Er begab sich in die Schmiede und legte mutig seinen Hals auf den Amboß. Thiel Schwoll nahm seinen gewaltigen Hammer, schlug mit allen Kräften dreimal auf das Band und rief:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Da sprang es auf, als sei es nur ein höllischer Zauber gewesen. Der Kommandant, zu Tode ermattet, aber gerettet, ließ sich zunächst in das Stadthaus fahren und befreite seine Schwester.

Auf den von Heren haben die Münsterer lange gefahndet, aber er ließ sich nicht mehr in der Gegend sehen, ist in die Welt gegangen und dort verdorben und gestorben.

Dezember oder Christmonat.

Kalter Dezember mit vielem Schnee verheißet ein fruchtbares Jahr.

Geht der Frost im Dezember auf, so ist kein beständiges Wetter zu hoffen.

Datum			Notizen
1	Sa.	Kassian	Sonn.-Aufg. 7.50 Sonn.-Untg. 3.48
49. Sonntag. 1. Advent. K. Es w. Zeich. geschеh. Luk. 21, 25-33. E. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn Mt. 21, 1-9.			
2	So.	Bibiana	
3	Mo.	Franz Xaver	
4	Di.	Barbara ☾	
5	Mi.	Petrus Chrys.	
6	Do.	Nikolaus	
7	Fr.	Ambrosius	Sonn.-Aufg. 7.59 Sonn.-Untg. 3.44
8	Sa.	Mar. unbefl. Empf.	
50. Sonntag. 2. Advent. K. Joh. im Gefängnis Matth. 11, 2-10. E. Die Zukunft d. Herrn Luk. 21, 25-36.			
9	So.	Wolfhilde	
10	Mo.	Meinhard	
11	Di.	Damasus	
12	Mi.	Walarich ●	
13	Do.	Luzia	
14	Fr.	Arsen	Sonn.-Aufg. 8.07 Sonn.-Untg. 3.44 14. Dezember ist Lenz wieder hier, sie meint wenn die Uhr
15	Sa.	Christine	
51. Sonntag. 3. Advent. K. Das Zeugnis d. Joh. Joh. 1, 19-28. E. Bist du, d. da kom. soll? Mt. 11, 2-10.			
16	So.	Adelheid	
17	Mo.	Sturmius	
18	Di.	Mar. Erwartung	
19	Mi.	Quat. Mina	
20	Do.	Dom. v. Silos ☽	
21	Fr.	Thomas (Winters Anf.)	Sonn.-Aufg. 8.11 Sonn.-Untg. 3.46 1924 bis 14 Dezember 1928 wird
22	Sa.	Flavian	
52. Sonntag. 4. Advent. K. S. 15. J. d. Reg. d. K. Tiber. L. 3, 1-6. E. D. Zeugn. Joh. d. Täufers J. 1, 19-28.			
23	So.	Viktoria	
24	Mo.	Adam und Eva	
25	Di.	**Hl. Weihnachtsfest**	
26	Mi.	**Steph. 2. Feiertag** ☿	
27	Do.	Johannes Ev.	
28	Fr.	Unschuld. Kinder	Sonn.-Aufg. 8.14 Sonn.-Untg. 3.51
29	Sa.	Thomas v. Kant	
53. Sonntag. Sonntag nach Christtag. K. Darst. Jesu im Tempel Luk. 2, 33-40. E. Von Simeon u. Hanna Luk. 2, 33-40.			
30	So.	Lothar	
31	Mo.	Silvester	

Das Jahr 1928

zählt bürgerlich und kirchlich 366 Tage. Es ist das Jahr

6641 in der Julianischen Periode,
7436/37 in der Byzantinischen Aera,
5878 seit Erschaffung der Welt (nach Cabristius)
5689 seit Erschaffung der Welt (nach Rechnung der Juden),
1928 seit Christi Geburt,
1895 seit Christi Tod am Kreuze,
1858 seit Zerstörung Jerusalems,
1203 seit Einführung des Christentums in Deutschland durch Bonifatius,
1128 seit Gründung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation,
488 seit Erfindung der Buchdruckerkunst,
436 seit Entdeckung Amerikas,
357 seit der ersten Weltumsegelung,
93 seit Erbauung der ersten Eisenbahn in Deutschland,
57 seit Gründung des Deutschen Reiches von 1871,
14 seit Ausbruch des Weltkrieges.

❁

Festfolge im Jahre 1928.

Namen-Jesu-Fest	2. Januar.	Christi Himmelfahrt	17. Mai.
Fest der heiligen Familie	8. Januar.	Pfingstsonntag	27. Mai.
Septuagesima	5 Februar.	Pfingstquatember II	30. Mai.
Fastnacht	21. Februar.	Dreifaltigkeitsfest	3. Juni.
Aschermittwoch	22. Februar.	Fronleichnamsfest	7. Juni.
Fastenquatember I	29. Februar.	Herbstquatember III	19. September.
Palmsonntag	1. April.	Allgemeines Kirchweihfest	21. Oktober.
Ostersonntag	8. April.	1. Adventssonntag	2. Dezember.
Bittage	14. bis 16 Mai.	Adventsquatember IV	19. Dezember.

❁

Kalender der Juden im Jahre 1928.

5688 (Mangelhaftes Schaltjahr).

10. Tebet	Fasten, Belagerung Jerusalems	3. Januar
1. Schebat		23. Januar.
1. Adar		22. Februar.
13. „	Fasten-Esther	5. März.
14. „	Purim	6. März.
15. „	Schuschan-Purim	7. März.
1. Nisan		22. März.
15. „	*Passah-Anfang	5. April.
16. „	*Zweites Fest	6. April.
21. „	*Siebentes Fest	11. April.
22. „	*Achtes Fest	12. April.
1. Jjar		21. April.
18. „	Lag-B'omer	8. Mai.
1. Sivan		20. Mai.
6. „	*Wochenfest	25. Mai.
7. „	*Zweites Fest	26. Mai.
1. Thamuz		19. Juni.
17. „	Fasten, Tempeleroberung	5. Juli.
1. Aw		18. Juli.
9. „	Fasten, Tempelverbrennung	26. Juli.
1. Elul		17. August.

5689 (Regelmäßiges Gemeinjahr).

1. Tischri	*Neujahrsfest	15. September.
2. „	*Zweites Fest	16. September.
3. „	Fasten-Gedaljah	17. September.
10. „	*Versöhnungsfest	24. September.
15. „	*Laubhüttenfest	29. September.
16. „	*Zweites Fest	30. September.
21. „	Palmenfest	5. Oktober.
22. „	*Versammlung oder Laubhüttenende	6. Oktober.
23. „	*Gesetzesfreude	7. Oktober.
1. Marcheschwan		15. Oktober.
1. Kislev		14. November.
25. „	Tempelweihe	8. Dezember.
1. Tebet		14. Dezember.
10. „	Fasten, Belagerung Jerusalems	23. Dezember.

Die mit * bezeichneten Festtage werden streng gefeiert.

❁

Trächtigkeits- und Brüte-Kalender.

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei Pferdestuten: 48½ Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage); Eselstuten: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdestuten; Kühen: 40½ Wochen oder 285 Tage (Extreme 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen: fast 22 Wochen oder 154 Tage (Extreme 146 und 158 Tage); Sauen: über 17 Wochen oder 120 Tage (Extreme sind 109 und 133 Tage); Hündinnen: 9 Wochen oder 63—65 Tage; Katzen: 8 Wochen oder 56—60 Tage; Hühner: brüten 19—24, in der Regel 21 Tage; Truthühner (Puten): 26—29 Tage; Gänse: 28—33 Tage; Enten: 28—32 Tage; Tauben: 17—19 Tage.

Anfang der Trächtigkeit	Ende der Trächtigkeit				Anfang der Trächtigkeit	Ende der Trächtigkeit			
	Pferd	Rind	Schaf	Schwein		Pferd	Rind	Schaf	Schwein
Jan. 1.	Dez. 2.	Okt. 8.	Juni 4.	Apr. 23.	Juli 4.	Juni 4.	Apr. 10.	Dez. 5.	Okt. 24.
5.	6.	12.	8.	27.	8.	8.	14.	9.	28.
9.	10.	16.	12.	Mai 1.	12.	12.	18.	13.	Nov. 1.
13.	14.	20.	16.	5.	16.	16.	22.	17.	5.
17.	18.	24.	20.	9.	20.	20.	26.	21.	9.
21.	22.	28.	24.	13.	24.	24.	30.	25.	13.
25.	26.	Nov. 1.	28.	17.	28.	28.	Mai 4.	29.	17.
29.	30.	5.	Juli 2.	21.	Aug. 1.	Juli 2.	8.	Jan. 2.	21.
Febr. 2.	Jan. 3.	9.	6.	25.	5.	6.	12.	6.	25.
6.	7.	13.	10.	29.	9.	10.	16.	10.	29.
10.	11.	17.	14.	Juni 2.	13.	14.	20.	14.	Dez. 3.
14.	15.	21.	18.	6.	17.	18.	24.	18.	7.
18.	19.	25.	22.	10.	21.	22.	28.	22.	11.
22.	23.	29.	26.	14.	25.	26.	Juni 1.	26.	15.
26.	27.	Dez. 3.	30.	18.	29.	30.	5.	30.	19.
März 2.	18.	7.	Aug. 3.	22.	Sept. 2.	Aug. 3.	9.	Febr. 3.	23.
6.	Febr. 4.	11.	7.	26.	6.	7.	13.	7.	27.
10.	8.	15.	11.	30.	10.	11.	17.	11.	31.
14.	12.	19.	15.	Juli 4.	14.	15.	21.	15.	Jan. 4.
18.	16.	23.	19.	8.	18.	19.	25.	19.	8.
22.	20.	27.	23.	12.	22.	23.	29.	23.	12.
26.	24.	31.	27.	16.	26.	27.	Juli 3.	27.	16.
30.	28.	Jan. 4.	31.	20.	30.	31.	7.	März 3.	20.
April 3.	März 4.	8.	Sept. 4.	24.	Okt. 4.	Sept. 4.	11.	7.	24.
7.	8.	12.	8.	28.	8.	8.	15.	11.	28.
11.	12.	16.	12.	Aug. 1.	12.	12.	19.	15.	Febr. 1.
15.	16.	20.	16.	5.	16.	16.	23.	19.	5.
19.	20.	24.	20.	9.	20.	20.	27.	23.	9.
23.	24.	28.	24.	13.	24.	24.	31.	27.	13.
27.	28.	Febr. 1.	28.	17.	28.	28.	Aug. 4.	31.	17.
Mai 1.	April 1.	5.	Okt. 2.	21.	Nov. 1.	Okt. 2.	8.	April 4.	21.
5.	5.	9.	6.	25.	5.	6.	12.	8.	25.
9.	9.	13.	10.	29.	9.	10.	16.	12.	März 1.
13.	13.	17.	14.	Sept. 2.	13.	14.	20.	16.	5.
17.	17.	21.	18.	6.	17.	18.	24.	20.	9.
21.	21.	25.	22.	10.	21.	22.	28.	24.	13.
25.	25.	März 1.	26.	14.	25.	26.	Sept. 1.	28.	17.
29.	29.	5.	30.	18.	29.	30.	5.	Mai 2.	21.
Juni 2.	Mai 3.	9.	Nov. 3.	22.	Dez. 3.	Nov. 3.	9.	6.	25.
6.	7.	13.	7.	26.	7.	7.	13.	10.	29.
10.	11.	17.	11.	30.	11.	11.	17.	14.	April 2.
14.	15.	21.	15.	Okt. 4.	15.	15.	21.	18.	6.
18.	19.	25.	19.	8.	19.	19.	25.	22.	10.
22.	23.	29.	23.	12.	23.	23.	29.	26.	14.
26.	27.	April 2.	27.	16.	27.	27.	Okt. 3.	30.	18.
30.	31.	6.	Dez. 1.	20.	31.	Dez. 1.	7.	Juni 3.	22.

Berühmte Männer.

Wir haben im Pfarrer Heumann Kalender 1927 damit begonnen die Bilder von einer Anzahl berühmter Männer zu bringen und kurze textliche Erläuterungen, welchen Leistungen, Entdeckungen oder Verdiensten der betreffende seine Berühmtheit zu verdanken hat.

Wir fahren auch heuer wieder mit dieser von vielen Lesern dankbar begrüßten Aufklärungs-Arbeit fort und werden ebenso in den weiteren Jahrgängen des Kalenders alljährlich in Wort und Bild über einige berühmte Männer berichten.



Jean Henri Dunant (sprich: Dünan),

geboren 8. Mai 1828 zu Genf in der Schweiz, gestorben 30. Oktober 1910. Schriftsteller und Gründer des roten Kreuzes. Die Eindrücke der Schlachtfelder von Solferino, im Krieg Frankreichs und Sardiniens gegen Oesterreich 1859, wo 40 000 Verwundete und Sterbende beider Parteien tagelang hilflos lagen, weckten in ihm den Entschluß sich für Gründung von Hilfsgesellschaften in allen europäischen Ländern einzusetzen, zu dem Zweck, die Verwundeten in Kriegen ohne Unterschied der Volksangehörigkeit durch Freiwillige pflegen zu lassen. Er reiste in die verschiedenen Staaten Europas, um unter Opferung eines großen Teils seines Vermögens für sein Bruderwerk einzutreten. Sein Buch: „Souvenir de Solferino" gab den Anlaß zur Einrichtung des Roten Kreuzes und zur Genfer Konvention. Am 1. September 1863 erließ der Genfer Hilfsausschuß für verwundete Krieger sein erstes Rundschreiben, das zur Konferenz im Oktober führte und damit zur Gründung der Vereine vom Roten Kreuz. Die staatliche Anerkennung und als letztes Ziel die Genfer Konvention brachte ein diplomatischer Kongreß in Genf, bei dem 16 Staaten offiziell vertreten waren. Dunant lebte in bescheidenen Verhältnissen.

Rudolph Diesel,

geboren 18. März 1858 in Paris, gestorben in der Nacht vom 29. auf 30. September 1913, Erfinder des nach ihm benannten Dieselmotors. Er empfing die erste Schulbildung in Paris, aus dem er mit seinen Eltern bei Ausbruch des Krieges 1870 nach England flüchtete, besuchte in den folgenden Jahren die Schule in Augsburg und studierte in München. Hier war er Assistent des Kältetechnikers und Eisschrankkonstrukteurs v. Linde. Schon als Student beschäftigte ihn das Problem der besseren Ausnutzung der Betriebsstoffe für Maschinen. Die erste praktisch brauchbare Dieselmaschine wurde nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg gebaut. Ihr Vorzug ist, daß sie billiges Rohöl verbrennen kann. Dieses wird mit oder ohne Preßluft in die im Cylinder hochverdichtete Luft gespritzt und entzündet sich dann von selbst.

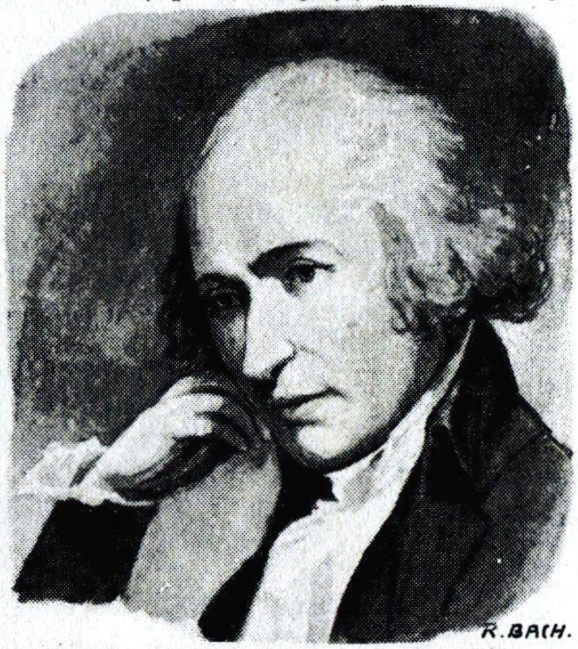
Diesel hat die Einführung seiner Erfindung auf rund 300 Schiffen erlebt. Er verschwand auf einer Ueberfahrt nach England auf geheimnisvolle, bis heute noch nicht aufgeklärte Weise.

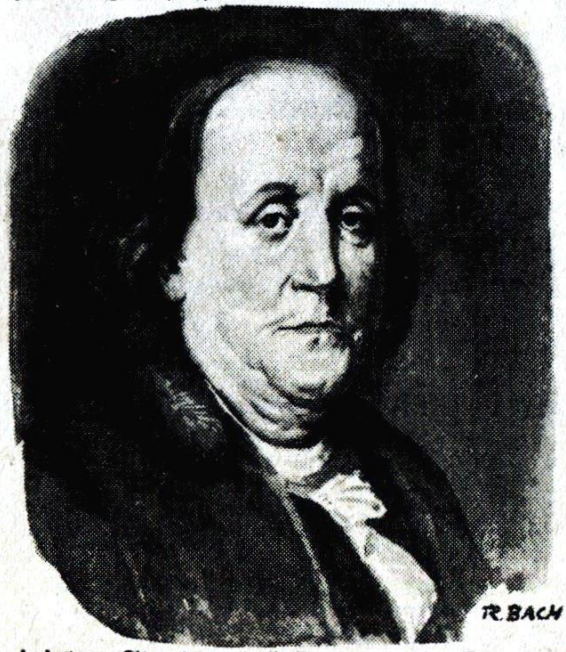




Johannes Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst, geboren zu Mainz 1397, gestorben ebenda 1468, war 1434 in Straßburg als Goldschmied tätig, befaßte sich außerdem mit Edelsteinschleiferei, Anfertigung von Spiegeln und baute die erste Buchdruckerpresse. 1444 verließ er Straßburg und kehrte in seine Vaterstadt Mainz zurück, wo er seine Versuche aufs neue begann. 1450 gelang ihm die Erfindung der beweglichen Typen und ihre Herstellung im Gußverfahren mit Hilfe von Matrizen. Der Mainzer Bürger, Johann Fust stellte ihm für seine Erfindung das nötige Kapital zur Verfügung, brachte ihn aber durch plötzliche Zurückforderung in eine schlimme Lage und setzte sich in den Besitz des gesamten Arbeitsmaterials. (Mit einem Gehilfen Gutenbergs, Peter Schöffer, der sein Schwiegersohn wurde, betrieb er nun eine Buchdruckerei, deren Konkurrenz Gutenberg mit seinen unzulänglichen Mitteln nicht standhalten konnte.) Gutenbergs Leben war ein fortgesetzter Kampf gegen seine Geldgeber und Gläubiger. Sein Idealismus und seine Hingabe an sein Werk ließen ihn nie zu Wohlstand kommen. Seine letzten Lebensjahre standen unter dem Schutze des Erzbischofs von Mainz.

James Watt, Erfinder der Dampfmaschine, geboren 19. Juni 1736 zu Gremock, gestorben 18. August 1819 zu Handsworth. Der Vater der Dampftechnik. Er trat in die Werkstatt des berühmten Mechanikers Morgan in London ein, die er nach nur einjähriger Lehrzeit verließ, um selbst in Glasgow eine Werkstatt zu begründen. Durch eine Reparatur an dem Modell einer kleinen Dampfmaschine wurde er zur Verbesserung der Konstruktion angeregt und machte sie praktisch verwendbar, erfand den sogenannten Kondensator und den geschlossenen Zylinder. Einige Zeit war er als Feldmesser tätig, verband sich aber dann mit dem Industriellen Boulton, der ihm ein sorgenloses Schaffen ermöglichte. Nun entstand eine Reihe neuer Erfindungen: Briefbogenmaschine, Rotationsmaschine, das Prinzip der doppelwirkenden Dampfmaschine, Parallelführung, Methoden der Rauchverzehrung. Er hatte viele schwere Kämpfe und Prozesse mit seinen Neidern zu bestehen, die ihn um den Ertrag seiner Erfindungen zu bringen suchten.





Benjamin Franklin, Politiker und Erfinder, geboren 17. Januar 1706 in Boston als 15. Kind eines Seifensieders, gestorben 17. April 1790, trat mit 12 Jahren bei seinem Stiefbruder, einem Buchdrucker, in die Lehre und widmete jede freie Stunde seiner Ausbildung. Erst Schriftsteller, dann Redakteur errichtete er 1728 eine eigene Buchdruckerei. 1752 begann er seine Studien über die Elektrizität und bewies, daß der Blitz ein riesiger elektrischer Funke sei. Es gelang ein Versuch mit einem seidenen Drachen mit eiserner Spitze. Als er während eines Gewitters losgelassen wurde, sträubten sich einige lose Fasern der Hanfschnur. Franklin hielt den Fingerknöchel an einen an der Schnur befestigten Schlüssel und nun folgte ein Funke rasch dem andern. Er kam nun auf den Gedanken, Häuser und Schiffe vor dem Blitz durch eiserne Drähte zu sichern, die in die Erde oder Wasser hinabgeführt wurden. 1753 Generalpostmeister, 1757—62 Geschäftsträger von Pennsylvanien in London, Mitunterzeichner der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776, begab sich 1776 als bevollmächtigter Minister der 13 vereinigten Staaten nach Europa. Zurückgekehrt, wurde er 3 mal durch einstimmige Wahl Gouverneur des Staates Pennsylvanien.

Freund wär und's Christkindl — mein Gott, wie sollt dös noch an einen so alten Krauterer denken.

. . . . . Alles schläft, einsam wacht,
Nur das traute hochheilige Paar . . . . .",

singt lauter die Dirn.

Der Alte wischt mit dem schmierigen Rockärmel über die Augen. Ein paar Tränen kugeln in seinen Bart. Dann fallt ihm wieder der Husten an. Der trockene, arge Husten, der so viel Herzblut allweil durch die Gurgel reißt und keinen Atem mehr kriegen laßt. Der Bettelmann faltet die Händ. Er wird wohl beten. In der Kuchl singt die Dirn das Lied zu End.

Ganz geschaftig kommt die Wirtin in die Wirtsstuben. Aus dem Krügelkasten will sie Geld nehmen, zum Kramer schicken und — — „Jess', Marie und Josef" — das Geld ist weg. Sie sucht unter der Bierbänk, im Schüsselrahmen, im Brotkorb — es ist nimmer zu finden.

Die Wirtin schreit dem Wirt. Die Knecht kommen mit in die Stuben. Kein Mensch weiß was von dem Geld.

„G'stohln ists wordn. Wer kanns anders gwesn sein als der Lump der miserabligel" Der Alte hat alles mit angehört. Vor Angst und Bangsein kriecht er noch mehr in sich zusammen. Er weiß auch keinen Rat.



Der Knecht pufft ihn aus dem Winkel. Die Taschen kehren sie ihm um. Die paar Waschfetzen im Rucksack reißen sie durcheinander.

„Raus mit'm Geld!"

Der Alte schüttelt den Kopf. Seine Augen gehen wie irr von einem zum andern.

„Wer weiß, wo ers versteckt hat", wirft die Mitterdirn dazwischen.

Dem Wirt laufen vor Gift und Wut die Stirnadern voller Blut. — „Außa aus meim Hof. Du Lump, du nixnutziga!" — Er pfeift dem Hund. Der fällt den Alten an. Reißt ihm einen Fetzen aus der zerflickten Hose. Das nackte Knie schaut durch. Der Knecht gibt dem Alten einen Tritt ins Kreuz. Lautlos schlägt er die Steinstaffeln hinunter. Schlechte Reden fliegen hinterdrein.

Nach einer Zeit rappelt sich der Arme wieder in die Höh. Rot von Blut ist der Schnee gefärbt. Er sucht nach dem Stock. Den Hut hat der Wind fortgerissen. Er achtet's nicht.

Von den Bergen runter schleichen die grauen Nebelschatten. Darüber hängt der Himmel voller dicker Schneewolken. In den Häusern flammen die ersten Lichter auf. Der Lump wankt zum Dorf hinaus, am Weiher vorbei. Dort lärmen und lachen die Buben und wischen wie der Blitz übers blanke Eis. Aber auf einmal — — ein geller Schrei durchdringt das ausgelassene Jubeln.

Dem Alten auf der Straße gibt es einen Riß. Hochauf reckt sich der krumme Rücken. Mit zwei Sprüngen ist er am Weiher und auch schon mitten im Wasser. Es war höchste Zeit, denn über die Stelle, allwo das Kind eingebrochen, hatten sich schon die losgelösten Eisschollen geschoben.



Bange Minuten des Wartens verstreichen. Da taucht der Alte wieder auf. Langsam, Schritt für Schritt steigt er ans Ufer. In den Armen hält er den geretteten Buben — es war der Wirtsleute vom Dorfe einziges Kind gewesen.

Ein Bauer, der des Weges kommt, nimmt die Last ihm ab, eilt mit dem Buben ins Dorf. Der Lump aber wankt quer über die Schneefelder — den Stock hat er im Weiher verloren — dem Walde zu. Er spürt kein Frösteln, Frieren mehr. Das Wasser in den Kleidern war sogleich zu Eis erstarrt. — Wie seine Augen glänzen und leuchten. — Der Schneewind pfeift den Hang herunter, reißt ihm den Mantel auf. — Die wirren Haare kleben in der Stirne.

Am Weihnachtshimmel steigen die ersten Sternlein herauf. Durch die Wolkenspalten lugen sie auf die Erde und der Lump, er wanket weiter und singt:

Stil—le Nacht, hei—li—ge Nacht —
Al—les schläft . . . .“

Zittrig kommts aus den blauen, aufgesprungenen, blutleeren Lippen. Fast wie ein Kinderlallen klingts. — Der Lump taucht im Walde unter.

*

Es mochte nach dem Auftritt in der Wirtsstuben keine Stunde vergangen sein, da fand die Wirtin das verloren geglaubte Geld in einer Tischschublade. In der Eile hatte sie es verlegt. Gleich darauf brachte der Bauer auch ihren fiebernden Buben.

„Ein alter Lump hat ihn aus dem Wasser zogen. Obwohl er selm hundsheiter beisammen und kaum stehen hat können, ist er nachgesprungen und hat sein Leben drangesetzt. Ins Dorf hat er nimmer zurück mögen. I woaß net warum. Im patschnassen Gwand ist er weitergwalzt bei Nacht und Nebel.“

Den Wirt packt ein Grausen an. Während die Wirtin den Buben mit Tüchern im Bett einwärmt, geht er mit den Knechten auf die Suche nach dem Alten.

Ein gacher Sturm ist mittlerweilen aufgestanden. Am Wegkreuz teilen sich die Straßen. Ein jeder von den Männern schlägt eine andre Richtung ein. Hinter jeden Boschen, hinter jeden Baum, ein jedes Graberl leuchten sie mit ihren Laternen ab. Alles umsonst. Keiner hat ihn gefunden.

Zur Metten in der Kirchen kommen auch die Holzknecht aus den Hütten von den Bergen runter. Beim Wirt machen sie alle Jahr eine kleine Einkehr und wärmen mit einem Stamperl Enzian ihre Mägen wieder auf. Aber was schleppen sie denn heuer auf der Birkenbahre daher?



Der alte Lump liegt droben, still und stad. Auf dem Holzweg zur Steilwand war er gelegen. Einen Rosenkranz hat er in den starren Fingern gehabt und ein Lacher ist auf seinem Gesicht gstandn wie sie ihn angleucht habn.

„Grad so hat er ausgschaut", erzählt ein Holzknecht, „als wann das Christkindl sei Seel freiweg von der Erden in Himmi tragn hätt!"

„Es wird scho a so gwesn sei", sagt der Wirt darauf und fahrt mit dem Handrücken über die feuchten Augen.

Die Glocken läuten grad die Weihnacht ein, wie die Manner ein Vaterunser beten für die Himmelsreis' vom armen Lumpen.

*

Gleich am Eingang vom Friedhof des Dörferls steht ein wunderschönes, eisernes Grabkreuz. Und Blumen blühen in allen Farben auf dem kleinen Hügel vom Frühjahr an, bis spät in den Herbst hinein.

Die Grabstätt gehört den Wirtsleuten und darunter schläft der alte brave Lump den ew'gen Schlaf.

Ein lustiger Jägerschwank

von C. König,

Illustrationen von A. v. Hoffmann-Berlin.

Miserabel, schändlich und unerhört ist's, einen honetten Bürgersmann, welcher die Steuern und Abgaben pünktlich zahlt, seinen eigenen Kirchenstuhl hat und schon längst im Rate, ja im Landrate sitzen könnte, wenn die Wahlleute nicht jämmerliche Stoffel wären, so niederträchtig zu betrügen und hintendrein auch noch auszulachen.

Mit dieser halb herausgepusteten, halb geknurrten Einleitung eröffnete im Vereinswirtshaus des Städtchens Lubitz vor seinen gewöhnlichen Zechbrüdern der Wurstfabrikant Bienert eine ellenlange Jeremiade, deren kurzer Sinn war, daß ihm vor wenigen Tagen der Oberjäger von Koschwitz einen vollständig weidmännisch zerlegten und vorher wohl eingebeizten Hammelsrücken für einen Rehziemer verkauft und sich dann noch in allen Wirtshäusern seines gelungenen Streiches gerühmt habe.

Die Zechbrüder, die alle mehr oder minder auf dem Kerbholze des reichen Wurstfabrikanten standen, unterdrückten die geheime Schadenfreude, die sie empfanden und brachen einstimmig in ein erheucheltes Bedauern aus.

„Aber so wahr ich Bienert heiße, gelobe ich 50 Mark in die Armenbüchse zu geben, wenn ich mich noch einmal von einem Jäger narren lasse."

Im geräumigen Großvaterstuhl hinter dem riesigen Kachelofen saß unbemerkt von den übrigen Gästen der Jäger Trautmann und ruhte sich aus von der heutigen Treibjagd im tiefschneeigten Wald. Mit lächelndem Antlitz hatte er die Erzählung und das Gelübde des Wurstfabrikanten angehört; jetzt winkte er den Wirt zu sich heran und es entstand zwischen ihnen ein langes, sehr leises Geflüster. Dann trat der Wirt an den Gasttisch, präsentierte der Gesellschaft die gewaltige Horndose, sprach von Wind und Wetter, über die neuesten Tagesereignisse, ging von diesen auf die Zeppelinfahrt nach Amerika und den Krieg in Marokko über und kam endlich wieder auf den heimatlichen Grund und Boden zurück, sprach vom Nachbarn Urban, den ein Viehhändler gar schlau über's Ohr gehauen, ärger noch als der Oberjäger den Herrn Wurstfabrikanten Bienert und meinte schließlich, niemand sei den Grünröcken an Pfiffigkeit gewachsen.

Bei seiner schwächsten Seite, dem eitelsten Vertrauen auf seine Schlauheit angefaßt, riß Bienert die Geldtasche aus dem Rock, warf einen 50 Markschein auf den Tisch und herrschte den Wirt an: „Hier liegt das Geld und Meister Bartelt unser ehrsamer Mitbürger und Armenpfleger nimmt es in Verwahrung. Werde ich binnen heute und einem halben Jahre von einem Jäger über den Löffel barbiert, so gehören die 50 Mark den hiesigen Armen; geschieht es mir aber nicht, so nehme ich mein Geld zurück und unser gescheiter Herr Wirt zahlt die 50 Mark ins Armensäckel. „Es gilt!" rief der Wirt und zählte eben so viel Mark dazu.

Einige Tage später saß Bienert vor seinem gewaltigen Schuldbuche, schrieb aus demselben unter Vergießung dicker Schweißtropfen doppeltbekreidete Rechnungen und prallte vor Ingrimm an die Polsterlehne seines Stuhles zurück, als jetzt nach derbem Anklopfen die Stubentür aufgetan wurde, der Oberjäger von Koschwitz mit einem kurzen Gruße eintrat, sein Gewehr in die Ecke lehnte und sich dem Wurstfabrikanten gegenüber auf die Fensterbank setzte.

„Was gibt's?" schnaubte dieser hinter seinem Folianten hervor. „Was wollen denn Sie bei mir, bringen Sie vielleicht wieder einen Rehziemer aus dem Schafstall?" „Hm, bringen will ich gerade nichts," entgegnete der Oberjäger mit aller Ruhe und stopfte sich ganz bequem seine Pfeife; „aber holen will ich was, das gestern in Ihre Küche gekommen ist." Hier wurde der Wurstfabrikant kreideweiß vor Schrecken.

„Heute Morgen," fuhr der Oberjäger in langsamem Tone fort, betonte jedes Wort scharf und warf dabei stechende Blicke auf das Kalkgesicht, „habe ich meinen Jagdgehilfen Fritz bei einem Wildfrevel auf frischer Tat erwischt und er hat mir in der ersten Angst gestanden, daß er gestern abend um sieben Uhr einen gestohlenen Hasen an den Herrn Wurstfabrikanten Bienert zu Lubitz für 8 Mark verkauft hat. Kann's der Herr leugnen? Will der Herr Beweise und Zeugenschaft?"

„Nun und was ist denn da zu schulmeistern, wenn ich auch einen Hasen gekauft habe?" entgegnete ganz hastig der Wurstfabrikant, der seine Angst durch erkünstelten Trotz markieren wollte. „Darf ich, ein Bürgersmann von Stand und Geld, mir nicht auch zuweilen einen guten Bissen verschaffen? Stand dem Hasen hinter den Löffeln oder auf der Haut geschrieben, daß er gestohlen war?"

„Lirum, larum, das ist keine gültige Entschuldigung" fiel der Oberjäger mit scharfer Stimme ein und unterbrach die beängstigende Rede von Zeit zu Zeit durch das Ausqualmen dicker Tabakswolken. „Meister Bienert, der alles besser wissen will, als andre Leute, weiß recht gut, daß wir eine Verordnung haben, wodurch das Kaufen von Wildbret bei Strafe verboten ist, wenn sich der Verkäufer nicht durch eine Bescheinigung legitimieren kann. Fritz sitzt bereits in einer Kammer fest, bis ich ihn heute abend an die Landjägerei abliefere, die ich schon benachrichtigt habe. Morgen gleich beim ersten Verhöre, paradiert der Herr Wurstfabrikant Bienert im Gerichtsprotokoll als Käufer gestohlenen Wildes, dann kommt der Gerichtsbote mit der angenehmen Vorladung, dieser folgt der Skandal im Hause und bei der Nachbarschaft, das grimmige Verhör, die freundschaftliche Confrontation, dann ein faustgroßes Loch im Geldbeutel, ferner im Wirtshaus und beim Skat eine gemütliche Anspielung auf Hehler und Stehler, usw. Das sind die lieblichen Früchte vom Baume der Unterstützung des Unrechtes. Wenn ich daran denke, wie es Ihnen gehen muß, wird mir grün und gelb vor Augen."

Dem Wurstfabrikanten wurde nicht nur grün und gelb; es war ihm schon finster, — rabenschwarz vor den Augen. Wie ein Blinder tappte er nach dem Oberjäger hin; in seiner Hand knisterten einige Scheine aus der wohlgefüllten Geldtasche. Da ging die Türe auf! Wie eine Furie stürzte des Wurstfabrikanten Gattin herein, warf dem Herrn Gemahl einen Hasenbalg an das ehrwürdige Haupt, eine Schürze voll Heu, Werk, Häcksel, Kieselsteine und Holzstückchen vor die Füße, stemmte die zarten balkenförmigen Arme auf die kugelrunden Hüften und — wir wollen mit wenigen Worten sagen, was Frau Anna, aus der wutkochenden Brust in langer Rede hervorsprudelte:



Der Hasenbalg, mit Ausnahme des Kopfes, war mit den zu Bienerts Füßen ruhenden Sachen so künstlich ausgestopft und mit solch einer Feinheit zugenäht, daß die Wurstfabrikantin, die sich auf Hasen verstand und in deren Beurteilung nach Gewicht und Wildbretgüte wohlgeübt war, eine solche Täuschung nicht ahnen konnte und erst die künstlerische Arbeit entdeckte, als sie an's Ausweiden ging.

Es war wirklich ein interessanter Anblick, zu sehen wie der Wurstfabrikant in seinem Polsterstuhl vor Staunen zur Büste erstarrte, die Frau Anna in ihrer kollernden Wut wie ein überreizter Truthahn fast zerplatzte und der Oberjäger sich kaum halten konnte, daß er nicht in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Wütend stürzte Frau Anna aus der Stube und das Gewitter, welches über des Ehegatten Haupt nächtlich schwarz herangezogen war, brach sich in einem Hagel von Ohrfeigen, in den sich die Lehrbuben redlich teilten.

Die Stimme des Geizes war beim Wurstfabrikanten bald mächtiger, als die Sprachlosigkeit des Staunens. Ihm fiel ein, daß er wegen Kaufs eines ausgestopften Hasen nicht belangt und bestraft werden könne. Er forderte sein Geld ungestüm zurück. Der Oberjäger bewies ihm jedoch mit schlagender Beredsamkeit, daß sich durch den Possen, der ihm gespielt worden, die Hauptsache in garnichts ändere. Hätte, wie der Jäger haarklein dartat, Meister Bienert gewußt, oder nur vermuten können, daß in diesem Balge nicht ein schmackhaftes Wildbret, sondern nur Heu, Steine und Holz steckte, so würde er dem Verkäufer die Türe gewiesen haben; so aber habe er von einem unberechtigten Verkäufer, von einem Wilddiebe frischweg gekauft, sich dadurch gegen die Verordnung aufs Sträflichste verfehlt und dürfe große Unannehmlichkeiten haben, wenn nicht der Mantel der Verschwiegenheit über die saubere Geschichte gebreitet würde.

Vor einer Stunde mit Unmut und Feindschaft empfangen, verließ jetzt der Oberjäger das Haus unter gar freundlicher Begleitung des Wurstfabrikanten und die Vorübergehenden staunten mächtig, als sie den hochtrabenden, kaum vor Bürgermeister und Ratsherrn die Mütze rückenden Herrn Bienert mit entblößtem Haupte vor dem schlichten Weidmann unter der Haustür stehen und mit ihm gar freundlich flüstern sahen.

„Wahre Satans, diese Jäger!" sagte zu sich selbst der Wurstfabrikant auf seinem heutigen Abendgang in das Wirtshaus, „mußte ich dem Urian dafür, daß sein Spitzbube von Jagdgehilfe mich mit einem ausgestopften Hasenbalg himmelschreiend betrogen hat, noch 50 Mark und die höflichsten Worte geben, wollte ich nicht in meiner sonnenklaren Unschuld einige Unannehmlichkeiten mit der lieben Justiz haben. Ich danke nur Gott, daß der Schalk reinen Mund zu halten versprochen hat, das Geld will ich gerne verschmerzen, weil die Sache unter uns bleibt!" So hatte er sich getröstet und trat mit seiner gewohnten Anmaßung und Barschheit in die Gaststube, nahm vornehm seinen alten Platz ein, wunderte sich aber im Stillen, daß heute so viel Gäste, auch von seinen täglichen Abendgesellschaftern, schon gegenwärtig waren, die sonst immer eine Stunde später kamen. — Nur der Bäckermeister und Armenpfleger Bartelt fehlte noch zu seinem größten Mißvergnügen, denn der war ein Mann nach seinem Herzen.

„Heute war auch der Oberjäger von Koschwitz hier", erzählte plötzlich einer der Gäste, wie rein zufällig, „aber es war kein Auskommen mit ihm. Wie mir der Rendant Knoll, dann der Brenner Weber und die Frau Franziska erzählten, soll er einem Wilddiebstahl auf die Spur gekommen sein und auch dem Käufer des Wildes auf der Fährte sein; er war mordsmäßig grimmig".

„He, da muß sich das Blättchen gewendet haben," fiel der Tischler Grabsch ein und warf einen höhnisch-stechenden Blick auf den immer blasser werdenden Wurstfabrikanten. „Als mein Lehrbursche für die Gesellen den Vespertrunk aus der goldenen Krone holte, sah er den Koschwitzer dort in der Zechstube und eine Menge Leute um ihn rum; er mußte gerade einen seiner Schwänke zum Besten gegeben haben, denn es lachten alle so laut, daß man es bis in die nächste Gasse hören konnte. Ja, dem Koschwitzer, dem traue einer, dem schlauen Bruder!"

Der Wurstfabrikant saß auf glühenden Kohlen. Er wünschte sich meilenweit hinweg, er gelobte in der Tiefe seines angstbewegten Gemütes, seinen besten Schinken dem Oberjäger zu schenken, wenn er reinen Mund halte. Das köstlichste Bier ward ihm heute zum Wermut und die Pfeife wollte nicht brennen, weil er aus Bangigkeit zu ziehen vergaß. Als aber jetzt das Gespräch eine andere Wendung nahm und alle verdächtigen Anspielungen sich verloren, da wurde ihm wieder freier um's Herz und der Schinken für den Oberförster zum gewöhnlichen Knochen.

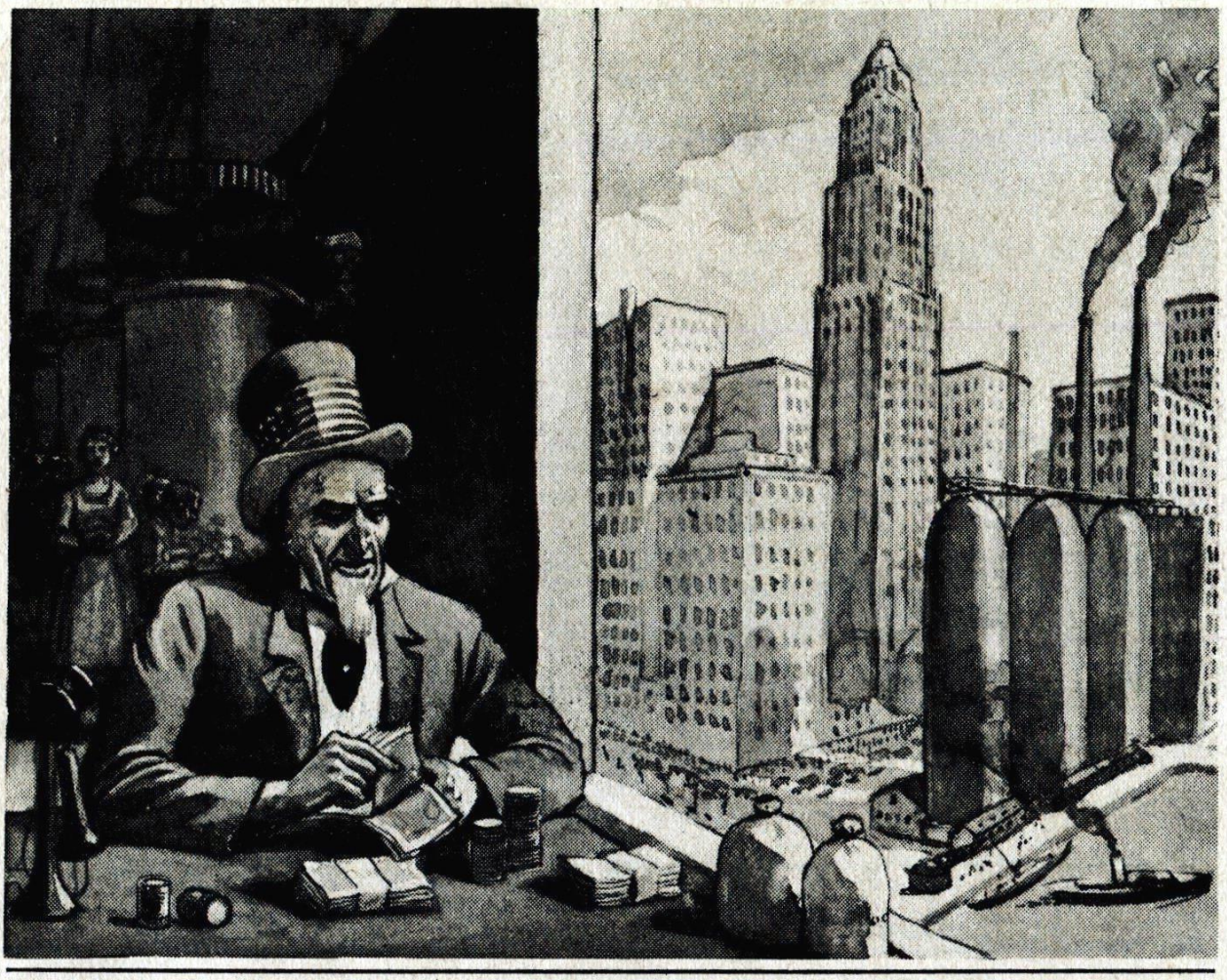
Jetzt trat auch der von ihm so sehnlich erwartete Meister Bartelt in die Stube. Nach den gewöhnlichen, wie die Sitte in dem Städtchen es verlangte, sehr kompliment- und wortreichen Begrüßungen, umständlichen Erkundigungen nach Wohlbefinden der Frau Gemahlin, den hoffnungsvollen Kindern, Haustieren und Geschäften, trat eine Grabesstille ein und die ferner sitzenden Gäste schlichen auf den Fußspitzen heran. Als Meister Bienert jetzt aufblickte, um seinen Spezial an seine Seite zu winken, sah er diesen von zahlreichen Gästen umringt, zugleich den ihm angebotenen Stuhl zurückweisen, eine Rolle Papier aus der sackgroßen Tasche ziehen, die Nase mit der Hornbrille schmücken und sich zur würdevollen Stellung eines Volksredners aufrichten. Es begann auch gleich der Lubitzer Mirabeau:

„Hochverehrte Anwesende!

Es wird jeder, der am Abend des 15. dieses Monats in dieser ausgezeichneten Gesellschaft sich mit einem Trunke unseres vortrefflichen Gerstensaftes und mit ernsthafter wie auch scherzhafter Unterhaltung vergnügt hat, Kenntnis davon haben, daß der Herr Wurstfabrikant Bienert, Bürger und Grundbesitzer allhier, in seiner generösen und nächstenliebenden Weise eine Summe von 50 Goldmark an mich ausgehändigt hat. Er bestimmte, daß er diese 50 Mark den hiesigen Armen schenke, wenn ihm während halber Jahresfrist von einem Jäger ein Schabernack gespielt, das heißt, wenn er nach seinen eigenen spaßhaften Worten, über den Löffel barbiert werde. Es hat sich nun aber zu unser aller Leidwesen die Tatsache ergeben, daß Herr Bienert bereits schon gestern auf besagte Weise barbiert worden ist. Dieses Attest hier, von dem Oberjäger zu Koschwitz eigenhändig aufgesetzt und unterschrieben, sowie auch besiegelt, tut uns kund und zu wissen, daß der Koschwitzer Jagdgehilfe, schlechtweg Fritz genannt, dem

Aus aller Welt.

Das Dollarmachen ist doch anstrengend. Wenn sich Mr. Smith Tag und Nacht plagt, dann bringt er kaum soviel her, als Mrs. und Mss. Smith in einer Stunde verputzen. Früher hat er Nerven gehabt wie Stahldraht, jetzt ist die einzige Rettung für ihn und sein ganzes Personal Pfarrer Heumanns Nervenpillen.



das Mehl und die Zuckersorten, unter denen wieder der Rübenzucker der wichtigste ist. Die Hauptmasse der Kohlehydrate nehmen wir zu uns mit dem Brot, dem Zucker, den Mehlspeisen, Nudeln, Grieß, Graupen etc., den Hülsenfrüchten, Kartoffeln, allen süßen Früchten, Marmeladen, Honig, Süßweinen, Konfekt usw.

Die Muskeln des menschlichen Körpers können als Maschinen bezeichnet werden, die — wie unsere Dampfmaschine mit Kohle — mit Traubenzucker geheizt werden. Die Verbrennung findet in ihnen, genau wie die Verbrennung der Kohle in der Maschine dadurch statt, daß der Sauerstoff der Luft hinzugeführt wird und sich dort unter Entwicklung von Wärme mit dem Zucker verbindet und ihn verbrennt. Zur regelmäßigen Arbeit der Muskelmaschine darf ihr, genau wie der Dampfmaschine, nicht zu viel und nicht zu wenig Kohle zugeführt werden. Das ihr zufließende Blut darf nur einen bestimmten Prozentsatz Zucker enthalten und zwar ein Gramm auf einen Liter Blut, d. h. 0,1 Prozent. Um die Zuckermenge im Blut auf immer derselben Höhe zu halten, gleichgültig, ob wir dem Körper mit der Nahrung viel oder wenig Zucker zuführen, ist zwischen dem Zucker aufnehmenden Darmkanal (Abb. I) und dem Blut ein großer Regulationsapparat, eine Art Zuckerschleuse, eingebaut, die Leber (Abb. II).

Die Leber speichert den aus dem Darmkanal aufgenommenen Zucker auf und gibt jeweils an das Blut eben soviel Zucker ab, wie die Muskeln (Abb. III) verbrauchen.

Woran merkt die Leber, daß die Muskeln arbeiten und Zucker verbrauchen? Die arbeitenden Muskeln teilen dem Gehirn, und zwar einer bestimmten Stelle des Gehirns, die man als Zuckerzentrum bezeichnet (IV), jede einzelne Zuckung mit. In der Abbildung sind die einzelnen Zuckungen mit den Zahlen 1—7 bezeichnet.

schätzbaren Herrn Bienert gestern abends sieben Uhr einen angeblich gestohlenen, aber in Wahrheit nur zum Schabernack überbrachten Hasen verkauft habe. Dieser Hase war aber kein Hase mit Fleisch und Bein, sondern ist nur ein mit Heu, Kieselsteinen und Holz täuschend ausgestopfter Hasenbalg gewesen. Daher nehme ich die durch solch einen ergötzlichen Possen den Armen hiesigen Ortes von Rechtswegen zugefallenen 50 Goldmark für dieselben dankbar in Empfang. Die durch die Wette von dem Herrn Wirt zugeschossene Summe lege ich demselben auch von Rechtswegen in seine Hände zurück. Weiterhin stelle ich dankend fest, daß Herr Bienert in seiner unbegrenzten Großmut noch weiterging und dem Herrn Oberjäger noch weitere 50 Mark für diesen Zweck übergab, welche von mir heute in Empfang genommen und richtig weitergeleitet wurden."



Wie eine angezündete Rakete schoß der wutgeschwollene Wurstfabrikant von seinem Stuhle in die Höhe, warf die Stücke der zerrissenen Quittung dem erschrockenen Redner an die kupferige Nase, bohrte sich mit Kopf und Ellenbogen ein Loch durch den dichten Knäuel der Umstehenden und rannte unter dem unmäßigsten Gelächter der Gäste aus dem Wirtshause.

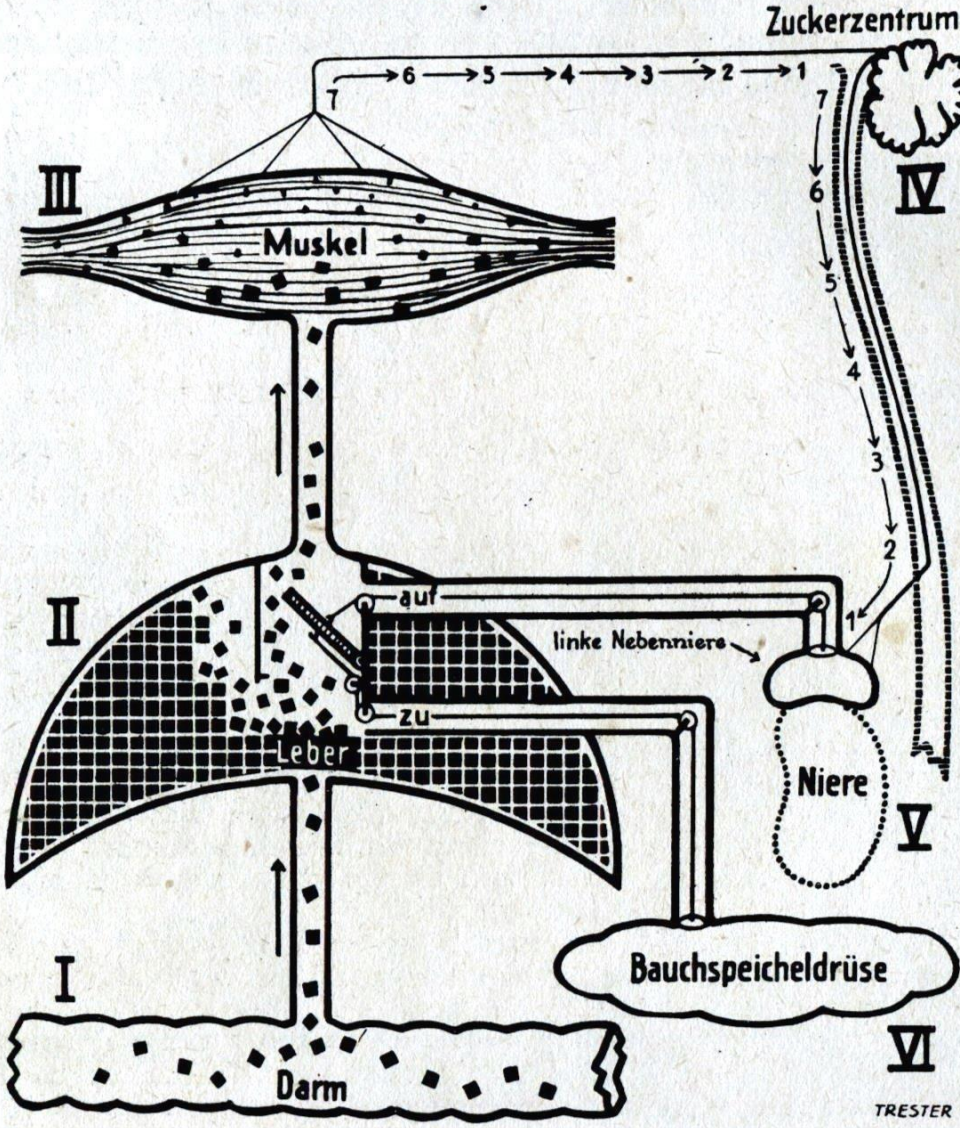
Der Wirt aber legte ein Fäßchen gratis auf, wobei man den Koschwitzer Jäger hochleben ließ, denn alle gönnten dem geizigen Wurstfabrikanten die erhaltene wohlverdiente Lektion.

Zuckerkrankheit und Insulin.

Von Dr. Fritz Kahn, Charlottenburg.

Die Nahrungsmittel des menschlichen Körpers entstammen drei großen Stoffgruppen: erstens den Eiweißkörpern (Hauptvertreter das Fleisch), zweitens den Fetten (Butter, Schmalz, Oel) und drittens den sogenannten Kohlehydraten. Als Kohlehydrate bezeichnet man jene Nahrungsmittel, die bei ihrer Zerlegung im Körper bis zu Traubenzucker abgebaut und in dieser Form durch das Blut den Geweben, vor allem den Muskeln zugeführt werden. Die wichtigsten Kohlehydrate sind

Mechanismus des Zucker-Stoffwechsels



Vom Zuckerzentrum führen Nerven herunter zu einem kleinen neben der Niere gelegenen Organ, das man wegen seiner Lage als Nebenniere bezeichnet (V). Durch die Vermittlung des Zuckerzentrums erhält die Nebenniere nach jeder Muskelzuckung einen Reiz (1—7). Jeder Reiz veranlaßt die Nebenniere zur Absonderung einer kleinen Spur eines Saftes, des Nebennierensaftes, der mit dem Blut in die Leber fließt und hier eine entsprechende Menge Zucker freimacht, „mobilisiert". Man kann, wenn man die Leber als eine Zuckerschleuse bezeichnet, sagen und so ist es in der Abbildung dargestellt, der Nebennierensaft öffnet die Zuckerschleuse.

Der aus dem Darm (I) aufsteigende Zucker wird in der Leber (II) aufgespeichert und von hier nach Bedarf an die Muskeln (III) abgegeben. Die Regelung dieser Abgabe erfolgt durch das Zuckerzentrum im Gehirn (IV), das die einzelnen zuckerverbrauchenden Muskelzuckungen (1—2—3—4 . . .) durch das Rückenmark der Nebenniere (V) meldet, die nach Zahl und Stärke der ihr zufließenden Zuckerreize einen Saft absondert, der den Zucker aus der Leber mobilisiert, was im Bild mechanisch durch ein Oeffnungsseil der Leberklappe angedeutet ist. Das Schließen dieser Klappe bewirkt die Bauchspeicheldrüse (VI) durch einen entgegengesetzt wirkenden Bauchspeichelsaft. In der Nebenniere wird also der nervöse Zuckungsreiz des Muskels durch Vermittlung des Zuckerzentrums in einen chemischen Reiz verwandelt. Der Sinn des Gesamtmechanismus ist, den Muskeln aus den Zuckerspeichern genau soviel Zucker zuzuführen, wie sie jeweils verbrauchen.

Das Schließen der Zuckerschleuse bewirkt ein anderes Organ der Bauchhöhle, die Bauchspeicheldrüse (VI). Ein besonderes Gewebe im Innern der Bauchspeicheldrüse, das in Form kleiner Inseln verteilt ist und daher Inselgewebe heißt, sondert einen Saft ab, den Inselsaft oder das Insulin. Dieses Insulin wirkt umgekehrt wie der Nebennierensaft. Es verhindert die Zuckerabgabe durch die Leber, es schließt die Zuckerschleuse. Außerdem aber steigert das Insulin, was auf der Abbildung nicht dargestellt ist, die Zuckerverbrennung in den Muskeln. Durch diese Doppelwirkung des Insulins, Schließung der Leberschleuse und Steigerung der Zuckerverbrennung in den Muskeln, wird dem Blut durch das Insulin sehr energisch der Zucker entzogen.

Die Zuckerkrankheit beruht — ganz genau geklärt ist das Wesen dieser Stoffwechselerkrankung noch nicht — auf einer Unfähigkeit der Muskeln, den Zucker ordnungsgemäß zu verbrennen. Die Folgen dieser Unfähigkeit sind leicht auszudenken. Die Muskeln fordern von der Leber nicht genug Zucker an. Wie jede Schleuse, vermag die Leber den Zucker nicht ins Ungemessene aufzuspeichern, sondern nur bis zu einer Höchstgrenze von 300 Gramm. Sobald sich aus dem Darmkanal

mehr als 300 Gramm in der Leber angesammelt haben, fließt die Schleuse über und der Zuckergehalt des Blutes steigt. Beim Gesunden kommt dies nur ganz ausnahmsweise nach unmäßigem Genuß von Zucker vor und auch dann nur für ganz kurze Zeit. Aber beim Zuckerkranken, dessen Muskeln nicht genügend Zucker verbrennen, ist bald das Leberbecken überfüllt und der Ueberfluß fließt ins Blut. Das Blut des Zuckerkranken ist überzuckert und enthält an Stelle der normalen Menge von 1/10 Prozent, 1, 2 oder gar 3 Prozent Zucker.

Die Ueberzuckerung des Blutes setzt die allgemeine Lebenskraft des Körpers herab und der Körper wehrt sich folglich dagegen. Zuerst sucht er den zu hohen Zuckergehalt durch Verdünnen des Blutes herabzusetzen und gibt Wasser aus den Muskeln ans Blut ab. Den Wasserverlust der Gewebe empfindet der Mensch als Durst. Das erste Zeichen einer bestehenden Zuckerkrankheit ist ein unnatürliches Durstgefühl.

Den Wasserüberschuß scheiden die Nieren aus. Das zweite Symptom der Zuckerkrankheit ist eine Vermehrung der Harnmenge.

In dem ausgeschiedenen Harn findet man Zucker. Zucker im Harn ist das dritte Symptom der Zuckerkrankheit. Ein Zuckerkranker kann bis zu 1 kg Zucker am Tag ausscheiden.

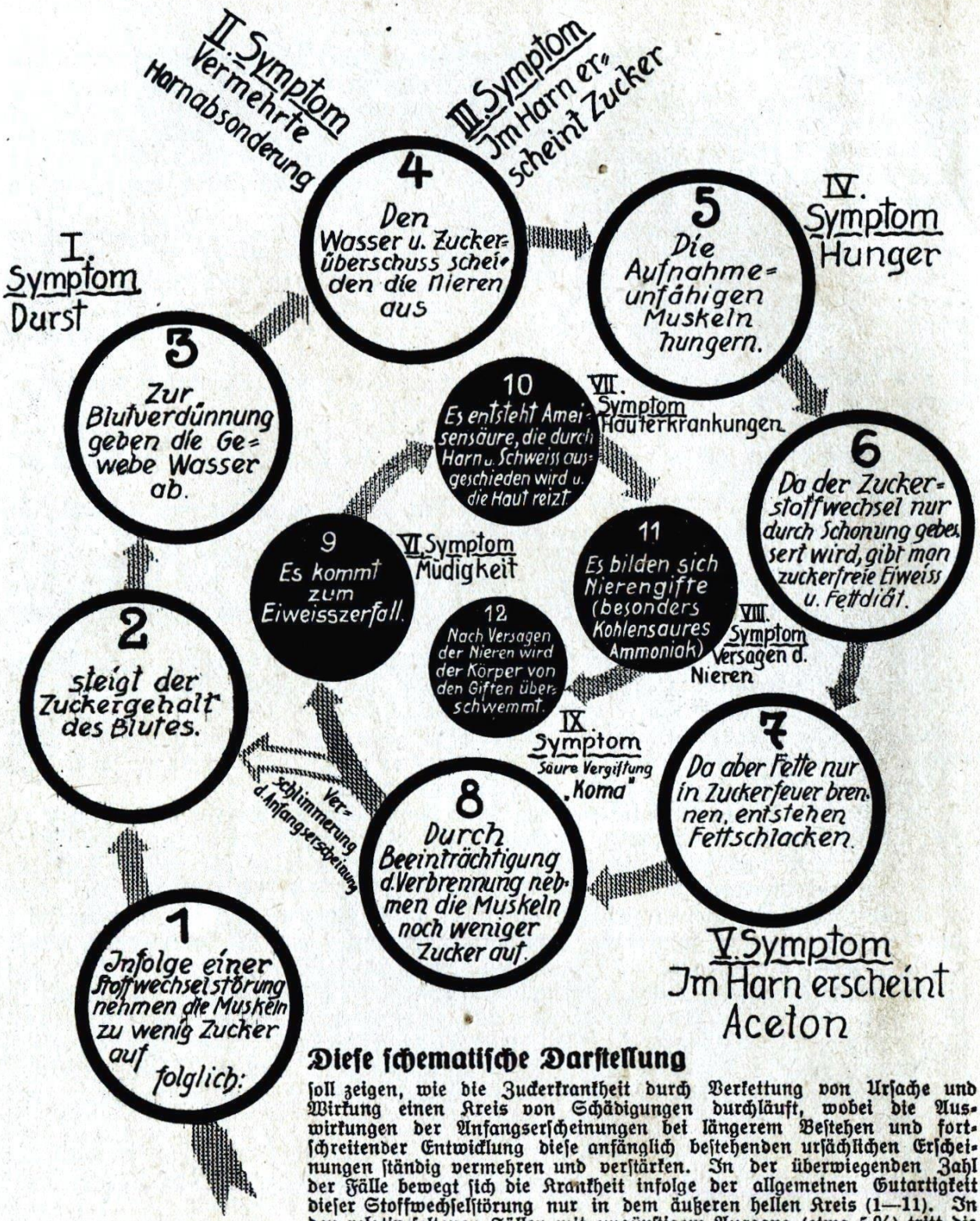
Da die Muskeln die Fähigkeit verloren haben, Zucker zu verbrennen, befinden sie sich in einer Art Hungerzustand und der Kranke empfindet dies als Hunger. Er ißt also viel. Trotz reichlichem Essen fühlt er sich aber nicht stark, weil die Muskeln ja ihre Zuckernahrung nicht aufnehmen, sondern im Blut lassen. Hunger haben und viel Essen und doch nicht kräftig sein, sind das vierte und fünfte Zeichen der Zuckerkrankheit.

Wie alle erkrankten Teile des Körpers, verlangen auch die am gestörten Zuckermechanismus beteiligten Organe im Körper des Zuckerkranken Schonung, um sich zu erholen. Je weniger Zucker man dem Zuckerkranken zuführt, umso mehr Aussicht besteht, daß die Muskeln die Fähigkeit Zucker zu verbrennen, wieder gewinnen. Aus diesem Grunde ernährt man den Zuckerkranken zuckerarm, d. h. man gibt ihm eine Nahrung, die wenig Kohlehydrate enthält.

Um ihn lebensfähig zu erhalten, muß man ihm entsprechend mehr Eiweiß und Fett zuführen. Dieser Ausweg führt aber auf die Dauer nicht in der gewünschten Weise zum Ziel und zwar aus zwei Gründen. Erstens wird ein großer Teil des Eiweiß im Körper ebenfalls zu Traubenzucker abgebaut und was man als Eiweiß dem Darmkanal zuführt, fließt bis zu 50 Prozent doch als Traubenzucker aus der Leber. Fette kann man dem Körper ebenfalls nur im beschränkten Maße zuführen und zwar erstens, weil sie an sich schwer verdaulich sind, man sie sich leicht „überißt", und zweitens weil überraschenderweise die Fette nur dann im Körper wirklich gut verbrannt werden, wenn gleichzeitig genügend Traubenzucker mitverbrannt wird. Man kann die Fette mit einer schwer brennbaren Kohle vergleichen, die nur dann im Ofen verbrennt, wenn gleichzeitig in ihm leicht brennbares Holz, d. h. im Körper Traubenzucker, mit verbrannt wird.

Führt man einem Körper viel Fette aber wenig Kohlehydrate zu, so entstehen durch die mangelnde Verbrennung halbverbrannte Abbauprodukte des Fettes, Fettschlacken, die giftig sind und zu schweren Vergiftungserscheinungen führen können. Die Folge dieser inneren Selbstvergiftung an Fettschlacken ist schließlich das Koma, ein Ohnmachtszustand, in den der Zuckerkranke in den schwersten Fällen der Krankheit gerät, falls seine Lebensweise und sein Stoffwechsel nicht in der genügenden Weise von einem erfahrenen Arzt überwacht werden.

Kein Zuckerkranker versäume, sich von einem Arzt untersuchen und den Grad seiner Krankheit, d. h. die Fähigkeit seines Körpers, Zucker zu verbrennen, genau feststellen zu lassen. Nach dem Ausfall dieser Untersuchung muß alsdann die Lebensweise geregelt werden. Es dürfen dem Körper nur ebensoviel Zuckermengen zugeführt werden, wie die Muskeln verbrennen können, es müssen ihm aber soviel dargeboten werden, wie zur Verbrennung der gleichzeitig zugeführten Fettmenge unbedingt notwendig sind, damit sich keine giftigen Fettschlacken ansammeln. Hat man den Organen des Zuckerstoffwechsels eine Zeitlang Schonung gewährt, so versucht man nun, unter ständiger Kontrolle des Arztes ihnen ein wenig mehr zuzutrauen, indem man die Zuckermenge und damit gleichzeitig die



Diese schematische Darstellung

soll zeigen, wie die Zuckerkrankheit durch Verkettung von Ursache und Wirkung einen Kreis von Schädigungen durchläuft, wobei die Auswirkungen der Anfangserscheinungen bei längerem Bestehen und fortschreitender Entwicklung diese anfänglich bestehenden ursächlichen Erscheinungen ständig vermehren und verstärken. In der überwiegenden Zahl der Fälle bewegt sich die Krankheit infolge der allgemeinen Gutartigkeit dieser Stoffwechselstörung nur in dem äußeren hellen Kreis (1—11). In den relativ seltenen Fällen mit ungünstigem Ausgang (etwa 5 %) tritt die Krankheit aus dem hellen Kreis der Anfangssymptome in den dunkel gezeichneten Innenkreis der schweren Endsymptome (12—17), die zum „Koma" führen können.

Fettmenge erhöht. Nach dem Ausfall dieser Probe muß dann die Lebensweise neu geregelt werden.

Vor einigen Jahren ist es, nachdem schon vor zwanzig Jahren deutsche Forscher die Arbeitsmethoden fast bis zur Erreichung des Zieles durchgeführt hatten, zwei amerikanischen Aerzten gelungen, die Inselsubstanz der Bauchspeicheldrüse, das Insulin, so rein zu gewinnen, daß man es dem Körper als Heilmittel zuführen kann.

Spritzt man einem Menschen Insulin ein, so hat dies die beiden beschriebenen Insulinwirkungen zur Folge: erstens schließt sich das Leberventil und die Leber gibt keinen Zucker mehr ans Blut ab, zweitens erhöht sich die Fähigkeit der Muskeln, Zucker zu verbrennen und sie saugen wie die Muskeln eines Gesunden Zucker aus dem Blut. Spritzt man einem

Zuckerkranken, dessen Blut statt 1/10 Prozent, 3 Prozent Zucker enthält, Insulin ins Blut, so sinkt der Zuckergehalt des Blutes in ganz kurzer Zeit stark herab, die Muskeln fühlen sich durch die Zuckeraufnahme gekräftigt, die allgemeinen Lebenskräfte steigen durch die Entzuckerung des Blutes und der Kranke fühlt sich wie neugeboren. Haben sich im Körper infolge der mangelnden Fettverbrennung Fettschlacken angesammelt und möglicherweise schon eine gefahrdrohende Selbstvergiftung herbeigeführt, so verbrennen nunmehr mit den Zuckerstoffen auch die Fettschlacken und der Körper reinigt sich innerlich. Eine Insulineinspritzung in den Körper eines Zuckerkranken wirkt wie ein Großreinemachen in einem verkommenen Haushalt.

Da der Zuckerkranke an einer Unfähigkeit seiner Muskeln, Zucker zu verbrennen, leidet, kann ihn natürlich eine Insulineinspritzung nicht dauernd heilen. Wenn die Insulinwirkung vorüber ist, macht sich die Schwäche der Muskeln, Zucker zu verbrennen, wieder bemerkbar und es ist notwendig, nach einer Zeit, wenn sich Zucker angesammelt hat, wieder aufs neue Insulin zuzuführen. Das Insulin ist — leider — kein Heil- sondern nur ein Hilfsmittel. Es ähnelt der Krücke, die der Lahme gebrauchen muß, um sein schwaches Bein zu stützen. Da es aber den Menschen vor der Gefahr einer inneren Fettschlackenvergiftung bewahrt, hat es in Tausenden von Fällen Zuckerkranke vor dem Koma beschützt, erhält durch periodische Zufuhr die Zuckerkranken bei gutem Kräftezustand und gewährt ihnen neben dem Nutzen auch die Freude, unter der Insulinwirkung nach Herzenslust sämtliche Speisen, gleichgültig, ob sie zuckerhaltig sind oder nicht, zu sich zu nehmen. Man kann es ohne Uebertreibung als eine der schönsten Errungenschaften der modernen Heilkunde bezeichnen.

Der Hase.

Es muß leider gesagt werden: Frau Knicker trieb mit der Zeit die Genauigkeit und Sparsamkeit so weit, daß sie selbst vor kleinen Unredlichkeiten nicht zurückscheute, die sie freilich für keine solchen hielt. Denn sie war so fest davon überzeugt, alle Welt übervorteile sie beständig, daß sie es nur als eine Art Notwehr und Wiedervergeltung betrachtete, auch ihrerseits kleine, nicht ganz rechtmäßige Vorteile sich zu verschaffen.



So ging bei Kaufmann Surrer, wo sie alle ihre Einkäufe besorgte, schon seit langem das Gemunkel um, Frau Knicker lasse hin und wieder etwas mitspazieren, das sie zu zahlen vergesse. Aber man hat sie noch nie auf der Tat ertappen können, obwohl schon alles darauf brannte — besonders der Chef.

Heute war sie wieder da, um acht Pfund Daunen einzukaufen. Welch' zeitraubendes und schwieriges Unternehmen es war, bis die Federn ausgewählt, gewogen, eingefüllt waren, kann man sich bei ihren tausenderlei Beanstandungen denken! Herr Surrer und seine beiden Kommis bebten innerlich vor Wut. Eben wollte man den Sack schließen und der gefürchteten Kundin mitgeben — — als neu eintretende Leute das Personal nach vorne riefen.

Diesen unbewachten Augenblick benutzte Frau Knicker zu einer raschen Umschau. Da sah sie in ihrer unmittelbaren Nähe einen feisten Hasen hängen. Ein Griff und der biedere Lampe

verschwand spurlos in den schmiegsamen Daunen. Ein schneller Blick überzeugte die schlaue Kundin, daß niemand sie gesehen hatte, und sie schmunzelte befriedigt, den zweifellosen Betrug, den man trotz aller ihrer Vorsicht mit den Daunen an ihr ganz sicher wieder verübt hatte, so wenigstens einigermaßen wettgemacht zu haben.

Aber Herr Surrer hatte sie doch unbemerkt beobachtet. Mit gewinnender Liebenswürdigkeit kam er jetzt zu ihr zurück. „Nun Frau Knicker, dürfen wir den Sack schließen?.. Richtig gewogen hat Fritz doch wohl?“ Ehe sie noch: „O gewiß!“ antworten konnte, lüpfte er den Sack auf die Wage, in dem er verbindlich lächelnd meinte: „Er ist hie und da ein wenig zerstreut — — prüfen wir noch einmal!“

Sie erstarrte. „Ja, was ist denn das?“ rief da der Kaufmann schon. „Aber, Fritz, Sie haben ja, statt 8 Pfund sechzehn hineingelegt? Offenbar wieder in seiner Zerstreutheit Pfund mit





Kilo verwechselt!“ sagte er entschuldigend zu Frau Knicker. „Aber ich werde sofort die Hälfte herausnehmen lassen.“

Vor ihrem geistigen Auge tauchte schon der Hase aus den Daunen auf.

„Nein,“ stammelte sie vollkommen fassungslos, „ich behalte das Ganze!“ und legte mit bebender Hand einen Hundertmarkschein auf den Tisch.

„Ah!“, rief Surrer, anscheinend auf das angenehmste überrascht. „6×16 = 96.— 4 Mark retour — — Besten Dank — — — beehren Sie uns bald wieder!“

Mit ausgesuchter Höflichkeit wurde sie hinauskomplimentiert. Außen aber wäre sie bald zusammengebrochen unter der Last der Daunen und des „billigen“ Hasenbratens für .... 48 Mark! —

Vierzehn Tage lang hatte Frau Knicker die Gelbsucht. Dann war sie genesen .... auch von ihren Defraudationsgelüsten.

☆



Die Bratwurst

von Hans Müller-Schlösser
illustriert von Professor Stockmann, München.

Zur Zeit der Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm saßen einmal drei müde Handwerksburschen unter den alten Nußbäumen der Herberge „zum Spielberg" an der Landstraße nach der Haupt- und Residenzstadt Düsseldorf. Es war ein schwüler Sommertag, und den Dreien, die einen achtstündigen Weg hinter sich hatten, stand der Schweiß auf der Stirn, mit einem einzigen Zug tranken sie die zinnernen Becher mit dem dünnen Bier aus, lehnten sich dann gegen den Stamm des Nußbaumes und streckten die Beine von sich.

Der Erste, Jan Bonkelaar mit Namen und seines Zeichens ein Schmied, reckte sich nach einer Weile hoch, rieb sich die Hände und rief:

„Ha, Jungens, noch anderthalb Stunden Weg und wir sind wieder zu Haus, ich wenigstens. Euch Zweien rate ich übrigens, in Düsseldorf zu bleiben. Da ist viel für euch zu holen, mehr als anderswo. Der Jan Wellem braucht viele Hände, um sich ein schönes Fürstenleben zu machen, womit ich übrigens nichts gegen Seine Kurfürstliche Durchlaucht gesagt haben möchte! Beileibe nicht! Gott lasse ihn noch lange leben und regieren!"

„Hm, was meinst du?" wandte sich der Zweite, aus dessen Reisesack ein Barbierbecken hervorblinkte, an den Dritten, „was meinst du, Zeck, sollen wir in Düsseldorf auf Kundschaft gehen?"

Der Dritte, ein kleiner Schneidergeselle, schlug mißmutig nach den Fliegen und erwiderte:

„Es ist ja Pott wie Deckel, wohin man seinen Leichnam trägt. Ich hab' das Tippeln satt. Meinetwegen bleiben wir in Düsseldorf."

Der Barbier schlug auf den Tisch. „Das ist recht!" rief er „so bleibt unsere Kompanie zusammen. Darauf genehmigen wir uns noch eins."

„Ich nicht"! wehrte der Schneider ab. Die beiden anderen lachten.

„Sein Eingeweide wird überschwemmt!" sagte Bonkelaar. „Du bist mir ein Kerl, Zeck! Du kannst mir leid tun, du Mutzkopp. Guck dir das Gesicht an, Bartkratzer! als ob er Essig gesoffen hätte. Ja, die Sonnenscheibe kriegt Flecken, wenn sie das Gesicht sieht."

„Mir ist hundeelend", antwortete Zeck. „Ich wollt ich hätt' den Deckel auf der Nase."

„Laß dich begraben," sagte Bonkelaar. „Ich will indessen sorgen, daß ich etwas in die Rippen kriege." Damit schlug er auf den Tisch und rief nach dem Wirt.

„Was habt Ihr zu essen?"

„Bloß Schweinewurst, aber die ist gut!"

„Bratet mir einen Arm lang davon."

„Mir einen halben Arm," sagte der Barbier.

„Und dem Schneider da," vollendete Bonkelaar, „ein Stückchen wie mein kleiner Finger, nicht mehr, sonst erstickt er dran."

Unter dem Gelächter der beiden ging der Wirt, um das Essen zu bereiten.

„Hör', Zeck," wandte sich Bonkelaar wieder an den Schneider, „mit dem sauren Gesicht, das du machst, kriegst du in Düsseldorf keine Arbeit. Da wollen die Leute, daß man sie anlacht, wie es der Kurfürst tut, wenn er über die Straße geht."

„Wer mit meinem Gesicht nicht zufrieden ist, soll mich ziehen lassen," entgegnete der Schneider.

„Wenn du aber keine Lust am Leben hast," meinte der Barbier, „dann verstehe ich nicht, warum du so bange um dein Häufchen Leben bist. Gestern abend, wie wir durch den Duisburger Wald gingen, hast du gezittert, wie eine magere Hippe im Winter."

Pang! schlug der Schmied mit seiner behaarten Faust auf den Tisch, daß die Becher hüpften und der arme Schneider zusammenschreckte.

Der Schmied lachte aus vollem Halse und rüttelte den Schneider, als ob er ihn auseinanderreißen wollte.

Der Wirt brachte die gebratene Wurst.

„So!" rief Bonkelaar, „die Wegzehrung laß' ich mir gefallen! Ha!" Er strich sich den Schnauzbart auf die Seite und schmatzte.

„Noch anderthalb Stunden," sagte er unter dem Kauen, „dann hängt mir meine Drütje am Hals, ha! ha!"

Und er schaute die beiden anderen mit leuchtenden Blicken an.

„Oder du siehst sie mit einem andern flanieren," sagte spöttisch der Schneider.

„Halt dein Maul!" rief der Bonkelaar, „dein Gequäke laß' ich mir meinetwegen gefallen, aber sag' mir nichts über mein Drütje!!"

„Mag ein passabel Weibstück sein," antwortete der Schneider, „aber wenn sie dir die zwei Jahr treu geblieben ist, will ich mir an der Bratwurst den Tod holen."



„Das sollst du auch, du Schneidersbock!" schrie der Schmied, ergriff seine knusprig gebratene Wurst wie einen Dolch und stieß damit den Schneider gegen die Brust.

Der fuhr in die Höhe und fiel wieder mit einem Gesicht, so weiß wie der Teller, der vor ihm stand, auf die Bank, sank auf die Seite und glitt wie ein Sack auf die Erde.

Der Schmied schaute mit weitaufgerissenen Augen zu und starrte dann den Barbier an, der erschrocken aufgesprungen war.

„Was ist das?" stotterte der Schmied, hob den Schneider auf und rüttelte ihn.

„He, Schneider mäck, mäck! Holla! Zeck! Jössesmaria! — Du, ich glaube wahrhaftig ....!!"

Er konnte den Satz nicht vollenden, so war ihm Angst und Schrecken in die Kehle gefahren.

„Der Schneider ist tot," sagte leise der Barbier. „Mensch, das ist ein Maleur!"

Schon kam der Wirt gelaufen, der von weitem die Szene beobachtet hatte, und nicht lange danach, da führte man den armen Bonkelaar mit gefesselten Händen nach Düsseldorf ins Gefängnis. Der Barbier mußte als Zeuge mit.

Dem Bonkelaar wurde wegen Totschlags der Prozeß gemacht. Er wurde zum Tode durch den Strang verurteilt. Denn, so judizierten die weisen Richter, es wäre ohne Belang, ob er zum töten einen Dolch oder eine Bratwurst benutzt habe, konstat, es stehe fest, daß der Schneider de facto zu Tode gekommen sei, und zwar durch den Schmied Bonkelaar, und wer töte, der solle selbst getötet werden.



Während der arme Bonkelaar in seiner düsteren Zelle sich auf sein letztes Stündlein vorbereitete, lief aber Drütje, sein treues Mädchen, zum Kurfürsten Wellem, warf sich ihm zu Füßen und bat um Gnade. Jan Wellem ließ sich den Fall vortragen, dann lächelte er und tat folgenden Urteilsspruch.

Es müsse das Urteil des hohen Gerichts allerdings vollstreckt werden, aber mit einer Modifizierung, die sich auf das Werkzeug erstrecke, mit der die Todesstrafe vollzogen werden sollte. Da, wie durch Zeugen einwandfrei nachgewiesen worden sei, der Verurteilte den Schneider mit einer Bratwurst erstochen habe, so solle er auch selbst mit einer Bratwurst vom Leben zum Tode gebracht werden. Der Henker soll ihn öffentlich auf dem Richtplatze mit einer Bratwurst enthaupten. Wenn der Verurteilte indes, was ja allerdings möglich und wahrscheinlich wäre, durch die Bratwurst nicht zu Tode gebracht werden könne, so wäre das Sache des Verurteilten, nicht Sache des Gerichts.

Gegen diesen allerhöchsten Spruch gab es keine Einrede, Bonkelaar wurde also auf den Richtplatz geführt, wo sich ganz Düsseldorf um den Richtblock drängte, denn ein solch ergötzliches Spektakulum war noch nie gesehen worden. Bonkelaar mußte mit entblößtem Nacken vor dem Block niederknieen, der Henker, der sich das Lachen ver-



biß, zog eine lange Bratwurst unter einem roten Tuch hervor und hieb damit auf den Nacken Bonkelaars. Die Wurst riß in viele Stücke, die von den lachenden, johlenden Zuschauern aufgefangen und sogleich gegessen wurden. Bonkelaar aber sprang auf die Füße und schrie mit der ganzen Kraft seiner Stimme:

„Es lebe der gerechteste und weiseste Richter, unser gnädiger Kurfürst Jan Wellem!"

Aus Allahabad, Cawnpore, Lucknow, von überall her seien beunruhigende Nachrichten eingelaufen und hier in Rangoon sei es nicht besser bestellt.

Als der Manager sah, daß mein Entschluß, zu gehen, unumstößlich war, bat er mich dringend, mir wenigstens einen eingeborenen Führer besorgen zu dürfen.

Nur um endlich fortzukommen, willigte ich ein, obwohl ich mich lieber ohne Begleitung dem Zauber der ersten Eindrücke hingegeben hätte.

Der Manager lief auf die Veranda und kam bald darauf mit einem der Hindus zurück, die sich vor dem Hause gelagert hatten und ihrem Herrgott rauchend, schwatzend und schlafend den Tag stahlen.

„Hier Sir, dieser Bursche hat schon häufiger Fremde geführt. Für seine Ehrlichkeit übernehme ich allerdings keine Garantie."

„Wann kannst Du mich herumführen?" wandte ich mich in englischer Sprache an den noch sehr jungen braunen Burschen.

„Abhi, Sahib" (sofort, Herr) antwortete er und fletschte grinsend seine prachtvollen weißen Zähne.

Zehn Minuten später waren wir auf dem Wege durch die Stadt. Zur Vorsicht steckte ich mir meinen Wellesley-Smith-Revolver ein und glaubte mich nun hinreichend gegen alle kommenden Zufälligkeiten gesichert.

In der Nähe des Hafens interessierte mich die Stadt weniger; denn sie machte hier einen durchaus nüchternen, europäischen Eindruck. Mein Führer brachte mich aber dahin, wohin ich wollte und bald befand ich mich in der „schwarzen Stadt", dem Viertel der Eingeborenen. Mitten im Gewirr der hüttenähnlichen Bauwerke sah ich mich plötzlich auf einer Art Hofplatz. Dort umlagerte eine Gruppe Eingeborener einen alten Mann, der wohl einer der häßlichsten Menschen war, die ich je in meinem Leben gesehen habe.

Aus seinen nachtschwarzen, tiefliegenden Augen glomm ein verzehrendes Feuer, sein nackter Oberkörper war fleischlos und schien nur aus den Rippen und der braunen, eingeschrumpften Haut zu bestehen. Wirr hingen ihm die verfilzten Haarsträhnen unterm schmutzigen Turban in das abstoßende Gesicht und seine knöchernen Arme und Finger glichen verkrüppelten Holzstücken. Irgendwo aus dem Gewirr der Gassen war er aufgetaucht, und nun hockte er sich wortlos hin, einen kleinen Sandlewoodkasten neben sich stellend.

„Wer ist das?" wandte ich mich in unterdrücktem Tone an meinen Hinduführer.

„Es ist Ranakh, der Schlangenbeschwörer, Sahib," flüsterte er, und ehrfürchtig fügte er hinzu: „Er ist ein Yoghi, ein Heiliger!".

Aus seinem verschlungenen Turban zog der Yoghi jetzt eine Flöte hervor, und feierlicher Ernst lagerte sich auf die Gesichter der umstehenden Inder.

Da hob der Alte die Flöte zum Munde, und eine seltsam prickelnde, im nächsten Augenblick wieder gedämpft getragene Musik klang an mein lauschendes Ohr.

Allmählich wurden die Töne greller, nervenzerreißender; das Feuer innerer Erregung, das den Rätselaugen des Yoghi entstrahlte, ging wie ein magischer Strom auf seine Hörer über, und auch ich konnte mich dem Zauber dieses Mannes, dieser Musik nicht entziehen, obwohl ich willens war, mich nicht durch äußere Einflüsse in meiner Aufmerksamkeit behindern zu lassen, noch mich einer Macht zu beugen, deren rätselhafte Kraft ich instinktiv ahnte und fürchtete.

Der Yoghi schien seine Zuschauer vergessen zu haben. Ein starrer weltabwesender Ausdruck trat in seine Augen, die wie gebannt an dem geheimnisvollen Kästchen hingen. Selbst einer unsichtbaren Macht wider Willen untertan, konnte ich den Blick nicht mehr von dem Kasten wenden, und mit Befremden bemerkte ich, wie sich der Deckel ruckweise zu heben begann und der züngelnde Kopf einer Kobra, der gefährlichsten Giftschlange Indiens, zum Vorschein kam. Den Oberleib wie in Angriffsstellung erhoben, die stechenden grünschillernden Augen unverwandt auf den Yoghi gerichtet, schlüpfte sie langsam ins Freie und schlängelte auf den Spieler zu.

Greller jubilierte die Flöte und wie von den Tönen erschreckt, wich die Giftnatter zurück, sowie aber die Musik leiser und leiser wurde, näherte sie sich, wie von magischer Gewalt angezogen, ihrem Meister.

Eine ganze Weile ging das Spiel so fort. Man konnte ganz vergessen, daß eine Unvorsichtigkeit dem Inder den sicheren Tod bringen konnte, und einige Male erwartete ich stockenden Herzens, daß sich das Reptil auf den Yoghi schnellen würde, aber immer wieder beruhigte oder erschreckte es die Musik. Noch einmal erhob sich die Musik zu einem rasenden, sich überstürzenden Tempo, steiler richtete sich die Kobra empor, bis sie wie eine in die Erde gesteckte Lanze aufrecht auf ihrem Schwanzwirbel stand.

Aus aller Welt.

Der Holländer ist ein ruhiger Mann. Er zieht seine Tulpen und ißt seinen Edamerkäs, bis er selber aussieht, wie aus Edamer zusammengesetzt. Aber zuviel Ruhe ist auch nicht gut, denn da gibt es leicht Arterienverkalkung und Hämorrhoiden. Es ist nur gut, daß es nun die Pfarrer Heumann'schen Heilmittel auch in Holland gibt. Jetzt hat der Holländer noch eine dritte Beschäftigung. Er nimmt Aderin und bringt die Hämorrhoidalzäpfchen an ihren richtigen Platz.



Ranakh, der Schlangenbeschwörer oder die Türme des Schweigens.

Ein Reiseerlebnis von Werner Granville Schmidt.
Illustrationen von Reinhold Bach.

An einem wunderbaren Sommerabend langte unser Dampfer „Clan Colquhoun" vor der Mündung des Irawadi an. Vom Anlandgehen war diese Nacht natürlich nicht mehr die Rede. Aber schon bei Tagesanbruch war ich auf den Beinen und harrte mit fieberhafter Ungeduld des Augenblicks, wo ich mich in einem Sampan an Land setzen lassen konnte. Aber gleich beim Passieren der Zollstation wurde meiner Begeisterung ein kleiner Dämpfer aufgesetzt, denn wir erfuhren hier, daß es für Europäer augenblicklich nicht ratsam sei, die Stadt zu durchstreifen.

Eines der großen religiösen Feste vereinigte wieder einmal Tausende fanatischer Hindupilger in der Stadt, und es war, wie schon in früheren Jahren, zu ernsten Zusammenstößen zwischen den Hindus und den Mohammedanern gekommen.

Wir begaben uns nun also in die Stadt nach dem Riverside-Hotel, das Kapitän Mc. Indoe von früheren Reisen her als besonders empfehlenswert kannte.

In der Vorhalle des Hotels wurden wir von dem Manager, einem rothaarigen, sommersprossigen Irländer, empfangen. Als ich ihm meinen Plan mitteilte, mir schon vor dem Dinner die Stadt etwas zu besehen, wiegte er bedenklich den Kopf.

Jäh, mit einer grellen Dissonanz, brach das Flötenspiel ab, kraftlos, scheinbar total erschöpft, sank die Schlange in sich zusammen, und kaltblütig beförderte sie der Yoghi, ihren Körper dicht hinter dem Kopf packend, wieder in den Kasten. Erst nach Minuten war der Bann gebrochen. Man suchte sich durch ein Scherzwort oder durch eine wegwerfende Bemerkung über die herzbeklemmenden Eindrücke der vergangenen Minuten hinwegzusetzen.

„Hallo, Sir, was sagen Sie dazu? Wundervolle Sache, he?" wandte sich ein englischer Matrose, der sich den Zuschauern zugesellt hatte, an mich. Er war ganz naive Bewunderung und opferte dem alten Bettelheiligen eine Handvoll Annas.

Ich zuckte die Schultern; denn nun, wo die Musik ihren geheimnisvollen Einfluß nicht mehr geltend machte, erwachte der alte Skeptiker in mir.

„Vielleicht ist es nur ein abgefeimter Gauner, der uns das Geld aus der Tasche lockt und sich hinterher ins Fäustchen lacht über die dummen Europäer. Kann er nicht vorher schon der Kobra die Giftzähne ausgebrochen haben? Solche Schaustellungen entpuppen sich bei genauer Nachprüfung gewöhnlich als Humbug!"

Unwillkürlich wandte ich mich, als ich die Worte gesprochen hatte, nach der Richtung, wo der Yoghi saß und mit erhabener Würde den Kupfer- und Silberregen der Zuschauer über sich ergehen ließ. Ob er Englisch verstand und meine gewiß nicht für seine Ohren bestimmten abfälligen Aeußerungen gehört hatte?

Ein feindseliger Strahl glomm in seinen Augen auf, die für einen Moment mit einem Ausdruck auf meinem Gesichte ruhten, der mir einen kalten Schauer über den Rücken rinnen ließ.

Wie die unbestimmte Ahnung von einer drohenden Gefahr legte es sich bleischwer auf meine Brust, und schnell entfernte ich mich aus dem Gesichtskreis des unheimlichen Greises.

Mein Führer war plötzlich auf eine mir völlig unerklärliche Weise verschwunden, was den peinlichen Eindruck in mir noch verstärkte.

Das Geschehene bewegte mich so stark, daß ich des Weges nicht mehr achtete, sondern in Gedanken versunken rüstig ausschritt.

Nach einer Weile hob ich den Blick. Die Stadt lag hinter mir; nur vereinzelte Bungalows grüßten noch hier und dort mit hellen Wänden aus dem tropischen Grün.

Vor mir dehnte sich eine schnurgerade Hibiskus- und Bananenallee, deren Lauf ich ein Stückchen zu folgen beschloß.

Mit einem Schlage war die Natur vollständig verändert. Keine schmutzigen Eingeborenen-Hütten zeigten sich mehr den Blicken, und tiefer Friede herrschte überall.

In vollen Zügen sog ich die reine, würzige Luft ein. So froh, so leicht wurde mir ums Herz, als hätte sich mir eine neue Welt mit ihren Wundern erschlossen, und wie trunken von dieser märchenhaften Schönheit, die meinen sehnsuchtsvollsten Träumen Erfüllung gab, schritt ich in diesen Paradiesgarten hinein.

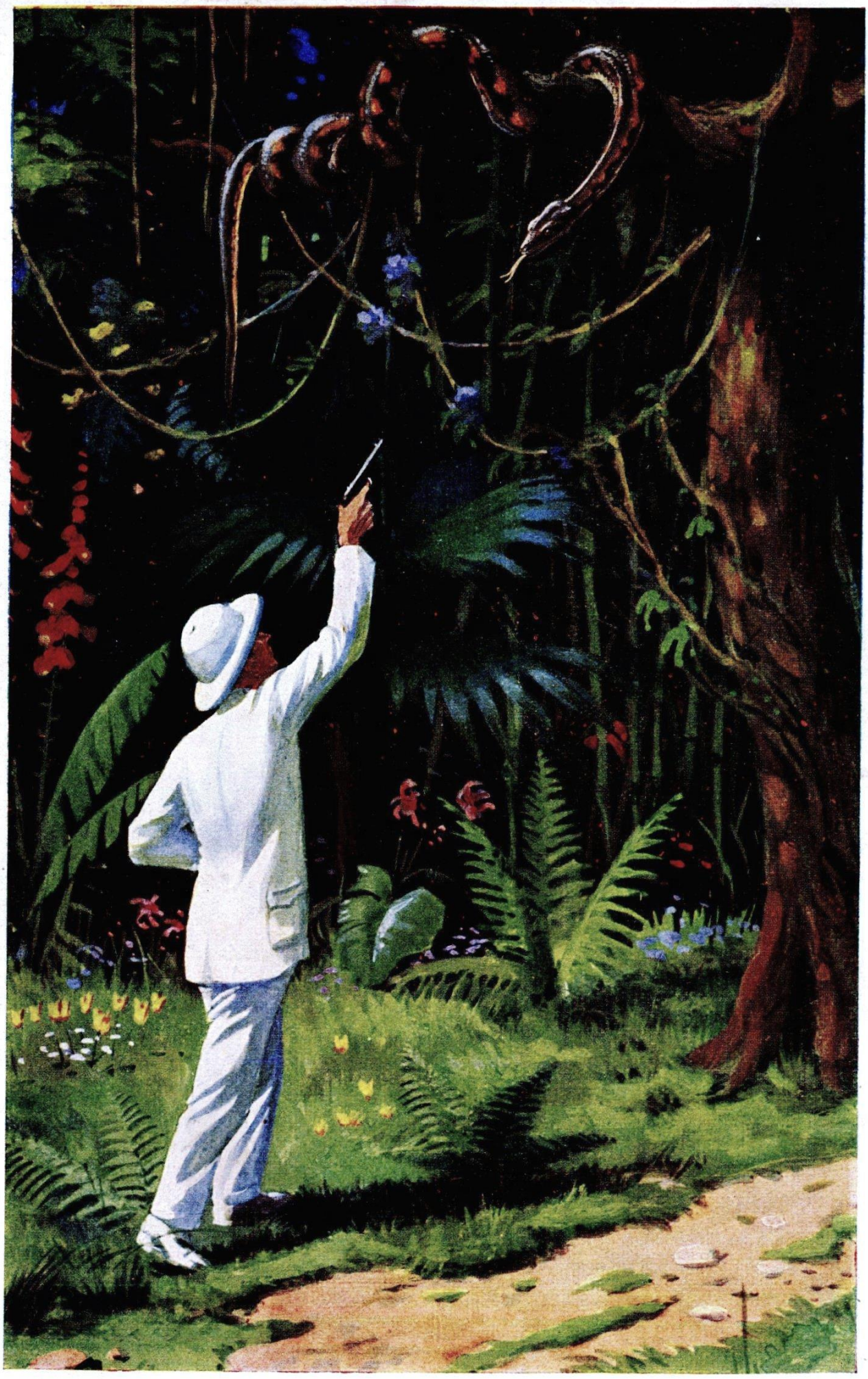
Zu meiner Linken schlängelte sich ein Nebenarm des Irawadi. Riesige Graviale sonnten sich auf den Sandbänken im Wasser. Ein Königstaucher schoß mit einem Schrei, der wie ein spöttisches Lachen klang, auf das Wasser hinab, um sich mit einem schimmernden Fischchen im Schnabel wieder in die Luft zu erheben. Bunte Aras, schneeige Reisfinken schwatzten, jubilierten in den Bäumen. Feuerrote Blüten, phantastisch geformte Blumen leuchteten aus allen Gebüschen, und die Luft schien mit köstlichen Düften wie geschwängert.

Ohne daß ich es ahnte, war ich in dem Tempelgarten der Naung-Daw-Gyi-Pagode eingetreten. Lustig meinen Spazierstock schwingend, schritt ich tapfer vorwärts, getrieben von dem Wunsche, möglichst tief einzudringen in dieses Eiland des Friedens und der Schönheit.

Plötzlich aber blieb ich wie angewurzelt stehen, vor mir hing der Oberkörper einer gewaltigen Schlange, einer Python, herab. Jetzt in der ersten Ueberraschung, tat ich etwas, was ich nie hätte tun sollen: ich riß meinen Revolver aus der Tasche und gab einen Schuß auf das Tier ab.

Blindlings hatte ich abgefeuert, aber es war zufällig ein guter Treffer gewesen, denn die Python sank mit zerschmettertem Kopf zurück. Zuckend lösten sich die gewaltigen Leibringe von dem Baumast, und mit dumpfem Aufschlag fiel das furchtbare Reptil von der luftigen Höhe auf den grünen Erdteppich.

Wie manche Reisende, hatte ich den Fehler gemacht, mich nicht genau mit allen Sitten und Gebräuchen des Landes schon in der Heimat vertraut zu machen. Ich wollte sie direkt an der Quelle studieren und brachte mich nun durch meine Unkenntnis in eine heikle Lage.



Ich riß meinen Revolver aus der Tasche und gab einen Schuß auf das Tier ab.

Die Schlangen des Tempelgartens gelten nämlich für heilig. Ich hatte also durch die Tötung der Schlange gegen die religiösen Anschauungen der Hindus verstoßen.

Mein erster Gedanke war, mich schleunigst vom Schauplatze meiner unfreiwilligen Heldentat zu entfernen; aber es war zu spät.

Von verschiedenen Seiten stürzten die durch den Schuß alarmierten Tempeldiener herbei und hinderten mich am Fortgehen. Umsonst protestierte ich und versuchte zu erklären, wie sich die ganze fatale Geschichte abgespielt hatte; aber die dunkelhäutigen Kerle konnten oder wollten mich nicht verstehen. Meine Lage war nicht gerade beneidenswert. Fern von aller Hilfe diesen halbbarbarischen Fanatikern ausgeliefert, hegte ich die schlimmsten Befürchtungen für die Zukunft.

Zuerst schleppte man mich trotz meines Widerstandes die Hibiskusallee entlang, und plötzlich tauchte der prächtige Bau der Naung-Daw-Gyi-Pagode vor meinen Blicke aus dem Grün auf.

Die Pagode war nicht so groß wie die berühmte Tschone-Dagón, an äußerer Prunkhaftigkeit stand sie ihr aber nicht nach. In diese Pagode schleppten mich die Inder nun hinein.

Eine dumpfe Verzweiflung befiel mich, als wir durch das ziemlich niedrige, schmucküberladene Eingangstor in das Pagodeninnere traten. Wenn man mich hier stillschweigend verschwinden ließ, krähte kein Hahn danach; denn niemand im Hotel hatte ja eine Ahnung, wohin mich der Zufall verschlagen hatte.

Wie gesagt, ich selbst hätte keinen Penny um mein Leben gegeben und mit erbarmungsloser Klarheit sagte ich mir: den Glanz der Sonne wirst du zum letztenmale gesehen haben! Bitter bereute ich jetzt, nicht auf den wohlgemeinten Rat der Zollbeamten gehört zu haben; aber leider, alle Reue kam zu spät. Willenlos mußte ich mich fügen, was immer das dunkle Schicksal über mich verhängt hatte.

Obwohl mir hundeelend zumute war, achtete ich dennoch auf den Weg, den man mich führte.

Wir schritten durch mehrere Hallen, die von goldenen und vergoldeten Götzenbildern nur so strotzten. Die bedrückende Pracht machte auf mich einen beklemmenden, unsagbar deprimierenden Eindruck; denn der Moderduft vieler Jahrhunderte schien in den Sälen zu lagern und legte sich schwer auf Brust und Lungen.

Endlich hielten wir vor einer schmalen, geschnitzten Tür, die in ihrer Ausschmückung hauptsächlich das Elefantenmotiv zeigte. Einer der Tempeldiener klopfte dreimal gegen diese Pforte, und geräuschlos drehte sie sich in den Angeln.

Zuerst konnte ich in der herrschenden Halbdämmerung nur schwer meine Umgebung erkennen. Bald aber hatten sich meine Augen an das geheimnisvolle Zwielicht gewöhnt.

Mir gegenüber saßen drei greise Inder in langen, schneeweißen Gewändern.

Es werden Priester gewesen sein. Im Hintergrunde sah ich auch hier wieder die prachtüberladenen Götzen, in der Mitte ein Buddah von geradezu riesigen Dimensionen.

Hier und dort standen Bronzevasen mit blaßgelben Blüten, denen ein betäubender Duft entströmte, und zu Seiten des Tisches schwelten in goldenen Räucherschalen Stücke des wohlriechenden Sandlewoods.

Wie ein leichter Nebel umfing mich der ungewohnte Duft und ich merkte, wie meine Schläfen sich spannten.

Die drei Priester saßen regungslos auf ihren Stühlen und betrachteten mich forschend.

Nach einer lastenden, langen Pause nahm endlich einer der Inder das Wort.

„Sahib, Sie haben eine der heiligen Schlangen getötet!“

Er sprach ein ziemlich reines Englisch und machte auf mich gleich einen vorteilhaften Eindruck.

„Ich bin von der Schlange angegriffen worden, und handelte in der Notwehr!“ entgegnete ich trotzig; denn mein Mut hob sich etwas, als ich sah, daß es mir nicht gleich an Kopf und Kragen ging.

„Sahib, Sie sprechen nicht die lautere Wahrheit,“ nahm der Priester ermahnend erneut das Wort. „Die heiligen Schlangen gehen nie ohne Herausforderung zum Angriff über.“

„Ich glaubte aber angegriffen zu werden,“ verteidigte ich mich. „Ich will auch gerne die Schlange bezahlen, wenn meine Mittel dazu reichen,“ fügte ich eifrig hinzu, in der unbestimmten Hoffnung, auf diese Weise davonzukommen.

Düster schüttelte mein Ankläger den Kopf; auch in den Blicken der anderen beiden Priester las ich nur unversöhnliche Abweisung.



„Sahib, die heilige Schlange können Sie mit all Ihrem Reichtum nicht bezahlen," erwiderte er ernst, u. zu einem der Tempeldiener gewandt, fügte er hinzu: „Hole Ranakh, den Schlangenbeschwörer. Er wird den Geist der getöteten Schlange befragen, ob sich alles so zugetragen hat, wie der Sahib es erzählt."

So sonderbar die letzten Worte des Priesters auch waren, ich wunderte mich über nichts mehr; denn zuviel des Eigenartigen hatte ich heute schon gesehen und außerdem war mir der Kopf von den tropischen Düften total benommen.

Minute auf Minute verging.

Endlich öffnete sich wieder geräuschlos die Tür und Ranakh, abstoßend, wie ich ihn in der Stadt gesehen hatte, betrat das Tempelzimmer.

Nur ein flüchtiger Blick seiner schwarzen Augen streifte mich; aber der sagte mir, daß sich der Schlangenbeschwörer meiner noch allzugut erinnerte und daß ich bei diesem Menschen auf kein Mitleid hoffen durfte.

All meine mühsam errungene Selbstbeherrschung sank bei diesem Gedanken in sich zusammen, und mein Herz pochte plötzlich in lauten harten Stößen.

Das war die Angst, die quälende, nervenzermürbende Angst!

Ranakh ließ sich mir gegenüber auf den Boden nieder und zog seine Flöte hervor.

Seltsam ergreifend flutete die Musik durch den Raum; aber jetzt übte sie eine noch viel stärkere Wirkung auf mich aus, als vorher auf der offenen Straße.

Wie eine schwere Müdigkeit legte es sich auf meine Augen. Wider Willen mußte ich meinen Kopf dem Schlangenbeschwörer zuwenden, der mich aus dunkelglühenden Augen unverwandt anstarrte. Ich wollte diesem bohrenden Blicke ausweichen; aber ich vermochte Kopf und Augen nicht mehr zu regen. Ein kalter, lähmender Strom lief durch meine Adern, in allen Gliedern machte sich eine Starre bemerkbar, und die Muskeln zogen sich schmerzhaft zusammen, bis ich mich in einem Zustand völliger Katalepsie befand.

Obgleich sich nun mein Körper willenlos unter eine fremde unheimliche Macht beugte, die unzweifelhaft den Augen und der Musik des Yoghi entströmte, arbeitete mein Gehirn völlig selbständig und klar. Auch Gehör, Gesicht und Gefühl hatten keine Einbuße erlitten.

Der Yoghi entlockte seiner Flöte nun eine sanfte Melodie. Da öffnete sich wiederum lautlos die Tür — und herein schlängelte sich eine gewaltige Python. Es war dieselbe Schlange, die ich erst getötet hatte. Ich erkannte sie an dem furchtbar zerschmetterten Kopf. Nichtsdestoweniger bewegte sie sich langsam auf mich zu und ihre kalten grünen Augen hefteten sich haßerfüllt auf mein Gesicht. Entsetzt wollte ich zurückweichen, aber es war unmöglich, denn ich hatte ja alle Gewalt über meine Glieder verloren.

Mit einem Gefühl, das ich hier nicht zu beschreiben vermag, sah ich sie näher und näher kommen, bis sie mich erreicht hatte. Lauernd hob sie den furchtbar zugerichteten Kopf, so daß ich ihr Auge in Auge gegenüberstand.

Sekunden vergingen, in denen ich unerhörte seelische Qualen ertrug. Schier unmenschlich waren Ekel und Grauen in mir; aber noch peinigender war das Gefühl, diesem Furchtbaren nicht entweichen zu können.

Langsam wandte dann das Reptil den Kopf zum Yoghi hin, der es durch eine sanfte Melodie zu beruhigen schien.

Schon wähnte ich mich gerettet, nun, da die Schlange sich nicht auf mich stürzte und mich in grausiger Umklammerung zerdrückte; da hörte ich, wie aus weiter Ferne die Stimme Ranakhs: „Der Sahib ist schuldig, denn er hat die Schlange aus Lust am Morden getötet! So spricht ihr Geist zu mir."

Eine unbeschreibliche Wut kochte in mir über den rachsüchtigen Verleumder — — ich wollte mich auf ihn werfen, ihm seine ganze erbärmliche Handlungsweise ins Gesicht schreien; aber ich vermochte ja kein Glied zu rühren und kein Laut entfuhr meinem Munde. Die Priester redeten eine Weile untereinander; dann wandte sich der älteste von ihnen an die Tempeldiener:

„Werft ihn in die Türme des Schweigens!"

Ein gewaltiger, namenloser Schreck durchzuckte mich. — — Die „Türme des Schweigens"? — Ich hatte an Bord von jenen Stätten mit einem Gemisch aus Schauder und Neugier erzählen hören.

Der Inder begräbt seine Toten nicht. Er wirft die Leichen in die „Türme des Schweigens". Dort faulen sie und Tausende von Geiern und „Sekretären", großen Vögeln, die um diese Orte des Grauens flattern, verzehren die Leichname bis auf die Knochen.

Und solches Ende war mir jetzt bereitet?

Der Priester gab ein Zeichen mit einem Ebenholzstabe und sofort packten mich die Tempeldiener und trugen mich hinaus. Vergebens waren meine verzweifelten Versuche, mich zur Wehr zu setzen: denn immer noch hielt die seltsame Starre meinen ganzen Körper in Bann.

Hilflos irrte mein Blick umher. Sollte mir nicht noch im letzten Augenblicke ein Retter erscheinen?

Nein, immer öder wurde der Weg; in der Ferne rauschten die Fluten des Irawadi, und ein paar Vögel begleiteten kreischend unseren traurigen Zug.

Da tauchten sie zu meiner Rechten auf, die „Türme des Schweigens". Wolken von Sekretären verdunkelten die Luft, und ein pestartiger Geruch machte sich immer intensiver bemerkbar.

Jetzt war das Ziel erreicht. Mit Aufbietung aller Kräfte, mit der Verzweiflung höchster Seelenangst, versuchte ich mich meines armseligen Lebens zu wehren. Umsonst, keine Wimper zuckte an meinen Augen, kein Fingerglied krümmte sich, kein Hilferuf entrang sich dem schreckensbleichen Munde.

Hoffnungslos war mein Schicksal besiegelt!

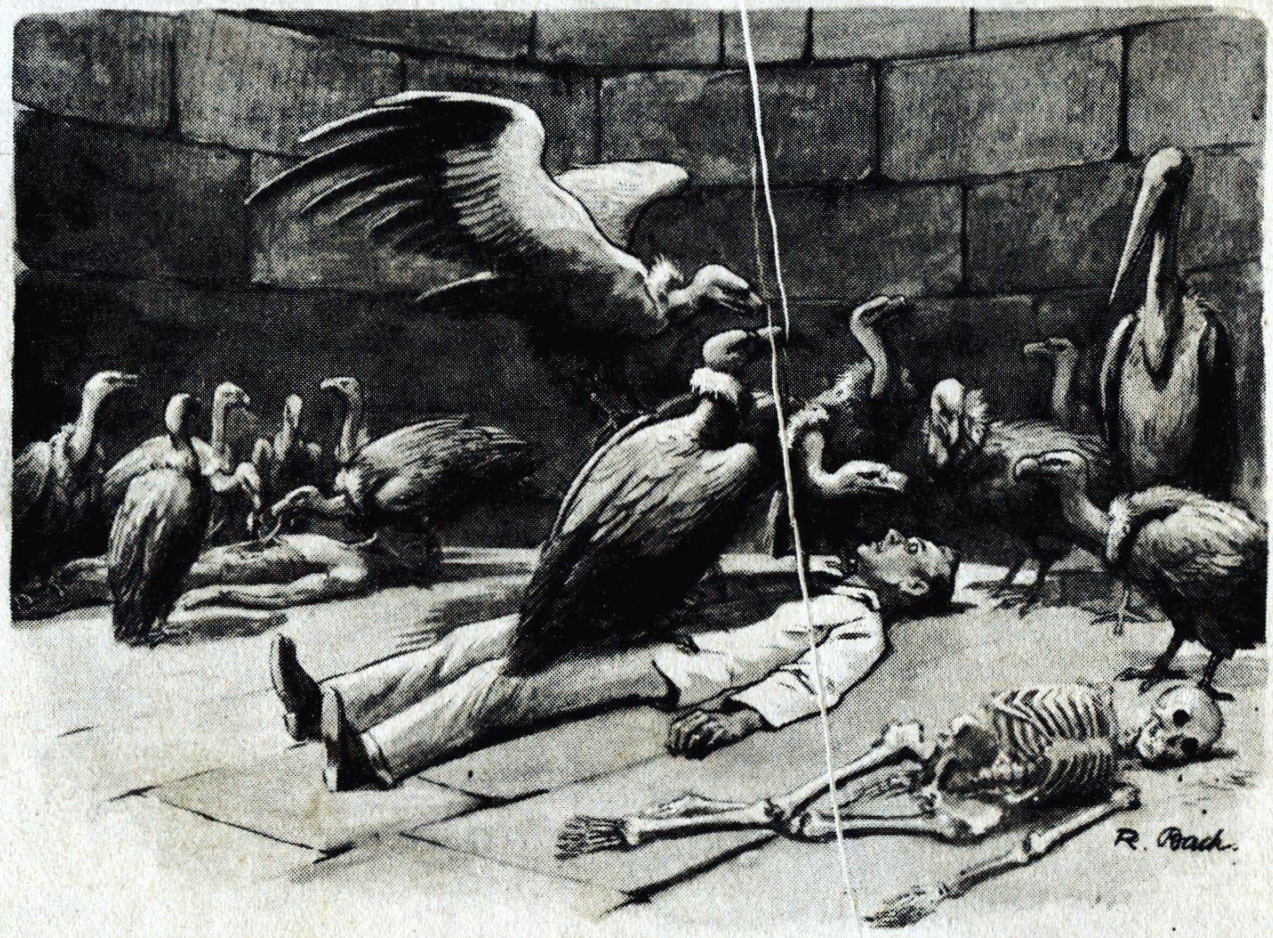
Ein schweres Eisentor wurde geöffnet; die Tempeldiener nahmen mich bei Kopf und Füßen, versetzten meinen Körper in immer stärkere Schwingungen und schleuderten ihn dann in die Luft hinaus.

Ich fiel — — tiefer und tiefer — — bis ich schwer auf den Boden aufschlug. Dem ungeheuren Schmerze nach zu urteilen, den ich jetzt empfand, mußten all meine Knochen bei dem Fall zerschmettert sein.

Trotzdem, ich konnte umherblicken und sah, daß ich mich auf einem kreisrunden, von hohen Mauern umgebenen Platze befand.

Neben mir, zu allen Seiten, lagen verweste, halbangefressene Leichen. Einige der Sekretäre hatten die frische Beute schon gewittert; sie senkten sich mit häßlichem Kreischen auf meine Brust herab.

Ja, einer von ihnen suchte sich sogar mein Gesicht zum Ruheplatz aus. Völlig abge-



stumpft gegen allen Schmerz, heftete ich meine Augen fest auf den Vogel, den Augenblick erwartend, wo sich sein starker Schnabel in mein Gehirn senken würde.

Nun hob er den Kopf, nun sauste der Schnabel nieder — — ein Feuerstrom schoß mir durchs Gehirn. — — —

War das der Tod oder der erlösende Wahnsinn?

Ein Stöhnen entrang sich meinem Munde, mühsam öffnete ich die Augen wieder — — und sah mich noch immer in demselben kleinen Tempelraum, der Naung-Daw-Gyi-Pagode.

Stumm und feierlich thronten die drei Priester noch immer hinter ihrem Elefantentisch; der Yoghi aber hockte teilnahmslos am Boden und ließ eine lange Perlenschnur, die ihm um den mageren Hals hing, durch die Finger gleiten.

Von einer Schlange entdeckte ich keine Spur mehr; nur in meinem Schädel machte sich noch ein leichtes Schwindelgefühl bemerkbar und meine Schläfen strafften sich unter einem unerträglichen Druck.

Mein Körper war allem Anschein nach unverletzt.

„Was ist mit mir vorgefallen?" stammelte ich ganz fassungslos. Zum erstenmale verzog ein Lächeln die dunklen Züge des Priesters.

„Nichts! Dem Sahib wurde nur unwohl. In der frischen Luft wird Ihnen schnell besser werden. Wir haben übrigens die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie die heilige Schlange nicht in böser Absicht getötet haben. Sie können gehen Sahib, aber handeln Sie in Zukunft nicht wieder so unbedacht!

Der Sprecher winkte verabschiedend mit dem Kopfe und ein Tempeldiener zog mich am Arm zur Tür hinaus, durch die langen gewundenen Gänge ins Freie.

* * *

Ich habe mir so meine eigene Meinung über die Geschehnisse gebildet:

Zur Strafe für die Tötung der heiligen Schlange war ich von Ramakh, dem Schlangenbeschwörer, hypnotisiert worden. Um mir recht große Qualen zu bereiten, hatte man mir den Sturz in die „Türme des Schweigens" suggeriert. — Einerlei, mag auch das Erlebte nur ein suggerierter, wüster Traum sein — ich jedenfalls werde es nie wieder vergessen, mein Abenteuer in der Naung-Daw-Gyi-Pagode zu Rangoon.

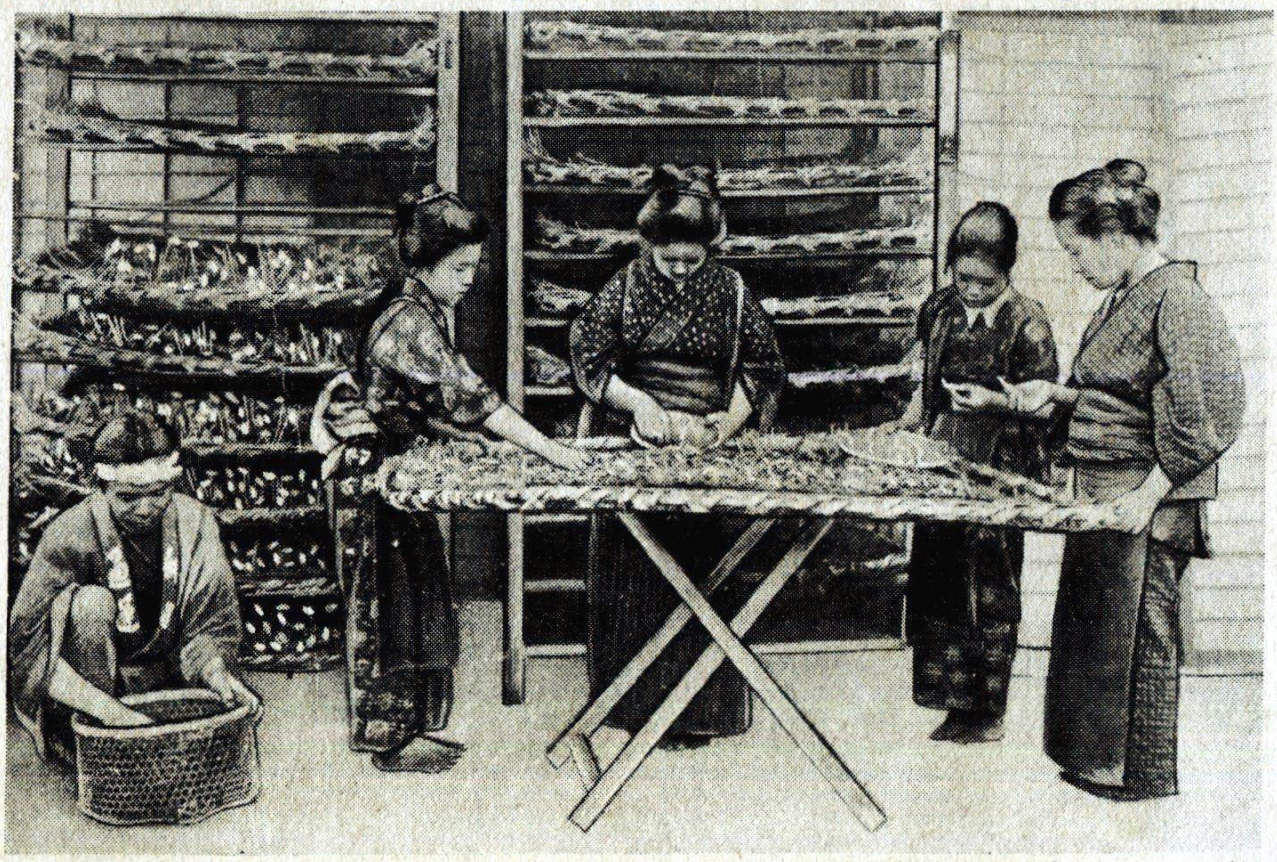
Hausseidenzucht in China und Japan.

An der Spitze der ganzen Seidenherstellung stehen China und Japan, die in dieser Beziehung geradezu Hervorragendes leisten. Lange Jahrhunderte hindurch waren sie ja auch die einzigen Produzenten, da es ihnen gelungen war, das Geheimnis der Seide so vollständig zu wahren, daß man im Abendlande nicht einmal mit Bestimmtheit wußte, woraus die Seide entsteht und sie vielfach für das Produkt eines nur in China wachsenden Baumes hielt. Erst um das Jahr 530 gelang es, trotz der hohen darauf stehenden Strafe, Samen des Maulbeerbaumes und Seidenraupeneier bis nach Konstantinopel herauszuschmuggeln und dann dauerte es noch einige Jahrhunderte, bis auch in Europa Seidenraupen gezüchtet wurden.

In China wurde von jeher die sog. Hausseidenzucht betrieben, die mit ihrer sorgfältigen Durchführung im Kleinen eine besonders gute Seide gewinnen läßt.

Man darf also nicht etwa glauben, es gäbe in China und Japan große Maulbeerplantagen von Seidenraupen, Spinnereien, Webereien, mit Dampfbetrieb. Die Seidenindustrie bewegt sich in anderen Bahnen. Gerade wie zur Zeit der Gattin des chinesischen Kaisers Huang-Li, ebenso liegt auch heute noch die ganze Seidenraupenzucht in den Händen der Bauern. Der Arbeitsteilung, Vereinfachung der Arbeit durch Maschinen, Neuerungen und Verbesserungen ist namentlich der Chinese unzugänglich. Wie andere Bauern ihre eigenen Kartoffeln und Rüben in ihren Gärten pflanzen, so pflanzt auch jeder Bauer in Tsche Kiang seinen Reis und Tee und zieht seine Seidenraupen, die letzteren nicht etwa allein der Seide wegen, sondern auch der Nahrung wegen. Sind nämlich die Kokons abgebrüht, und die Seidenfäden abgewickelt, so werden die Larven den Kokons entnommen und als Leckerbissen verzehrt.

Im Frühjahr werden die Eier, die blauen Mohnkörnern zum Verwechseln ähnlich sehen, auf Hürden ausgelegt, welche auf Holzgestellen übereinander angeordnet sind. Die Temperatur wird auf 18 bis 20 gehalten. Nach ca. 8 — 10 Tagen erscheinen die Räupchen, winzige, ca. 2 mm lange, braune haarige Tierchen, mit glänzend schwarzen Köpfchen. Nun werden einige Millimeter über dem Hürdenboden Drahtsiebe angebracht und mit zarten Maulbeerblättern belegt. Jede andere Nahrung, jedes andere Laub würden die Raupen verschmähen und lieber verhungern. Die Tiere kriechen dann durch die Siebmaschen hoch und fressen sich voll. Täglich 5—6 mal müssen sie gefüttert werden. Am sechsten Tage verfallen sie in einen tiefen 24 stündigen Schlaf. Während dieser Zeit hat sich unter der alten Haut eine neue gebildet; die alte wird gesprengt und abgeworfen. Die



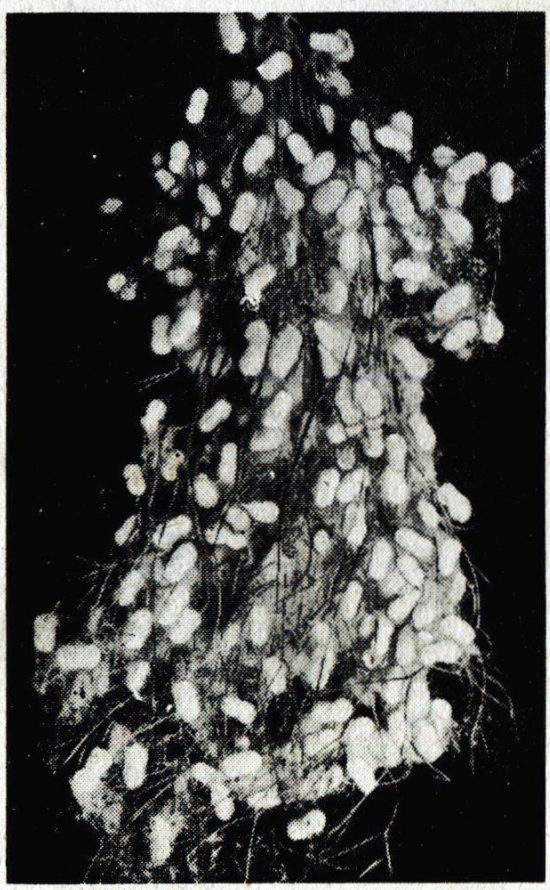
Fütterung der Seidenraupen



Flechten der Brutrahmen

äußere Haut der Raupe ist nämlich nicht so elastisch, daß sie sich dem raschen Wachsen der inneren Organe anpassen könnte. Sie muß also ungefähr alle Wochen durch eine neue größere ersetzt werden und zwar im ganzen viermal.

Der Appetit der Tiere ist erstaunlich und mit jeder Häutung nimmt die Freßlust zu. Geradezu unheimlich wird es nach dem vierten Hautwechsel, dafür ist aber auch das Wachstum entsprechend. Das Gewicht hat sich dann auf das Fünftausendfache vermehrt, dabei nehmen sie von Tag zu Tag eine hellere Färbung an, bis sie fast milchweiß aussehen. Man sieht sie förmlich wachsen und schließlich liegen sie wie fette kleine Aale auf ihrer Hürde.



Kokons am Reisig

Nun kommt der große Moment, wo es heißt, sie sind spinnreif. Sie kriechen unruhig hin und her, entleeren allen Darminhalt, sodaß sie ganz durchscheinend weiß werden. Der Kopf ist suchend nach oben gereckt, sie suchen einen Gegenstand, an dem sie hochklettern und ihr Gespinst anheften können. Jetzt kommen die „Spinnhütten" auf die Hürden; trockene Reiser, Strohhalme werden so angebracht, daß sich ihre Spitzen oben berühren und so eine Art Laube bilden. Alsbald steigen die Raupen hoch und beginnen ihr Lebenswerk für uns. In den Spinndrüsen, die auf beiden Seiten des Ernährungskanals liegen, hat sich ein dickflüssiger Stoff gebildet, der durch sehr feine Oeffnungen auf den Oberlippen der Spinnwarzen austritt und an der Luft sofort erhärtet. Mit den obersten Brutfüßen wird nun der Faden, der sich so bildet, vorsichtig herausgezogen und an den Halmen befestigt. Zuerst spinnt die Raupe eine Art Hängematte, in diese hinein arbeitet sie den sogenannten Kokon. An diesem arbeitet



Abhaspeln der Seide von den Kokons

sie 3—4 Tage und spinnt ihn unter Windungen und Krümmungen des Körpers durch wellenförmige Anordnung des Fadens um sich herum, wobei sie sich immer mehr einschrumpft.

Nachdem sich alle Raupen eingesponnen haben, wartet man noch 4—5 Tage, dann wird geerntet. Die goldgelben Kokons werden aus den Hürden herausgezupft, die besten werden zur Nachzucht ausgelesen und den anderen werden die Puppen abgetötet, indem man sie heißem Wasserdampf oder starker Sommerhitze aussetzt. Man darf die Schmetterlinge nicht ausschlüpfen lassen, sie würden dabei den Kokon beschädigen.



Aufwickeln der Seidendocken



Eben ausgekrochene Seidenschmetterlinge

Ein Kokon wiegt ungefähr 2 g und besteht aus einem Seidenfaden von nur ca. 0,04 mm Durchmesser aber 2 000—3 000 m Länge. Die von der Raupe zuerst erzeugte Außenschicht stellt ein loses Fadengewirr dar und liefert die weniger gute, daher auch billige „Florettseide". Die innerste pergamentartige Schicht ist ganz wertlos, nur die mittlere Schicht bildet die brauchbare „Haspelseide".

Zum Verarbeiten der Kokons muß erst der Fadenanfang gelöst werden, dann werden, wegen der Dünne des Fadens je nach dem gewünschten Produkt je 3—20 Fädchen zusammengesponnen. Der fertige Rohseidenfaden wird dann zu größeren „Seidendocken" aufgewickelt.

Aus den zur Zucht verwendeten Kokons kriechen 2—3 Wochen nach dem Einspinnen die unscheinbaren, schmutzigweißen Schmetterlinge aus, unter denen man die Weibchen gleich an ihrer Trägheit kennt. Nach ungefähr 12 Stunden ist die Paarung beendet, dann werden die Männchen vernichtet und die Weibchen auf weiße Kartons gesetzt. Jedes derselben legt dann ungefähr 300 halbmondförmige, winzige Eier. Hierauf werden die Weibchen ebenfalls getötet und die Eier in Papier eingeschlagen und an einem kühlen, trockenen Platz bis zum Frühjahr verwahrt.



Gewinnung der Eier

Feierabend.

Illustrationen von Horst, Berlin.

Um aus dem Meere auf die Welt zu kommen, brauchte der Erzberg zehn Millionen Jahre. Weitere zehn Millionen Jahre schlief er. Dann wurde er geweckt. Ein Gähnen lang — die Menschen nannten's tausend Jahre — rissen sie ihm seine Flanken auf mit spitzen Hauen. Dann ein Augenzwinkern lang — die Menschen nannten's hundert Jahre — ersetzten sie die Hauen durch Maschinen. Jetzt, eine Teilsekunde lang — die Menschen hießen's die soziale Neuzeit — spielten sie dem Berge im Dreivierteltakt auf. Erstes Viertel: Arbeit. Zweites, drittes, viertes Viertel: Feierabend. Sie nagelten Gesetze an den Berg: Sechsstündige Arbeitszeit ..... Menschenwürde ..... Gerechtigkeit. Sie schwangen Fahnen. Sie hielten Reden. Sie waren glücklich.

Und verlangten, daß es auch der Berg sei: „Drei Takte Feierabend, einen Takt lang Arbeit! Berg, entscheide dich für unseren Rhythmus, oder —!"

Es war eine Drohung.

Der Berg besann sich das Tausendstel eines Berggedankens lang — die Menschen aber füllte es jenen einen Feierabend mit blankem Schauder.

Feierabend auf den Schlag. Darin war der Vorarbeiter Dunkel unerbittlich. Keine Minute darüber, keine Minute darunter!

„Ei," sagte der Fördermaschinist Frowein, „gar so haargenau ist ungemütlich — man kann doch —" .....

„Nichts da! Die Gemütlichkeit war unser Unglück. Weißt du nicht mehr, wie uns früher eine Viertelstunde nach der anderen an die Arbeit angehängt wurde —."

Der andere lächelte wehmütig. Er war einer von den Alten. Er entsann sich noch der Zeit, da man die Arbeit liebte um der Arbeit willen. Da sie einem eine Liebste war. Eine Liebste, der man doch nicht gram ist, wenn sie uns beim Scheiden noch beim Rockknopf hält. „Noch ein Viertelstündchen, Liebster ....."

Das war die Brautzeit. Der Arbeit Ehe hätte auch so bleiben können. Dritte mischten sich hinein, Maschinen. Pedantische Gesellen haben Ehen stets zerledert. Die Arbeit wurde saure Pflicht. Man sah nervös auf seine Uhr: „Man erwartet mich zum Abendschoppen —."

„So bleib doch noch ein wenig, Liebster." „Ausgeschlossen, — Gewerkschaftszwangsbeschluß — Tarifgemeinschaft — Menschenwürde ....." „Du liebst mich nicht mehr."

„Keine Rührseligkeit, bitte .... Wann Ihr wieder Ueberstunden schindet, Frowein, sag ich's der Gewerkschaft."

„Ein Prinzipienreiter seid Ihr, Dunkel. Seht Ihr nicht, wie jeder starr gewordene Grundsatz uns am Ende in die Tiefe reißt, weil unserer Seele freier Flug —"

„Flug — Papperlapapp, Ihr werdet fliegen, wenn Ihr auch nur zwei Minuten über Feierabend —"

Frowein duckte sich: Weib und Kind zu Hause — vor sich die Gewerkschaft — hinter sich den Erzberg — die Menschen handeln, wie sie müssen.

Dunkel rieb sich die Hände: „Praktisch muß man's machen, auch den letzten hätt' ich nun in Reih und Glied ...."

Praktisch, ja, das war er immer. War's nicht er gewesen, der dem Ingenieur gesagt, es sei nicht praktisch, die Erze mittels Schaufeln in die Wagen einzuladen. Praktischer sei ein Magnet, der sie hochhob, über die Wagen spielte und dann losließ.

Praktisch sei's auch, statt die Last mit Berg- und Talbahn keuchend fortzuschleppen, mit der Schwebeseilbahn über der Erde zu schweben.

„Einer von den wenigen, die denken," sagte der Ingenieur, „wir müssen ihn behalten."

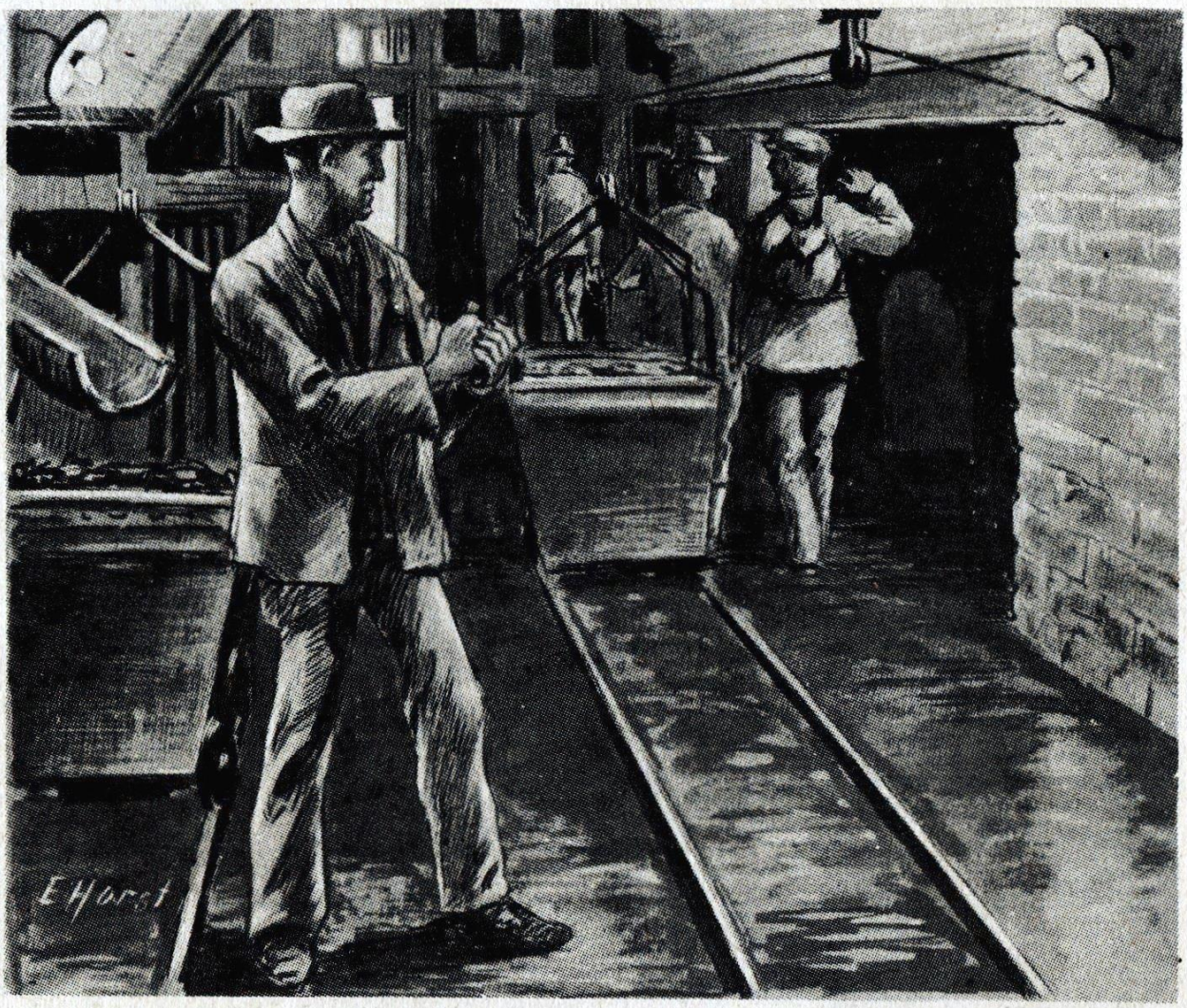
„Einer von denen, die andere verhetzen," sagte der Direktor, „wir müssen ihn gelegentlich entlassen."

„Einer von denen, die sich selbst riskieren," sagten die Bergarbeiter, „wir müssen ihn lieben."

„Einer von denen, die es nicht verwinden, daß ein anderer anders denkt," sagte der Fördermaschinist Frowein, „ich muß ihn fürchten."

Zwischen diesen Widersprüchen dirigierte Dunkel, überlegen lächelnd, die beladenen Wagen auf der Seilbahn, Tag für Tag, Stunde um Stunde, Minute um Minute.

„Halt!" sagte er und rückte mit dem Hebel das Transportseil von der Fördertrommel auf die tote Scheibe, halt, Punkt vier ist's — Feierabend!"



„Dunkel“ rieb sich die Hände

Das Zugseil zitterte, stand still, mit ihm die kleinen Wagen überm Abgrund. Die Schwebelast straffte das Seil zur Tiefe.

„Wenigstens den vollgeladenen noch — die nächsten laufen ohnehin schon leer.“

„Nichts da — Feierabend! — Wenn der Frowein die Maschine nicht gleich abstellt — — —!“

Aber sie brauchten nicht erst zu der Kraftstation hinabzurennen — der Kraftstrom stoppte. —

Am nächsten Samstag hatte Dunkel einen neuen Vorschlag: „Wenn wir schneller laden — zwanzig Wagen mehr die Schicht, dürfen wir die letzten Wagen knapp vor vier Uhr ohne Erz hinüberfahren, Herr Ingenieur?“

„Was fällt euch ein, ohne Fracht?!“

„Die Fracht sind wir. Ein Mann in jedem Wagen. Wir ersparen eine halbe Stunde Heimweg.“

„Und wir?“

„Ihr gewinnt ein halbes Dutzend mehr beladene Wagen.“

„Hm, wenn die Bergbehörde nicht verboten hätte, Menschen in den Wagen — wegen der Gefahr —“

„Gefahr? Die wäre unsere Sache. Eure ist ein Plus von Wagen und ein Minus in der Aufsicht — einverstanden?“

Der Ingenieur rechnete. Dann lächelte er: „Also gut, ich weiß von nichts.“

Vor Feierabend, Samstag, auf der Ladebühne getürmtes Erz. Sechs Schaufeln, die es im Takte in die kleinen Drahtseilwagen warfen, die sich eben, als im Kreislauf der nächste leere Wagen auf die Bühne rollte, wieder scharrend hoben.

„Halt! Feierabend! Schwikert, steig hinein.“

„Ich — ich —.“ Der erste Wagen rollte leer hinaus. Der nächste Drahtseilhaken am Zugseil faßte nach dem zweiten leeren Wagen.

„Rasch!“ — „Ich — ich trau mich nicht.“ — „Rindvieh.“

Der zweite Wagen schwebte in den Abgrund. Der dritte rollte auf die Förderbühne. Wieder hoben sich mechanisch die sechs Schaufeln. Dunkel schlug sie einem aus der Hand. „Eingestiegen, Scheiermann!“

Die schweren Arbeitshände faßten den Wagenrand, zitterten, ließen los: „Ich — ich will nicht der erste sein, der —“

„Feigling!“

Klirrend griff der Drahtseilhaken unter den Bügel. Der vierte Wagen schwebte leer.

Mit dem fünften ging's nicht anders: „So geht es, wenn man sich für euch streitet — lahme Hunde seid ihr!“

Einer grinste: „Mach's uns vor.“



Mit einem Satz schwang sich Dunkel in den sechsten Wagen, schwebte hinaus, sah spöttisch rückwärts, winkte, bog sich aus dem schwankenden Wagen, sah hinab in die jähe Tiefe, erschauerte, duckte sich und hockte still .....

Stumm stieg er drüben aus.

Jetzt hatten auch die anderen Mut. Scherzend, polternd stiegen sie ein, fuhren verstummend durch die Leere, stiegen schweigend aus. Ins Herz des Grauens hatten sie einen Blick getan. Das macht still.

Aber auch magnetisch. Mensch und Grauen, einmal Blick in Blick gesenkt, können nimmer voneinander lassen. Feierabend um Feierabend segelten sie in ihren schwankenden Kähnen durch die Leere, über sich den Himmel, unter sich den Tod ....

Schließlich ward's Gewöhnung. Das Größte, immer wiederholt, reißt endlich seine Kiefer auseinander, um zu gähnen. — Oder um zu schlucken. —

Nicht weil es Appetit auf uns hat. Ach, wir sind ihm viel zu wenig, sondern weil wir's zur Reflexbewegung reizen mit Prinzipien und Getue.

Die sechs Schaufeln auf der Ladebühne hatten sich wieder einmal gesenkt: „Feierabend!“

Dunkel zog die Uhr: „Ihr irrt euch."

„Oder du."

„Ausgeschlossen!"

Sie lachten breit: „Nun, wenn auch, mit der Arbeit ist's heut schon mal so, besser zu wenig als —"

„Nichts da! Vereinbart ist vereinbart. Ich bin für Pünktlichkeit in jedem Falle und ich verlange —"

Aber da waren sie schon eingestiegen, einer um den andern: „Dunkel, deine Uhr geht falsch .... der Magnet vielleicht .... ist zu nah ...." und glitten hinaus.

Dunkel lief ein Stück zurück. Jetzt konnte er das Zifferblatt des Maschinenhauses unten sehen. „Wahrhaftig, schon gleich vier!"

Er rannte wieder auf die Ladebühne, stieß an den alten Wärter, der hier oben ständig wohnte: „Auf die Seite, Mensch —!"

„Nu, nu — ohnehin zu spät jetzt — geht's halt mal zu Fuß —"

„Platz da, sag ich, Platz!"

Ein Wagen hatte eben eingehakt und war hinausgeglitten.

„Na, schlafst halt auch mal da heroben."

„Was dir einfällt, heute abend haben wir Versammlung und du solltest auch —"

Der Alte wiegte den ergrauten Schädel. „Es geht auch ohne mich."

„Ich kenne dich schon. Du bist ein Lauer. Die Lauen, das sind unsere Feinde. Du stehst schon lange auf der Liste. Heute abend fliegst du. Ich werde dafür sorgen —!"

Er lief einem Wagen nach, den der Drahtseilhaken schon erfaßt hatte, erwischte noch den Wagenrand, stützte mit den Ellenbogen auf und suchte sich hineinzuschwingen, indem er mit den Füßen von der Bühne abstieß. Er stieß ins Leere, der Wagen schwebte.

Schreck durchfuhr ihn. Er riß sich zusammen: nur Ruhe, Ruhe. Der Wagen schwebte weiter, schwankte, glitt ....

Er versuchte einen Handstand. Der einen Hand gelang es. Jetzt die andere. Ein Wimperzucken lang erschaute er durch den gebogenen Arm die Tiefe unter sich, die nach seinen Füßen langte — beide Ellenbogen knickten — er hing gestreckterlängs.

Der Wagen schwebte, schwankte, glitt ....

Nur Ruhe, Ruhe. Keine Angst, die verkrallten Arbeitshände hielten es schon aus bis drüben. Zwei Minuten noch. Jetzt anderthalbe. Jetzt überglitt er grad die Mitte, überglitt die tausend Meter Tiefe — nur nicht hinunterschauen, nicht hinunterschauen!

Der Wagen schwebte, schwankte, glitt ....

Ha, er glitt nicht mehr — was war? Er schwankte auch nicht mehr — was gab's? — Er stand. —

Der dran hing, er wollte, das Gesicht zwischen den gespannten Armen an die Wagenwand gepreßt, schreien — er konnte nicht.

Ruhe, Ruhe, Ueberlegung. Warum stand der Wagen? Störung? Ausgeschlossen! Verschnaufte die Maschine? Dann doch nur Sekunden — gleich wird's wieder rücken, schüttern, ihn den Rest hinübertragen, sanft da drüben landen bei ein wenig spöttischem Klirren des eisernen Gerüstes im Rücken: He, du, ich hab dich wohl erschreckt? Verzeih, ich wußte nicht, daß deine Nerven gleich einen Knacks davon hätten. —

Knacks? Hatte es nicht eben über seinem Kopf im Rollgelenk gerade gekracht? Sicher ging der Wagen schon, ohne daß er es gemerkt. Er schaute gegen den Himmel. Natürlich ging der Wagen. Man sah es an den Wolken. Gott sei dank, gleich würde er dort drüben an die Bühne stoßen, würden die verzerrten Arme wieder locker werden dürfen — sie begannen weh zu tun, die Arme, arg weh — es war hohe Zeit.

Noch immer nicht der Anstoß? Wie die Zeit doch trügt. Also war es doch so, wie er es einmal gelesen: daß Minuten sich zu Ewigkeiten dehnen können ....

Wieder sah er gegen den Himmel. Hohngelächter stürzte von der blauen Glocke. Nicht sein Wagen ging, die Wolken gingen.

Lautlos. Unbeteiligt. Und der Wagen stand .... Festgefahren bis zum jüngsten Tag. Unerbittlich stand er.

„Warum, warum?" schrie es auf in ihm.

Und siehe da, die Antwort löste sich vom Firmament mit ungeheuren Flügelschlägen, rauschte auf ihn zu, sah ihm mit großen Augen unausweislich ins Gesicht, nah, näher, ganz nah:

„Fei — er — a — bend!"

Zwischen Erde und Himmel hängend, kam ihm eine schreckliche Erkenntnis. Für den Feierabend hatte er gekämpft, den strikten Feierabend, den schwerterscharf geschliffenen Feierabend. Den Feierabend, der maschinenehern einsetzt, der nicht rechts noch links sieht, ob darüber eine Welt in Trümmer geht. Den Feierabend, welcher einem seiner besten Krieger jetzt den Kranz des Sieges auf die Stirne drückte, den harten, blauen Firmamentskranz über einem unbewegten Wagen, an dessen Wand die angepreßten Muskeln seiner Arme heiß und heißer wurden, bis aus ihnen ein Glühstahl wurde, der vibrierte — indes sich in den zehn Sekunden, seit der Wagen stillstand, Ewigkeiten dehnten.

Langsam wandte er den Kopf nach rückwärts: „Laufen laſ — ſen!"

Den Zickzackweg dort hinten war der Wächter schon hinabgelaufen zum Maschinenhaus: „Frowein, laufen lassen, lau — fen laſ — ſen!"

Mit gesenktem Kopf stand Frowein dort am Schaltbrett vor dem Messinghebel: „Zugseil eingeschaltet. — „Lau — fen laſ — ſen!" scholl es aus der Ferne.



Die Hand fuhr ans Metall, der Kopf riß sich zurück: „Ha, eine Falle — Dunkel will mich auf die Probe stellen — auf die Liste setzen lassen — fliegen lassen — fliegen —!“

„L a u — f e n l a a — a ſ — ſ e n!“

„Halt die Gosch, meinst, ich durchschau euch nicht!“

Jetzt schoß der Wärter in die Türe, schlitterte über die glatten Fliesen des Maschinensaales, schlug hin, hob beschwörend seine Hände, flehend mit verzerrtem Gesicht: „L — l — laufen l — l — la!“

Unterdes, an den Wagenrand geklebt, schrie es zum letzten Male heiser, gurgelnd aus der Brust: „Lau — fen — laſ — ſen!“

Der Wagen stand.

Auf die Seite neigte sich der Kopf .... Gekreuzigt an das starre Dogma seines eigenen Lebens hing ein Mensch. Sein Auge brach.

Aus der Tiefe griff's herauf. Nicht mehr gräßlich. Nein, wie eine Mutter greift nach ihrem müdgehetzten Kind, barmherzig, voll der Güte, sanft den Krampf verschwielter Hände lösend:

„F — e — i — e — r — a — b — e — n — d, komm.“

Von ferne sah es aus, als tropfe langsam, dann in Sehnsucht schnell und schneller, ein müder Regentropfen an das Mutterherz der Erde. —

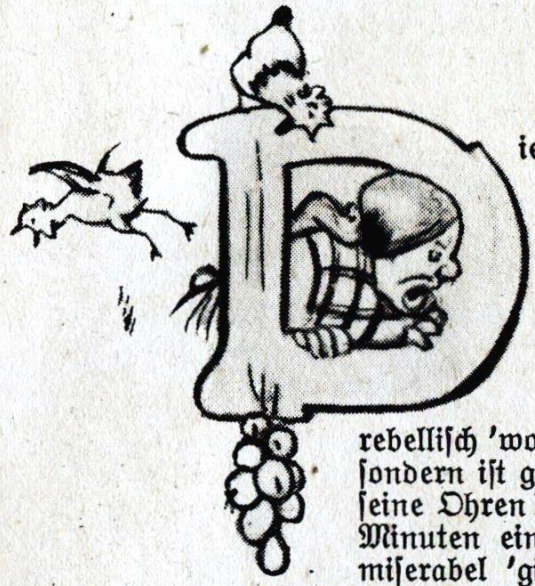
R — r — ruck! Der Wagen ob der Tiefe knarrte, schwankte, glitt — erst langsam, dann graziös und leer ans andere Ufer. —

Aus aller Welt.

So mancher von uns würde vielleicht meinen, die Kost in Schweden und Norwegen wäre ihm etwas zu fett. So hat sich z. B. Herr Erik Nordström heute zum Frühstück erst einen schönen Räucheraal und dann noch ein mehrpfündiges Stück Walfischspeck einverleibt, und sollte man es glauben, das liegt ihm jetzt im Magen wie ein Schiffsanker. Eine halbe Flasche Schwedenpunsch hat ihm auch nicht geholfen, aber ein Löffel Pfarrer Heumanns Nervogastrol, da ist ihm sofort leichter geworden.



Die harte Straf.



Die Goglbäuerin war auch so eine, die dem Mann das Wirtshaus nicht vergönnt hat. Der Goglbauer ist aber deswegen doch ins Wirtshaus 'gangen, wenn's ihn g'freut hat, weil er einen Charakter g'habt hat. Wenn er in einem solchen Fall spät heim'kommen ist und vielleicht ein bisl Uebergewicht mit'bracht hat, was allerdings sehr oft vor'kommen ist, dann hat sie, die Goglin, einen Mordsspektakel ang'fangt und 'belfert und g'schrieen, daß der ganze Viehstand rebellisch 'worden ist. Nur der Goglbauer hat kein Wörtl g'sagt, sondern ist ganz still in sein Bett 'krochen, hat die Decke über seine Ohren hinauf'zogen und so getan, als ob er schon nach zehn Minuten eing'schlafen wär'. Das hat die Goglin schon ganz miserabel 'gift', und sie hat fortg'schrieen, bis sie nimmer hat reden können. Nachher erst hat der Gogl seine Ruh' 'kriegt und das war ihm schon recht z'wider!



Er hat sich oft b'sonnen, wie er ihr diese Unform austreiben könnt', aber es ist ihm rein nichts eing'fallen, und sie ist immer giftiger word'n, wie dem St. Georg sein Drach'.



Da sind nun einmal Musikanten in's Dorf 'kommen und die hat der Wirt über Nacht b'halten, wenn s' am Abend aufspielen wollten. Das haben die gern versprochen, und es hat nicht lang 'dauert, ist überall im Ort 'rumg'sagt word'n, daß heut' bei'm Wirt aufg'spielt wird. Wie das der Goglbauer g'hört hat, ist er sofort kerzeng'rad in's Wirtshaus, ohne daß er sei' Alte um Erlaubnis g'fragt hätt'. „Wo gehst' denn zua? hat s' ihm nachg'schrieen, wie er aus dem Haus g'schlichen ist. — „Auf a' Halbe zum Wirt ume," hat er zur Antwort 'geben, „i komm' glei' wieder!" — „So!" hat sie voll Wut nachg'schrieen, daß ihr die Stimm überg'schnappt ist. „Na', Du g'freu' Di', wann's D' hoamkimmst!" — Das hat der Gogl scho' ohnedies g'wißt und hat si' doch nicht g'freut d'rauf. Aber beim Wirt hat er alles vergessen vor Lustbarkeit. G'rad g'schnagg'lt hat er und Bier dazu trunken, sehr viel Bier!





Endlich um zwölfe bei der Nacht umeinander, hat er d'ran denkt, daß sein liebes Weib zu Haus auf ihn warten tut. Da hat er sich von seiner G'sellschaft losg'rissen und is heimg'laufen, was er hat könne. Wie er da in die Stube hinein ist, hat ihn sein Weib mit einer Ansprach empfangen, die nicht ledern war. Ihr Mundwerk ist 'gangen, wie ein oberschlachtig's Mühlwerk und in die Ohren hat s' ihm hineingeschrieen, daß er ganz damisch word'n ist. Er hat aber kein Wörtl g'sagt, und deswegen ist sie ganz aus dem Häusl 'kommen. „Wart'," hat s' g'schrieen, „i' lern' Dir's, wenn i' rei'komm', nachher zeig i' Dir, was D' wert bist — i' muaß nur schnell d' Haustür' zuasperr'n." Wie eine wilde Katz' ist s' naus, und der Gogl hat g'hört, wie s' den Riegel fürschiebt. Da ist ihm eine Erleuchtung gekommen. „Dös kann ich auch," hat er sich denkt und hat den Riegel von der Stubentür' einwendig auch fürg'schob'n, so daß sie, die Goglin, 'nausg'sperrt war. Mit einem Sprung war er dann im Bett drinn' und hat sich dort, wie gewöhnlich, vergraben. Wie die Goglin hat hineinwollen und g'seh'n hat, daß s' 'nausg'sperrt war, da hat s' im Anfang wirklich die Sprach verloren. Eine solche Frechheit ist ihr noch nicht vor'kommen! Wie sie's wieder g'funden hat, die Sprach', hat sie natürlich hinein g'schrieen, er sollt' augenblicklich

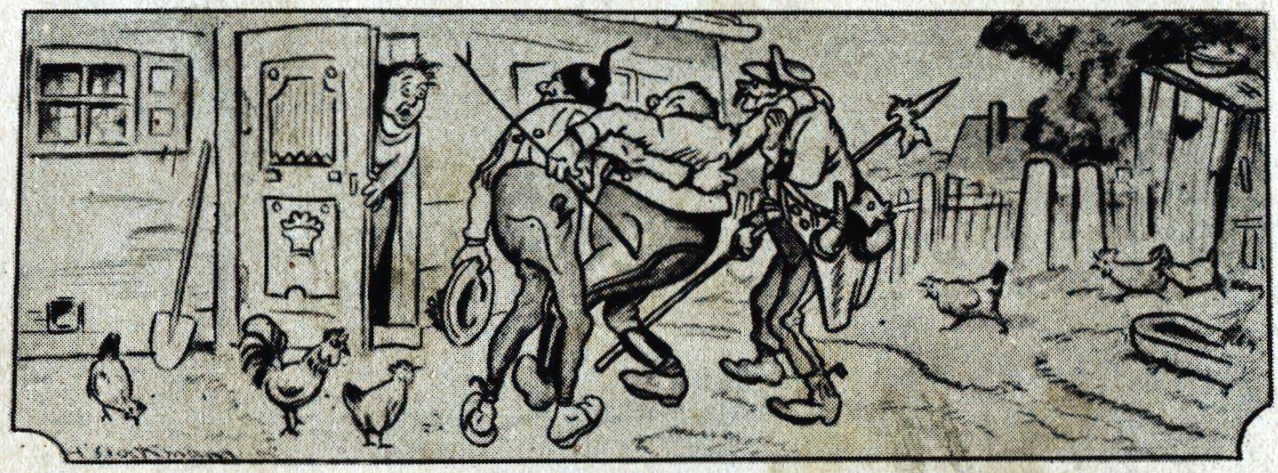




aufmachen, weil s' ihm sonst die Augen auskratzen tät! Er hat aber trotz dem Verspruch nicht aufg'macht; da hat sie's Pumpern und Klopfen ang'fangt, daß das Häusl g'wackelt hat; wie s' aber wieder g'fragt hat, ist's grad so g'wesen, wie zuvor; er hat nichts g'sagt und wie s' g'horcht hat, da hat s' ihn schnarchen hören, daß d' Fensterscheib'n zittert haben. Jetzt war's ganz aus!! „Na' wart'," hat s' g'sagt, „Du tust schlafen! Dös werd' i' Dir austreiben!" Und dann ist s' in den Stadel hinaus und hat ein Bankerl g'holt und den Denglhammer und hat sich vor die Tür' hing'setzt und hat ang'fangt, mit dem Hammer auf die Tür z'klopfen, Schlag auf Schlag.

Er hat sich net g'rührt. Sie hat bimmt vor Wut und bei alle Heiligen g'schworn, daß er kein Aug' zutun sollt' und wenn's bis in d' Früh fortklopfen müßt'. Und fortg'schlag'n hat s', wie eine Uhr, bald mit der rechten Hand, dann mit der linken, und wenn's recht müd' worden ist, hat' s' den Hammer mit alle zwei Händ' g'nommen und auf die Tür' hineing'haut, daß d'Fetzen davong'flogen sind. Der Gockel im Hennahaus hat scho lang g'schrien, aber der Gogl d'rinn hat sich nicht hören lassen und sie hat immer fortklopft, bum — bum, bum, bum — bum, bum!

Fast hat s' die Müdigkeit um'bracht, es ist bereits Tag 'worden, da hat sich an der Haustür' was g'rührt. „Bäurin mach auf, wir bringen Dir was!" hat's draußen g'heißen. Der Bäuerin war's im Augenblick ganz recht, daß s' mit'm Klopfen aussetzen hat dürfen; sie hat die Haustür' aufg'sperrt. Und da wär's bald in d' Frais g'fallen, wie s' g'sehen hat, wer draußen war!!



Der Sensenfranz und der Nachtwächter haben den Goglbauern unter die Flügel g'habt und haben ihn daherg'schleift und an d'Wand hing'lehnt. — „Kosten tut's nix," haben s' g'sagt, „er hat scho' 'zahlt!" Dann sind s' schnell davon, denn die Goglin hat schon die Finger ausg'spreizt. Der Gogl aber hat recht dumm g'lacht, wie nur ein recht Rauschiger lachen kann und ist an der Wand fort'krochen, bis zur Stadltür' und dort hat er sich in's Heu 'nei'fallen lassen und ist gleich eing'schlafen auch.

Die Goglin hat gar nichts g'sagt dazu, es war ihr, als hätt' sie der Schlag 'troffen. Ist der heimtückische Bauer ganz still beim Fenster hinausg'stiegen und wieder in's Wirtshaus zurück'gangen, hat sich von den Musikanten die ganze Nacht vorspielen lassen, und sie hat daheim dazu 'trommelt!

Humor.

Auskunft.

In einem Dorf waren Hühnerdiebstähle vorgekommen und schließlich kam ein übelbeleumundeter Dorfbewohner unter dem Verdacht des Diebstahls vor Gericht. Verschiedene Zeugen waren geladen, aber es war aus ihnen keine bestimmte Aussage herauszubekommen. Schließlich wandte sich der Richter an einen Zeugen, sah ihn drohend an und sagte: „Können Sie die Behauptung beeiden, daß Sie nichts davon wissen, daß der Angeklagte Hühner gestohlen hat?" — „Herr Richter, ich kann nur so viel sagen, wenn ich ein Huhn wäre und der Angeklagte wäre in der Nähe, ich würde mich auf die höchste Stange im Stall setzen, die da ist."

Betrogener Betrüger.

A.: „Da hatte ich auf dem Land eine Speckseite gehamstert und an mich abgeschickt, um sicher zu gehen, auf den Frachtbrief geschrieben: „Inhalt Kastanien." — B.: „Na und —?" — A.: „Wie ich die Kiste öffne, waren wirklich Kastanien drin."

In die Traufe.

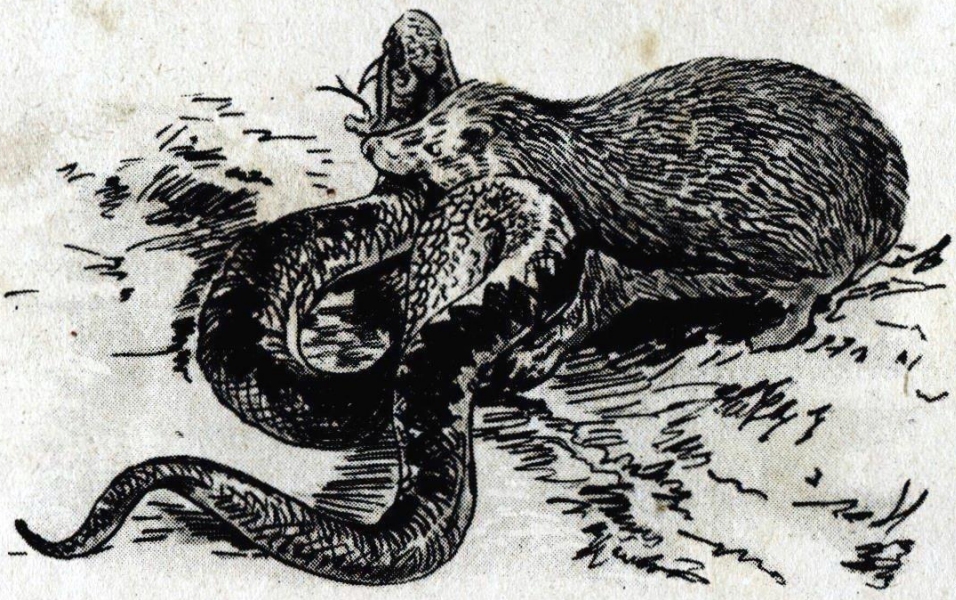
Buchhalter (zum Kontorgehilfen): „Ich glaube gar, Sie weinen!" — „Der Chef sagte mir soeben, daß er mich auf der Stelle entlassen würde, wenn er einen dümmeren fände." — „Und da flennen Sie? Das ist doch so gut wie eine lebenslängliche Anstellung."

Der Kampf gegen Giftschlangen.

Es läßt sich wohl kaum die Waffe irgend eines Tieres an Furchtbarkeit mit dem Giftzahn der Schlange vergleichen. Man sollte also auch annehmen, die Giftschlangen seien in dem Kampf um das Dasein, den ja jedes wild- und freilebende Tier führen muß, jedem Gegner so überlegen, daß sie meist als Sieger aus dem Ringen hervorgehen müßten. Die weitere Folge davon wäre also auch, daß ihre Verbreitung eine immer größere und ihr Auftreten immer häufiger werden müßte.

Wir wissen aber Gott sei Dank, daß sich gerade das Gegenteil, also eine Verminderung, an Arten und Zahl konstatieren läßt. Die Giftschlange muß also doch genügend viele Feinde haben, die trotz ihrer furchtbaren Wehr den Kampf erfolgreich gegen sie führen. Es gibt auch wirklich eine ganze Anzahl von Tieren, die nicht nur einen Verteidigungskampf gegen Angriffe der Schlangen furchtlos aufnehmen, sondern auch ihrerseits mit Kampfbegier jede Schlange angreifen und sie als willkommene Nahrung betrachten.

Zu diesen Feinden der Giftschlangen gehört eine ganze Anzahl von Tieren, denen wir eigentlich weder den Mut noch die Fähigkeit dazu zugetraut hätten. Da ist zunächst unser Igel. Er geht ohne Furcht, ja mit einem gewissen Fanatismus auf jede Kreuzotter los, führt den oft lange währenden Kampf unbedingt durch, bis sein Todfeind erledigt — und dann zum Lohn verspeist ist.



Die Meinungen darüber, ob der Igel gegen das Gift der Kreuzotter unempfindlich sei oder es nur seinem Stachelpanzer und seiner Geschicklichkeit verdankt, wenn er im Kampfe Sieger bleibt, gehen noch auseinander.

Weitere Vertilger der einzigen bei uns häufiger vorkommenden Giftschlange sind das Wiesel, der Dachs, der Hamster, verschiedene größere Raubvögel. Liebhaber einer guten Schlangenmahlzeit ist auch das Wildschwein.

Nun bringen wir einige Schilderungen, wie einige unserer hiesigen Haustiere in tropischen Ländern auch vor den dort heimischen größeren Arten der Giftschlangen keine Furcht zeigen und den Vernichtungskampf gegen diese aufnehmen.

Zunächst ein Erlebnis aus Südwestafrika: Ein enormer Grasbrand, durch einen heftigen Wind getrieben, war meilenweit bergauf und bergab gewandert und mit unheimlicher Schnelligkeit unserer Station Salem näher gekommen. Von der außerordentlichen Helle, sowie vielleicht auch von dem ungewöhnlichen Lärm, dem Schreien und Rufen unzähliger Kaffern, die des Feuers Herr zu werden gedachten, aus trägem Schlaf geweckt, huschte eilig eine Puffotter aus dem Grase, das jedenfalls keinen sicheren Aufenthalt mehr bot, über den freien Platz vor dem Hause. Felix, unser Stationskater, erspähte sie und nun wurde ich Zeuge eines seltsamen und aufregenden Kampfes. Die Puffottern schnellen stets nur rückwärts, wenn sie dem Gegner mit ihrem giftigen Biß den Tod bringen wollen. Wer und was lehrt die Katzen nun diese Eigenschaft des Feindes kennen? Solche Sprünge, solche flinke Wendungen hätte ich Felix nie zugetraut, der sonst immer ziemlich träge in irgendeiner Ecke saß. In der Hitze des Gefechts schenkte er meinen Lockungen und Wegrufen nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er hielt es für Ehrensache, sich nicht unterkriegen zu lassen. Schlag auf Schlag versetzte er der Schlange mit der Pfote, aber immer geschah es nur von vorne. Wie rasch auch das Reptil sich wendete und ringelte, der Kater war stets vor ihm, nie zur Seite, nie im Rücken.



Wäre er nicht bei einem außergewöhnlich hohen Sprung ungeschickt auf die Erde gepurzelt, so hätte er der Schlange, die schon ganz abgehetzt war, sicherlich den Garaus gemacht. So aber gelang es dieser, in dem einen gewonnenen Augenblick mit Aufbietung aller ihrer Kräfte ein Loch in der Mauer zu erreichen, wo sie gerettet war.

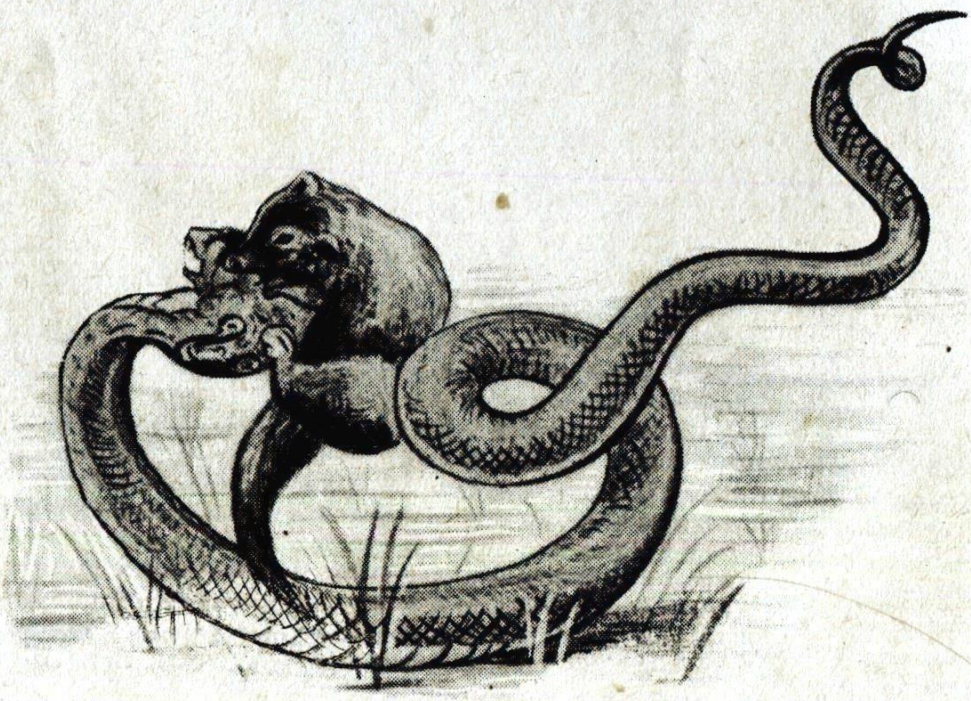
Der nächste Held ist unser — Schwein. Wenn in Gegenden Amerikas eine Neusiedelung gegründet oder eine wüste Gegend ausgerodet werden soll, in der noch Klapperschlangen hausen, so versieht sich der Farmer mit einer Anzahl von Schweinen. Die Schweine suchen begierig nach den Schlangen, wittern sie von weitem, nähern sich mit gesträubten Borsten mehr und mehr, fahren auf sie zu und hauen mit den Zähnen auf sie los oder das Schwein setzt, ehe der Giftwurm seine Zähne einschlagen kann, einen Fuß auf dessen Nacken, zerquetscht ihn und frißt ihn dann auf. Den Kopf lassen sie meist liegen. Zwischen den Schlangen und den Schweinen scheint eine natürliche Abneigung zu herrschen. Nach einiger Zeit ist jede Klapperschlange aus Gegenden verschwunden, in denen Schweine gehalten werden.



Die zweite der bekanntesten und häufigsten grauen Giftschlangen, die Kobra oder Brillenschlange, hat einen gleich furchtbaren Todfeind, den Mungo. Es ist dies ein Tier aus der Familie der Schleichkatzen, das eine Länge von 40—50 cm hat und hauptsächlich in Indien und auf der Insel Ceylon vorkommt. Das Tier ist berühmt und geehrt



wegen seiner Kämpfe mit Giftschlangen, besonders da es trotz seiner geringen Größe sogar der furchtbaren Lanzenschlange, der Pest der westindischen Inseln, und auch der Brillenschlange Herr wird. Einem Augenzeugen verdanken wir die Schilderung einer solchen Kampfszene: Beim ersten Anblicke des Giftwurmes bekundete der Mungo die größte Erregung, sträubte Fell- und Schwanzhaare, rannte kampfbegierig herum. Die Schlange bewegte sich einige Schritte weit im Grase vorwärts. Der Mungo stürzte sich auf sie und versuchte, sie mit Zähnen und Klauen im Nacken zu packen; die Schlange aber, anscheinend vorbereitet auf solchen Angriff, wußte sich demselben dadurch, daß sie den Leib rasch zurückwarf, zu entziehen, griff nun plötzlich ihrerseits an, schnellte sich auf ihren kleinen Feind und schien ihn auch mit den Gifthaken getroffen zu haben, weil der Mungo schreiend hoch vom Boden aufsprang. Doch in demselben Augenblick warf er sich auf ihren Nacken und zerbiß und zerfleischte diesen voller Wut. Ein kurzes Ringen folgte; die Lage der Schlange gestattete ihm jedoch nicht die Fänge zu gebrauchen. Beide Kämpfer trennten sich; die Schlange kroch einige Schritte weit weg und der Mungo rannte währenddem anscheinend ziellos umher. So vergingen etwa 3 Minuten. Die Schlange bewegte sich mit Schwierigkeit, schien ängstlich bestrebt sich zu entfernen und blieb schließlich still liegen; jetzt plötzlich kehrte der Mungo zu ihr zurück und zermalmte mit einem Bisse seiner scharfen Zähne ihren Kopf. Dann packte er sie in der Mitte ihres Leibes, schleppte sie ein Stück weiter und begann sie mit größtem Wohlbehagen zu verzehren.



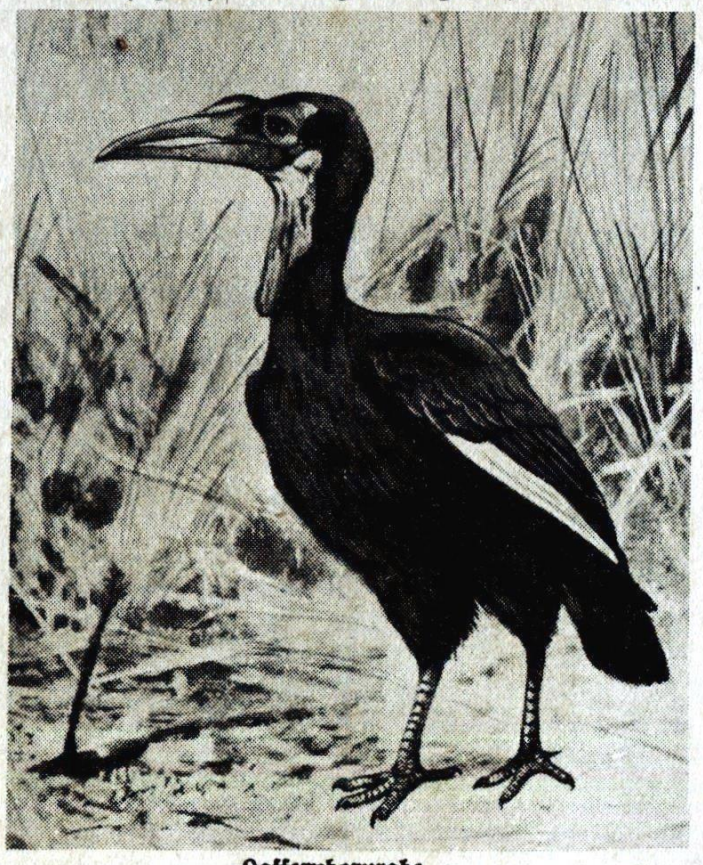


Eine ganze Anzahl von Schlangenvertilgern stellt auch die Vogelwelt. Da diese die Schlangen als Nahrung aufsuchen, machen sie keinen Unterschied zwischen giftigen und ungiftigen.

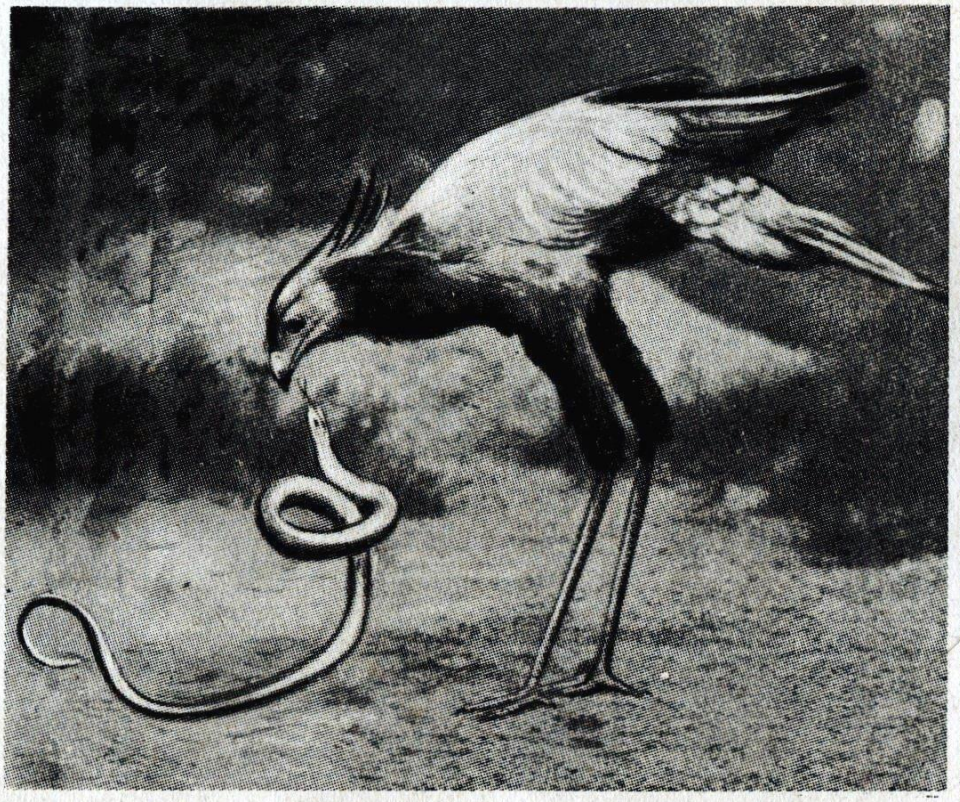
Der auch in Europa vorkommende **Schlangenbussard** hat daher seinen Namen, daß seine Jagd hauptsächlich den Kriechtieren gilt. Er geht beim Angriff so geschickt zu Werk, daß ihm selbst die gefährlichste Schlange wenig oder nichts anhaben kann. Walter Elliot erwähnt, daß ein Schlangenbussard, der von einer Schlange eng umringelt worden war, deren Kopf doch so fest hielt, daß alle ihre Anstrengungen vergeblich waren. Uebrigens ist seine Geschicklichkeit und sein dichtes Gefieder der einzige Schutz gegen das Gift der Schlangen; er selbst ist nicht giftfest, wie man früher glaubte.

Wie geschätzt manche Vögel als Giftschlangenvertilger sind, ersieht man daraus, daß der Kaffernhornrabe aus diesem Grunde in den englischen Teilen Südafrikas gesetzlichen Schutz genießt. Sein Kampf gegen größere Schlangen wird folgendermaßen geschildert: Wenn einer der Vögel ein derartiges Kriechtier entdeckt hat, kommt er mit drei oder vier anderen herbei, nähert sich von der Seite mit ausgebreiteten Schwingen und reizt mit diesen die Schlange, dreht sich aber im rechten Augenblick plötzlich um, versetzt ihr einen gewaltigen Hieb mit dem Schnabel und hält geschwind wieder seinen schützenden Flügelschild vor. Diese Angriffe werden wiederholt, bis die Schlange tot ist. Geht diese zum Angriff über, so breitet der Hornrabe beide Flügel aus und schützt damit den Kopf und die verwundbarsten Teile.

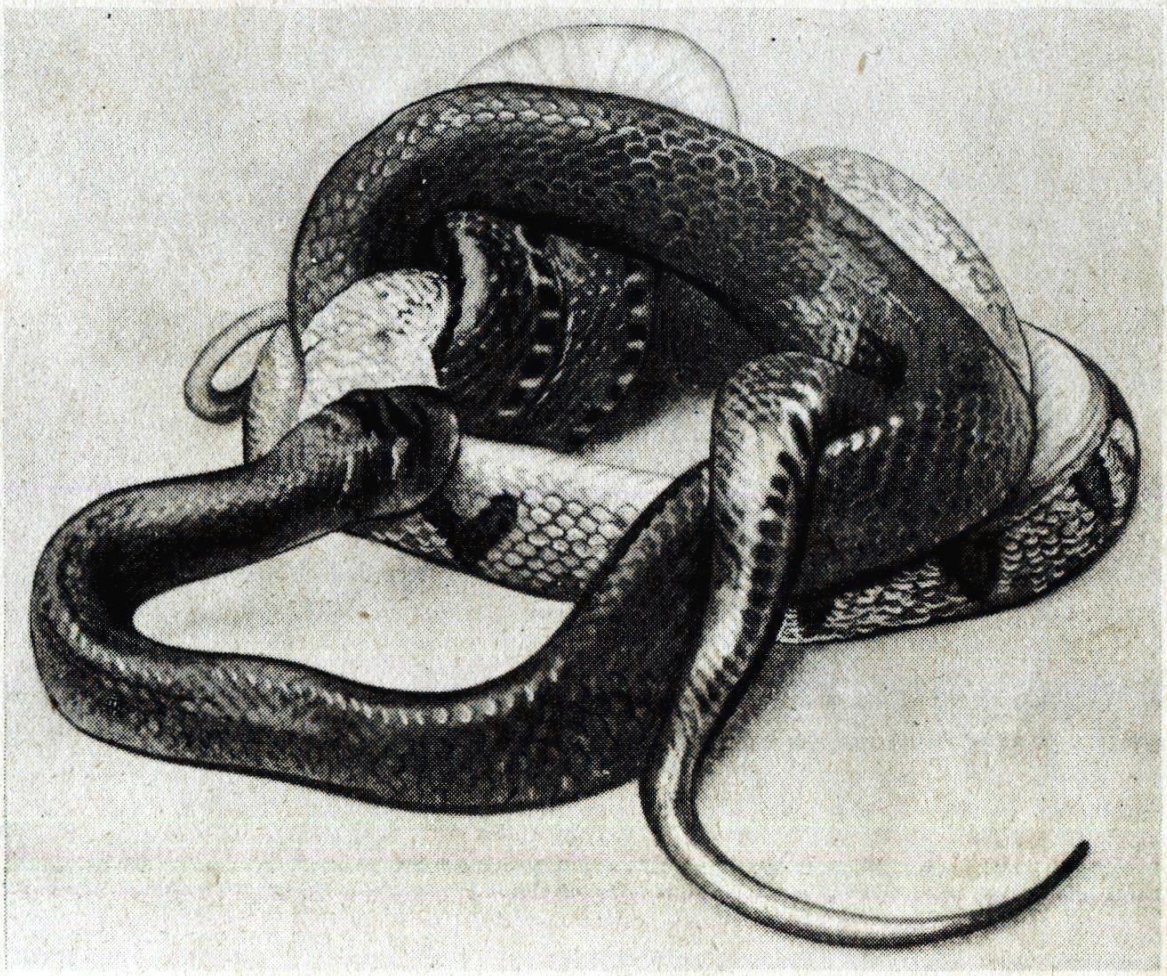
Als der ausgezeichnetste aller Schlangenvertilger gilt der Sekretär oder Kranichgeier. Storchähnliche Füße und der reiherartige Federschopf am Kopfe geben ihm ein kranichartiges Aussehen. Der Schnabel, die Fänge und der übrige Körper zeigen aber, daß man einen Raubvogel, einen Geier, vor sich hat. Sekretär heißt er, weil die bis 15 cm langen Federn am Schopfe so aussehen, als wäre das Tier unter den Vögeln ein Schreiber, der seine Federn hinter das Ohr gesteckt hat. Wenn der Sekretär durch sein Jagdgebiet schreitet, entgeht seinem Geierblick nichts Eßbares. Er ist von dauerndem Heißhunger gequält. Plötzlich gerät er in Aufregung! Eine Otter lag da, sich sonnend, im Grase und will sich eben vom



Kaffernhornrabe



Schlafe aufgeschreckt, mißgestimmt davon machen. Doch der Sekretär hüpft ihr nach. Seine Augen funkeln, die Schopffedern sträuben sich. Ein Hieb mit den harten, starken Fängen nach dem Rücken der Schlange und ein blitzschneller Seitensprung! Es war höchste Zeit. Die Schlange hat sich aufgerichtet, um den giftbergenden Zahn in den Gegner zu bohren. Der Sekretär war aber schneller. Wieder springt er heran. Den heller gefärbten Flügel wie einen Schild vor sich haltend, zielt er zum anderen Male mit sicherem Schlag nach der Schlange und wieder weicht er aus. Minutenlang geht so der aufregende Kampf hin und her. Die Schlange ist verwundet und matt; ihr Gift hat sie in nutzlosen Bissen verspritzt. Jetzt springt der Sekretär wieder zu. Mit den orangefarbenen Läufen zerbricht er ihr das Genick und zerhackt sie mit dem Schnabel. In kürzester Zeit ist der Bissen hinuntergewürgt. Auch der



Mussurana, im Kampf mit der giftigen Grubenotter



Eine Dublette

Kopf samt den Giftzähnen soll mit verzehrt werden, obwohl der Kranichgeier keineswegs gegen das Schlangengift gefeit ist. Das beweist ja schon die Vorsicht, mit der er den Kampf führte. Vielleicht hat während dieses Kampfes die Schlange ihr Gift verbraucht, sodaß die verzehrten Giftdrüsen keine nachteilige Wirkung mehr ausüben. Seiner Eigenschaften als Vertilger der Schlangen wegen genießt auch der Sekretär in den meisten afrikanischen Ländern gesetzlichen Schutz.

In der letzten Zeit ist eine brasilianische Natter, die Mussurana, als wirksame Vertilgerin der dortigen furchtbaren Grubenotter bekannt geworden. Die Hegung und Züchtung dieser „guten Schlangen" wird deshalb von Seiten des Serotherapeutischen Instituts in Sao Paulo ernstlich befürwortet. Die Schlange wird auch schon vielfach als Haustier nicht nur geduldet, sondern gern gesehen.

Zu allen diesen Feinden und Vertilgern der Giftschlangen unter den Tieren kommt aber als der gewaltigste und unerbittlichste — der Mensch. Nicht nur, daß in den Gegenden, wo Giftschlangen häufiger sind, jeder (mit Ausnahme mancher Eingeborenenvölker, bei denen die Schlangen als heilig gelten), der auf eine solche trifft, sie unbedingt zu töten sucht, werden in vielen Ländern noch besondere Prämien für den Fang oder die Vernichtung der Tiere ausbezahlt. Es bietet dies den Anreiz, daß sich nicht wenige die Schlangenjagd direkt als Beruf auserwählt haben.

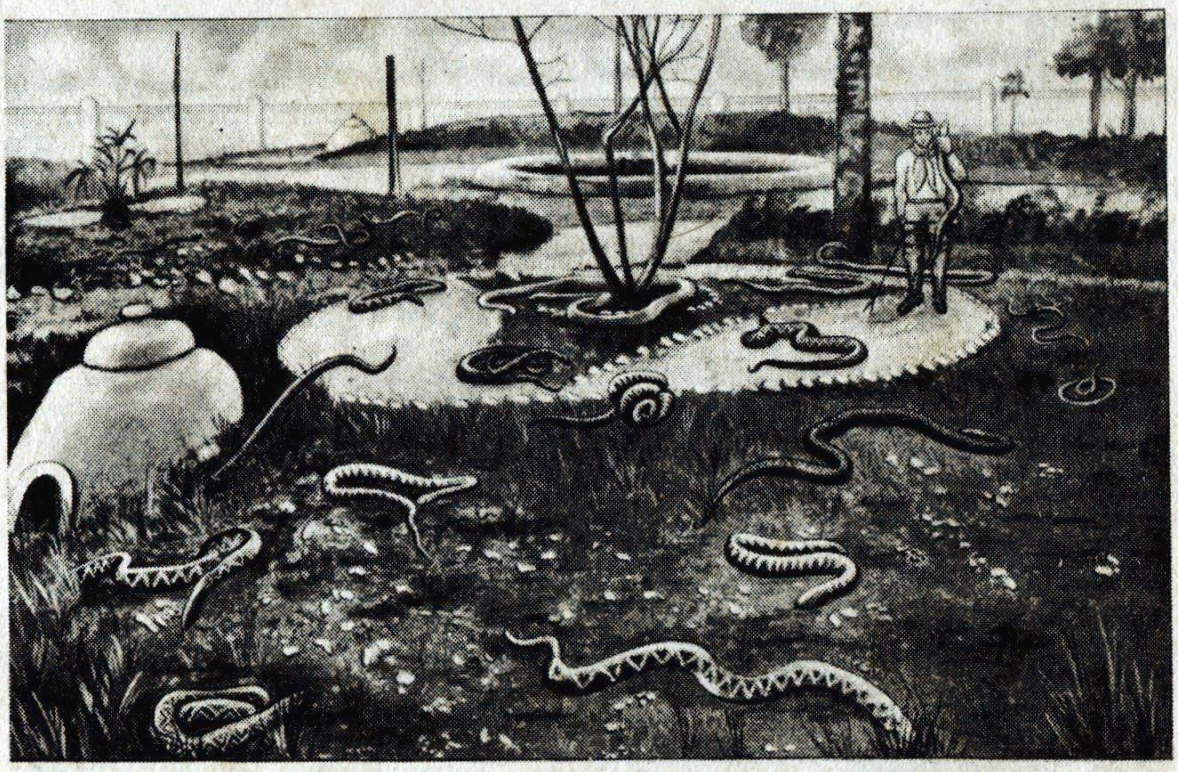


Die Tätigkeit der Schlangenjäger ist eine zweifache. Manche verdienen sich das „Kopfgeld" für die, als Beweis für die Tötung einer Giftschlange, eingelieferten Köpfe. Außerdem ist auch die Schlangenhaut ein sehr gesuchter Artikel. Sie wird gegerbt und zu Börsen, Handtäschchen, Mappen, Gürtel usw. verarbeitet. Andere erwerben sich die

Prämien, welche wissenschaftliche Institute, Museen, Tiergärten und Schaubudenbesitzer für die Beschaffung lebender Schlangen und Giftschlangen bezahlen.

Zur Ausrüstung eines Schlangenjägers gehört vor allem ein Paar möglichst hoher Stiefel aus recht starkem Leder mit Gummisohlen, um geräuschlos auftreten zu können; außerdem ein gegabelter Stock, ein scharfes Messer, eine Flasche starker Alkohol und ein Fläschchen mit übermangansauerem Kali. Wird einer der Jäger trotz aller Vorsicht gebissen, so nimmt er große Mengen Alkohol zu sich, macht rings um die Wunde einen tiefen Einschnitt und reibt kräftig übermangansaueres Kali hinein. In der letzten Zeit sind übrigens die Jäger alle auch mit Schlangenserum und der dazu nötigen Injektionsspritze versehen. Die Schlangenjäger gehen fast ausnahmslos immer zu zweien, um sich gegenseitig unterstützen und helfen zu können. Soll ein Tier lebendig gefangen werden, so fährt blitzschnell der Gabelstock hernieder und nagelt den Kopf der Schlange am Boden fest. Dann wird sie mit festem Griff direkt hinter dem Kopf gepackt und so gezwungen ihr Gift zu verspritzen. Dann wird sie in den großen Ledersack zu anderen gesteckt.

Ihre Beute liefern sie dann meist an die jetzt fast in allen Ländern, in denen Giftschlangen häufig vorkommen, errichteten Schlangengärten zur Serumgewinnung. So werden z. B. in dem in der Nähe von Sao Paulo (Brasilien) gelegenen Schlangengarten von Butantan ungefähr 150 Arten von Giftschlangen gehalten. Die Tiere leben nach Arten getrennt in großen Behältern; das Grundstück ist durch einen breiten Wassergraben und eine Mauer abgeschlossen.



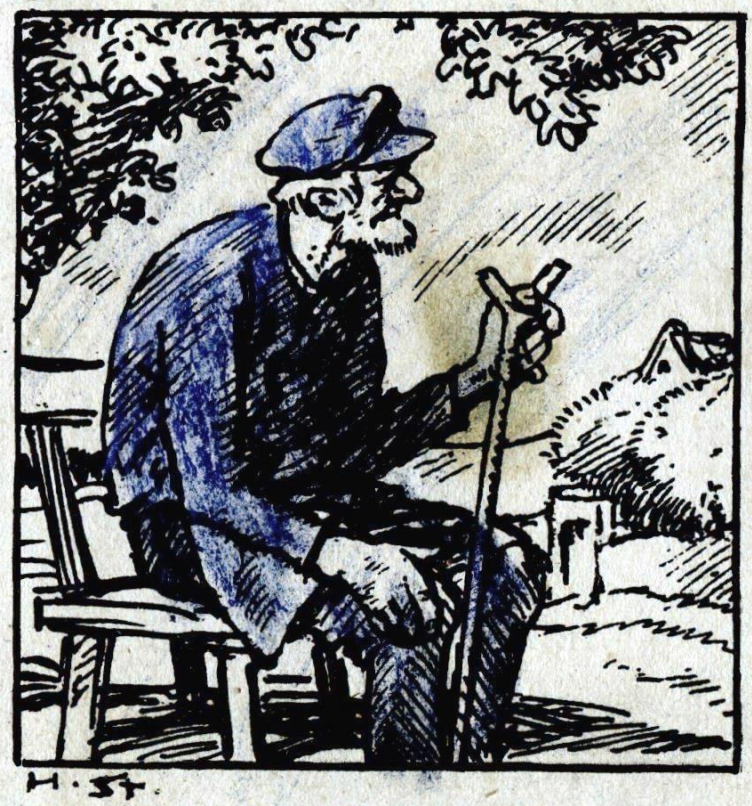
Die ähnlich wie die Schlangenjäger gekleideten Schlangenmeister gehen furchtlos in dem Schlangengarten umher. Soll den Tieren Gift entnommen werden, so wird die betreffende Schlange mit einem an einem Stock befindlichen Haken aufgehoben und mit der Hand dann am Genick festgehalten. Die Schlange ringelt sich nun mit dem übrigen Körperteil um den Arm des Schlangenmeisters und versucht erfolglos ihn zu zerquetschen. Ein zweiter Wärter hält dann der wütenden Schlange eine flache Glasschale hin, in die sie zornig beißt und so ihr Gift hineinspritzt. Oft wird auch noch von dem zweiten Wärter der Inhalt der Giftdrüsen in die Schale ausgedrückt.

Das gewonnene Gift wird nun in kleinen, sich langsam steigernden Dosen Pferden eingeimpft. Nach einiger Zeit wird diesen dann Blut entnommen und daraus wird das Schlangenserum gewonnen. Da nun z. B. ein von den Brillenschlangen gewonnenes Serum nicht gegen das Gift der Klapperschlange wirksam wäre, wird den Pferden das Gift verschiedener Schlangenarten eingeimpft und dadurch ein vielseitig wirkendes Serum gewonnen.

Das Institut hat für Brasilien, wo ungefähr etwa 20 000 Unglücksfälle jährlich durch Schlangenbisse zu beklagen sind, schon überaus segensreich gewirkt.

Sein Tagwerk.

Von Karl Burkert, Nürnberg
Illustrationen von Professor Stockmann, Dachau.



Die Erntesonne wandert über den wolkenlosen Himmel. Sengend, dörrend glüht sie hernieder auf das stille Dorf. Alles was Arme hat und sich regen kann, ist draußen auf den Feldern. Im vorigen Sommer war Reinhold Waldrab auch noch mit dabei. Heuer geht das nicht mehr. Der Reinhold hat es auf einmal mit dem Altsein zu tun. Wer vom Altsein und seinen Beschwerden nichts weiß, der lacht darüber. Akkurat so hat's der Reinhold auch gemacht. Er wollte an die Geschichte nicht glauben. Bis das Alter sich's nicht mehr gefallen ließ, bis es ihn eines Tages hart an der Schulter griff, daß ihm ganz kalt im Rücken wurde, bis es ihm kurz und bündig sagte: Hier bin ich, du kannst mich nicht mehr verleugnen!

Auch dann hat der Reinhold sich unwillig und hartnäckig gegen die neue Empfindung gewehrt. Er wollte sie nicht gelten lassen: „Steinmüd bin ich manchmal, 's ist ja wahr. Aber alt und maßleidig, daß ich nichts mehr schaffen könnte? Nein, nein, so etwas gibt's bei mir denn doch nicht!"

Es ist eben sehr schwer für einen vierkantigen Bauernschädel, der seiner Tage durch dick und dünn gerannt ist, wenn er sich's endlich eingestehen muß: Ich kann nicht mehr, jeder Bub, der mir kaum bis an den Hosenbund reicht, ist mir über. — — —

Nunmehr hat sich der Reinhold gefügt. Für immer hat er seinen Feierabend gemacht. Auf der Hausbank unter der breiten Linde sitzt er und die stillen Augen läßt er die lange Dorfstraße hinuntergeh'n. Einen birkenen Zwieselstock hat er zwischen den Beinen, dran hebt er sich mit dem Daumen.

Er schaut und sinnt: Siebenundsiebzig Jahre — eine schöne Zeit, wenn man soweit ist! Und alles ist so ziemlich gut gegangen. Glück und Freude hat man gehabt, ein paarmal auch ein Leid. Die Hauptsache ist aber immer die Arbeit gewesen.

Nun, sie hat sich doch wenigstens gelohnt, die harte Mühe; der Hof ist gut im Stande. Der einzige Sohn, der Heinrich, sitzt darauf und der hat auch schon wieder einen Prachtbuben, der schon bald ans Freien denkt.

Jetzt sind sie beide draußen auf den Feldern; die Weiberleut mit ihnen. Nur er, der Reinhold, muß hier unter der Linde hocken, muß sichs gefallen lassen, wie ihm unnütz der Tag verstreicht, muß faul sein und sich darüber ärgern.

Oder ist's nicht zum Aus-dem-Haus-fahren? Feiern, wo auch die langsamsten Ochsen auf dem Trab sind? Wo alles, was sonst auf dem Trab ist, am liebsten fliegen möchte? —

Die Sonne wandert durch die Wipfel der Linde. Bienen brümmeln, Schwalben flitzen. Die roten Pappelrosen lehnen durstig an den Zäunen. Vom Kirchturm schlagen die halben, die ganzen Stunden herunter; dem Reinhold geht es langsam genug. Denen auf den Feldern draußen geht es schier zu schnell. Aber sie werden's schon schaffen. Es ist noch früh am Nachmittag, und schon fahren die ersten Wagen ins Dorf.

Nun wird es für den Reinhold etwas kurzweiliger. Nun kann er sich dies und jenes betrachten:

Da zuerst der Stiegelfritz — halt immer der alte Hudel! Er ist die schöne Frucht nicht wert, die ihm wächst. Aber wenn einer nichts gelernt hat von seinem Vater! Und wenn sich einer nichts abschauen mag von anderen Leuten!

Der Raffelsbauer, ja, von dem kann einer was lernen! Wie der wieder daherprangt mit seinem Weizen. Allweil die höchste Fuhre will er geladen haben im Dorf. Hat sie auch; er versteht's. Und den Roßzug hat er wohl auch dazu. Kein schönerer weit und breit. Und der Knecht, der Christian, der weiß so ein Geschirr in die Hand



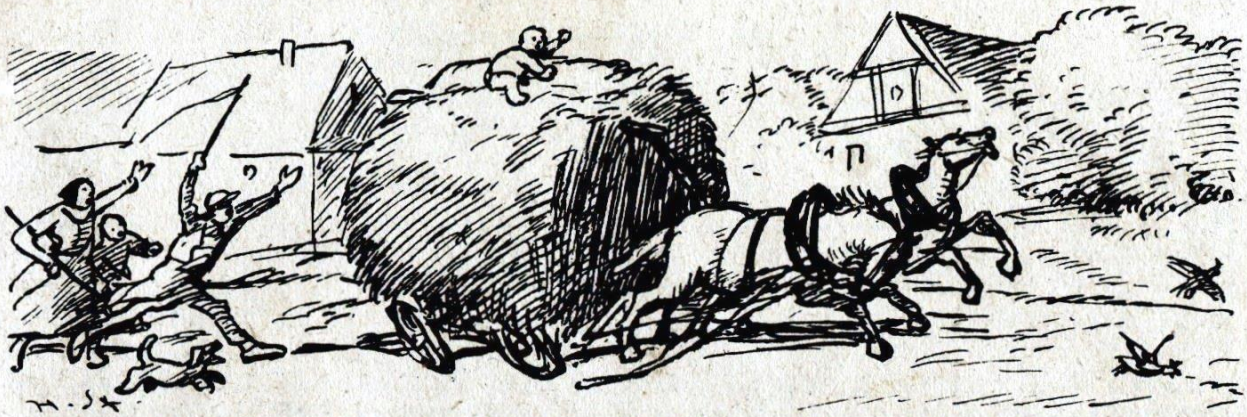
zu nehmen. Der Friedel, der Lausbub, versteht sich, zu oberst hockt er wieder auf den Garben. Am liebsten in den Himmel täte er hineinhupfen vor Uebermut 's müßt dem Raffelsbauern sein Junger nicht sein! — —

Am Friedel hat der Reinhold Waldrab seinen Gefallen. So einer ist auch er in seinen jungen Jahren gewesen. Es lacht um seinen alten Bauernmund, wenn er zurückdenkt. Mit dem Zwieselstock droht er scherzhaft dem Buben. Der lacht wie ein Glückspringz hernieder. — — Tu nur stät, denkt der Friedel bei sich, wenn ich Dir hernach mit dem leeren Wagen an der Nasen vorbeifahre! Augen wirst auf mich machen!

Einen Bremsenschwarm, einen ganz frechen, hat das Gefährt hinter sich gelassen. Ein paar von dem Geziefer surren dem Alten um den Kopf. Er schlägt darnach und brummt: Wozu nur der Herrgott das Unzeug, das wilde, erschaffen hat! Zu keinem ist es nutz. Das liebe Vieh hat seine Qual damit, und die frömmsten Rösser macht es so kopfnärrisch, daß man sie bald nicht mehr kennt. — —

Dann muß der Reinhold wieder an den Friedel denken: so jung noch einmal sein, wie solch ein Bub! Nein, nicht gar so jung. Schon mehr in der Zeit, wo man bereits ein wenig vernünftig ist. So dreißig, vierzig vielleicht. So in den Jahren, wo einem die Plage das liebste Ding ist auf der Welt. Auch fünfzig, sechzig noch — jedes Alter wär' ihm recht. Nur in die Arbeit wenn er noch einmal mit beiden Armen hineindürfte. Nur auf eine Woche. Nur auf einen Tag. Nein, er will ja ganz bescheiden sein, der Reinhold: Nur ein einzigmal im Leben, wenn er noch einmal was rechtes vollbringen dürfte. Solch eines, von dem die Leute sagen würden: Schaut her, das hat jetzt der Reinhold Waldrab gemacht! — —

So sitzt und sinnt der Alte, ganz in Heimsucht nach der gewohnten Lebensmühe versunken, die ihm nicht mehr vergönnt ist. Plötzlich hebt er den Kopf. Er horcht. Ein Wagen jagt die Dorfstraße herauf. Noch kann er ihn nicht sehen. Aber er hört, wie es ganz wild daherkommt. Jetzt biegt es um die Ecke.



Nun, das schaut nicht gut aus! Dem Raffelsbauer sein Geschirr ist's. Die Rösser sind wie aus Rand und Band. Hab ich's nicht gewußt, das Fliegenzeug! Wie sie daherstürmen! Den Wagen schmeißt es nur so herum. — — Himmel, und der Friedel ist drauf. Keinen Zügel hat er mehr in Händen; sie schleifen auf der Erde. An der Wagenleiter hebt er sich und ein Gesicht hat er, als wollte er um sein Leben schreien. Das muß ein Unglück geben, wenn da nichts geschieht! — — —

Der Reinhold Waldrab stund jählings auf den Beinen. Den Stock schleudert er jetzt von sich. Gar nicht mehr so alt sieht er auf einmal aus. Aus all seiner Mühseligkeit ist er im Umsehen herausgewachsen. Steil steht er und gestrafft. Zwei Sätze, und er ist mitten auf der Straße. Eben zur rechten Zeit. Mit beiden Fäusten zugleich fällt er dem vorbeirasenden Handgaul in die Zügel.

Das Roß steigt in die Höhe, will sich dem Willen des Alten nicht fügen. Der Reinhold reißt es nieder, läßt den Zügel nicht aus. Ein paar Längen wird er geschleift, dann ist das Geschirr zum Stehen gebracht.

Käsbleich, mit zitternden Beinen klettert der Friedel vom Wagen. Der Reinhold liegt, so lang er ist, neben den Pferden auf der Straße, eine Kornähre in seinem eisgrauen Haarwisch. Noch immer krampft er die Faust um den Zügel, als müßt' er ihn ewig festhalten.

Leute laufen herzu und heben den Reinhold auf. Er bewegt die Lippen, die Augen; er röchelt ein wenig. Blut steht ihm vor dem Mund. Man trägt ihn beiseite und legt ihn ins Gras unter der Linde. — —

Die Brustkammer hat ihm der Roßhuf zerschmettert. Man kennt's ihm von außen nicht an. Er wimmert nicht und er klagt nicht. Er hat die Augen offen, hinauf in den grünsonnigen Baum. Er lächelt.

Ist's möglich? Ja, der Reinhold kriegt das fertig. Er lächelt, als hätte er jetzt die schönste Freude erlebt: „Schaut her, hab' ich nicht noch was gekonnt?!"

Einer von denen, die bei ihm stehen, hat ihn verstanden und nickt. Da ist's der Reinhold zufrieden. Da hört er eine feine Peitsche knallen. Da sitzt er auf einmal auf einem hochgeschichteten goldenen Erntewagen und hinein geht's mit ihm, in stolzer Fahrt, zum großen Tor.



Der Löwengeist.

Erzählung von Max Karl Böttcher

Illustrationen von Reinhold Bach, Nürnberg.

Die Sonne verschwand hinter den Bergen, der Abendwind säuselte in den Baumkronen, in dem Moment, wo die sengenden Glutstrahlen nicht mehr herunterbrannten, sank auch die Temperatur empfindlich, wie immer in diesen Gegenden. Georg Fawcett, der Verwalter des Malingeni-Distrikts von Britisch Zentral-Afrika, sprang aus seiner Hängematte, um einen Besichtigungsrundgang durch sein „Königreich" zu machen, wie jeden Tag um diese Zeit. War er auch einerseits ein untergeordneter Beamter einer der kleinsten britischen Kron-Kolonien, so konnte er sich doch wieder als König fühlen, denn seine Macht hier war unbeschränkter als die eines europäischen Monarchen. Als ihn der Kommissar von Zomba in seinen Posten einsetzte, meinte er: „Das Schöne an Ihrer Stellung ist, daß Ihnen niemand etwas einredet. Tun Sie Ihr Bestes, handeln Sie nach Ihrem gesunden Menschenverstand und machen Sie Ihre eigenen Gesetze. Die Hauptsache ist, daß Sie uns möglichst wenig Scherereien machen."

Die Gesetze, welche Fawcett machte, waren allerdings manchmal so, daß sich vielleicht die Herren im Parlament darüber gewundert haben würden. Wenn er die Höhe der Kopfsteuer festsetzte, so richtete er sich nicht allein nach der Wohlhabenheit des Betreffenden, sondern manchen, der einen ganz schönen Besitz hatte, seine Hütte aber in gutem Zustande und reinlich hielt, setzte er niedriger ein, während er den faulen Schmutzfinken, die ihn wegen ihrer Unsauberkeit ärgerten, die doppelte Steuer aufbrummte. Einen Widerspruch gegen seinen Entscheid gab es ja nicht.

* * *

Fawcett war in der Abendkühle rüstig ausgeschritten, und so war er bald bei seinen Kulturwerken angelangt, die er jeden Tag mit neuer Freude ansah. Gleich hinter dem Dorfe waren seine Versuchs- und Muster-Baumwollfelder, die sich immer besser entwickelten. Die Wege waren jetzt in recht gutem Zustande. Sein Hauptstolz aber war die ganz passable Holzbrücke, die er anstelle der alten, unsicheren Lianen-Hängebrücke erbaut hatte.

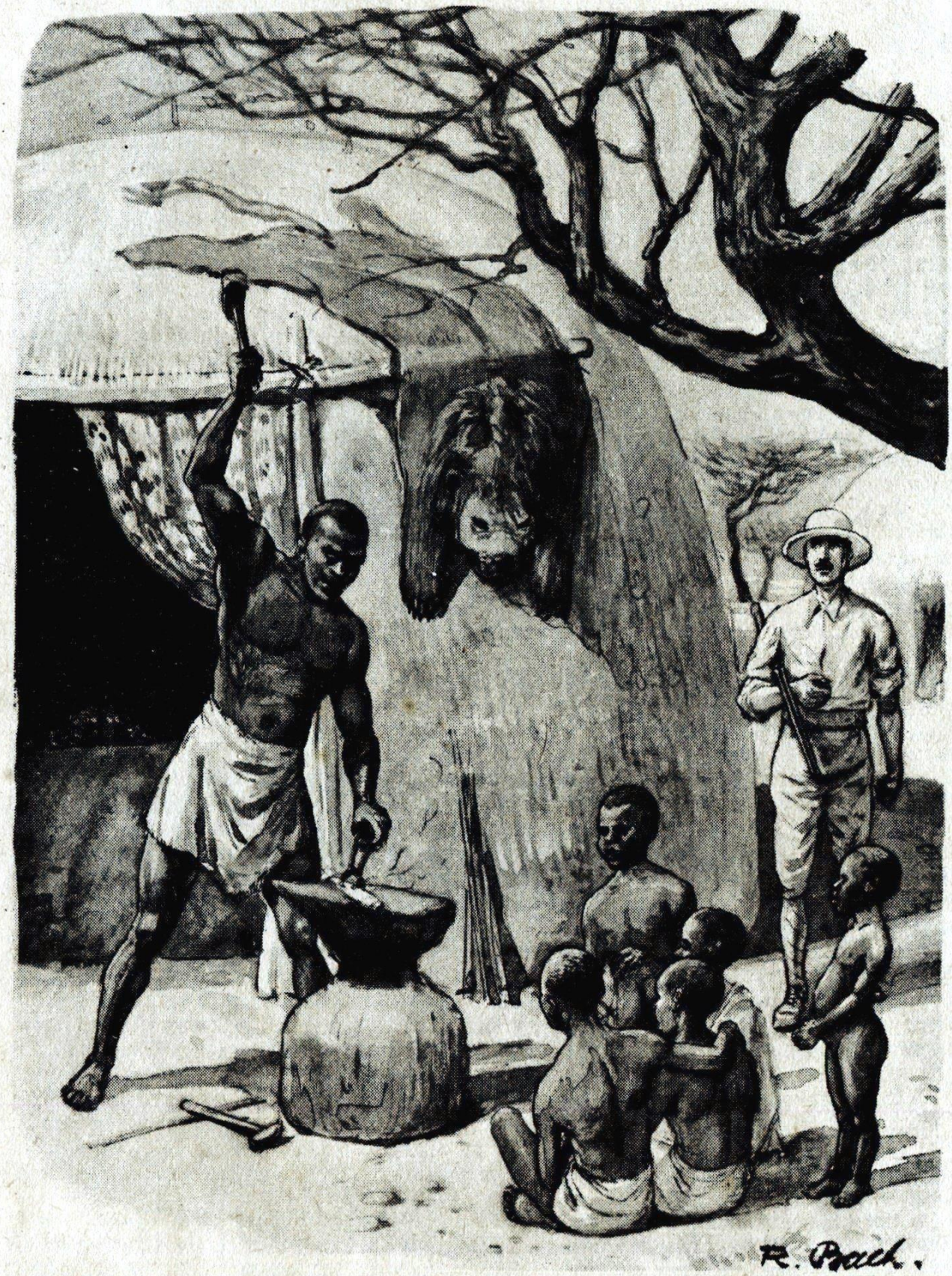
Dann kam er auf der anderen Seite wieder zum Dorfe herein. Dort revidierte er das Gefängnis und stauchte den Askari-Sergeanten zusammen, weil es nicht so sauber gehalten war, wie er befohlen hatte. Auf dem Wege amüsierte er sich über die Ehrenbezeugungen seiner Untertanen; diese bestanden darin, daß sie die Hände möglichst kräftig zusammenklatschten und die Füße im Sande abstreiften wie auf einem Fußabstreifer. Die Kinder liefen lachend auf ihn zu und quietschten, wenn sie einen Klapps auf eine mangelhaft bekleidete Rundung erhielten. Fawcett hatte sich durch seine Menschlichkeit das Zutrauen seiner Leute erworben und war stolz darauf.

Am Fuße eines Akazienbaumes mit einer wassersparenden flachen Krone kauerte eine Menge Kinder rund um die Grobschmiede herum. Karimbi, der Schmiedeherkules, war wieder eifrig am Werk, daß die Funken stoben. Für die Augen des sportfreudigen Engländers war es ein Genuß, dem herrlichen Muskelspiel zuzusehen, wenn die Athletenarme den primitiven Blasbalg zogen oder den Hammer heruntersausen ließen.

Von einem vorstehenden Dachbalken hing ein Fell herunter, alt, ausgebleicht und mit großen kahlen Stellen. Man hätte kaum glauben können, daß es einmal das stattliche Kleid eines riesigen Löwen gewesen war, wenn nicht noch die zottige Mähne und die herabhängenden großen Klauen davon Zeugnis abgelegt hätten.

Fawcett wechselte einige Worte mit dem Schmied und sagte ihm dann, er solle doch nachher das Löwenfell zu ihm bringen, er wolle es vielleicht kaufen. Fawcett war es im Ernst gar nicht um das mottenzerfressene Fell zu tun; er hatte ja schon mehr afrikanische Jagdtrophäen und Merkwürdigkeiten beisammen, als er jedenfalls einmal abtransportieren konnte. Er wollte aber einige Schillinge dafür bezahlen, um den sonst wortkargen Karimbi wieder einmal zum Reden zu bringen. Der Schmied hatte schon hie und da in der Dämmerung bei ihm auf der Veranda gesessen, wo er sehr interessant über Sitten und Gebräuche, von denen der Weiße sonst nichts zu hören bekommt, berichtet hatte. Recht grausame Geschichten, in denen das Blut in Strömen floß, erzählte er am liebsten. Wenn er in Feuereifer geriet, sprang er wohl auch von seinem Sitz auf dem Geländer herunter, hüpfte auf allen Vieren, heulte und schilderte anschaulich, wie die heidnischen Geheimgesellschaften ihre Feste mit blutigen Opfern feierten.

Diesen Abend erschien Karimbi überhaupt nicht. Fawcett dachte auch bald gar nicht mehr daran, daß er ihn bestellt hatte. Er sah träumerisch hinaus auf die Landschaft, wo sich



das Mondlicht in der Ferne im Nyassa-See spiegelte, und bald war er wieder bei seinem Lieblingsgedanken. Er ließ seine erzielten Erfolge im Geiste an sich vorüberziehen. Er hatte auch allerhand erreicht. Die Kopfsteuer wurde jetzt prompt bezahlt — die Schwarzen gewöhnten sich immer mehr an geregelte Arbeit und ihre Kokospflanzungen und Baumwollfelder standen ganz schön. Es kamen immer mehr von den Eingeborenen, auch die Vornehmen und die Häuptlinge, um ihm ihre Streitigkeiten vorzutragen oder Urteile durch ihn fällen zu lassen, die sie sonst durch Zweikämpfe, Giftproben oder sonstige Gottesurteile erledigt hatten.

Doch noch in dieser Nacht begann sein „Königreich" in seinen Grundfesten zu wanken

und einige Tage genügten, um ihn sein ganzes Ansehen verlieren zu lassen, das er sich in ebenso vielen Jahren erworben hatte.

Gegen Morgen wurde er durch einen keuchenden Boten aus dem Schlaf gerissen, der ihm ganz kopflos vor Angst berichtete, daß ein Löwe ins Dorf eingebrochen sei und schon eine große Anzahl von Leuten niedergeschlagen und zerrissen habe. Im Nu war Fawcett in Kleider und Schuhe geschlüpft, hatte seine Büchse heruntergerissen und stürmte aus dem Hause. Das ganze Dorf war schon auf den Beinen, die einen rannten ratlos hin und her, andere standen in Gruppen beisammen. Man wies ihn nach einem Menschenknäuel, ungefähr 100 Schritte außerhalb des Dorfes. Dort machte man ihm Platz und er konnte das Opfer sehen. Die erste Meldung war natürlich gewohnheitsgemäß übertrieben gewesen. Der Löwe war nicht wirklich ins Dorf gekommen und hatte auch nur den einen getötet. Daß er sich aber so nahe an das Dorf herangewagt hatte, war Grund genug, um Verwirrung, Aufregung und Angst hervorzurufen.

Fawcett sah sofort, daß der Mann tot war, er verlor also keine Zeit, sich mit einer näheren Besichtigung aufzuhalten. Er versammelte die Askaris um sich, die inzwischen aus ihrer Baracke herangekommen waren, nahm auch sonst noch mit, wer den Mut hatte mitzukommen und unternahm eine Streife durch die nächste Gegend, durch Dickicht und Schilfbüsche. Nach langem fruchtlosen Suchen meldete einer der Askaris, daß unter den Gefangenen ein Jäger und Fährtenleser sei. Fawcett schickte gleich ab, ihn zu holen und bald kamen beide in eiligem Lauf zurück.

Der Jäger war kein Schwerverbrecher; er hatte nur eine kurze Strafarbeitshaft zudiktiert bekommen. Er freute sich, Gelegenheit zu haben, seine Strafe erlassen zu erhalten, wenn er den Löwen finde. Er war also voller Eifer.

Zuerst sah er sich den Toten an. Der Kopf war von einem furchtbaren Tatzenhieb zerschmettert, den ganzen Rücken herunter liefen lange, tiefe, von den scharfen Krallen geschlagene Risse. Der Jäger machte vor, wie ein Löwe sein Opfer anspringt und kam zu dem sicheren Schluß, daß es nur ein Löwe gewesen sein konnte, denn die Krallen eines Leoparden oder eines anderen Tieres hätten keine so tiefen und keine so breit auseinanderliegenden Risse schlagen können. Dann suchte er den Boden ab und stutzte, als er weder hier, noch in der ganzen Umgegend etwas von Löwenspuren sehen konnte. Nachdem er den ganzen Boden ringsherum abgekrochen war und sorgfältig nach Fährten gesucht hatte, erklärte er mit aller Bestimmtheit, es hätte gar keinen Zweck, länger nach dem Löwen zu suchen. Es müsse ein „Löwengeist" gewesen sein. Fawcett wurde ärgerlich über diesen kindischen Aberglauben, er meinte, die Spuren seien nur durch die vielen Herumlaufenden verwischt. Er hieß also den Jäger einen Feigling und Betrüger und schickte ihn ins Gefängnis zurück. Dann sandte er Boten zu den beiden nächst erreichbaren Weißen, um sie zur Löwenjagd zusammenzurufen. Der eine war krank und konnte nicht kommen, der andere, ein Missionsarzt, traf bald darnach ein.

Drei glühend heiße Tage durchstreiften sie gemeinsam die ganze Gegend und suchten jeden Winkel, jedes Gestrüpp ab, wo sich nur ein Tier hätte verbergen können. Die Askaris und die Gefangenen dienten als Treiber, die anderen Leute aus dem Dorfe waren nicht dazu zu bewegen. Wenn es sich um einen wirklichen Löwen gehandelt hätte, dann wären sie gerne mitgekommen; aber sie sagten, es wäre doch toll und nutzlos, einen Teufel fangen zu wollen, der die Kraft eines Löwen besitze und sich noch dazu unsichtbar machen könnte.

Am meisten ärgerte sich Fawcett, weil auch der Doktor meinte, es sei irgend etwas Besonderes im Spiele. Ein Löwe hätte sein Opfer nicht nur niedergeschlagen, sondern auch mit fortgetragen oder weggeschleift, und wenn Fawcett einmal solange in Zentralafrika gelebt hätte, wie er, dann würde er auch manches für möglich halten, was ihm jetzt als Unsinn erscheine.

Vor ungefähr einem Monat hatte sich ein ähnlicher Fall zugetragen. Damals war eine Frau auch im Morgengrauen und auch ganz nahe am Dorfe durch einen Löwen niedergeschlagen worden. Die Wunden waren auch damals ähnlich gewesen und der Löwe war nicht gefunden worden. Dieses erste Vorkommnis wurde als bedauerlicher Unfall angesehen, aber die Leute waren ja schließlich daran gewöhnt, daß manchmal irgend jemand einem Tier der Wildnis zum Opfer fiel. Daß sich aber ein solches Ereignis unter so gleich rätselhaften Umständen wiederholte, wirkte auf die Leute sehr demoralisierend und untergrub das Ansehen dessen, der über sie herrschte, sie aber andererseits auch beschützen sollte.

Die Folgen zeigten sich bald. Die Kopfsteuer wurde säumig und nur unwillig bezahlt und mußte unter vielen Mühen eingetrieben werden. Das Interesse an den Pflanzungen erlahmte. Die frühere Unterwürfigkeit wandelte sich in ein aufsässiges Benehmen um und Fawcett fühlte, daß er seine ganze Achtung beim Volk verlor. Er holte sich Rat bei einem



Erst sah er sich den Toten an . . . .

angesehenen Eingeborenen, der ihm sonst immer gefällig gewesen war und geholfen hatte, seine Anordnungen durchzuführen. Dieser sagte ihm ganz aufrichtig, daß sich eine immer größer werdende Beunruhigung verbreite und das Volk unzufrieden sei mit der Art und Weise, wie es regiert wird. Wenn Fawcett den Löwengeist fangen könnte, dann wäre alles gut. Wenn er aber dazu nicht imstande wäre, dann dürfe er auch dem Volke keine Abgaben auferlegen.

Nachdem der alte Häuptling gegangen war, ließ Fawcett sich Karimbi kommen. Von dem hoffte er etwas über diesen märchenhaften Unsinn mit dem Löwengeist erfahren zu können. Der Schmied gab ihm auch mit heiligem Ernst die erbetene Auskunft und sagte, es wären dies die Seelen toter Löwen. Diese bemächtigten sich lebender Menschen während des Schlafes, dringen in ihren Körper ein und zwingen sie dann ebenso auf die Jagd zu gehen, wie es der Löwe tut. Es wäre also ganz nutzlos, den Versuch zu machen, den unschuldigen Geist einer ruhelosen Löwenseele zu fangen, denn wenn auch der betreffende Mensch gefangen oder getötet würde, so würde eben der Löwengeist auf einen anderen Menschenkörper übergehen.

Fawcett merkte, daß er es also mit einer so allgemein verbreiteten und fest eingewurzelten Ansicht zu tun hatte, daß es ihm äußerst schwer fallen würde, dagegen anzukämpfen. Er versuchte sonst auf alle nur mögliche Art und Weise das öffentliche Vertrauen wieder zu gewinnen. Er zeigte sich soviel wie möglich und überall, ging von Dorf zu Dorf, aber niemand kam zu den von ihm angesetzten Gerichtstagen, keiner kam, um ihn wie sonst um Rat zu fragen, keiner verlangte mehr Baumwollsamen, obwohl er ihn kostenlos abgab.

Schweren Herzens berichtete Fawcett an den Kommissär in Zomba und forderte eine Kompagnie Soldaten als Verstärkung an. Da die Askaris, solange ein offener Aufstand nicht ausbrach, nichts zu tun hatten, so befahl Fawcett, daß jede Nacht Patrouillengänge um das Dorf gemacht wurden. 3 Tage vor Vollmond ließ er die Leute nur in Gruppen von wenigen Mann gehen, darauf ordnete er an, daß während der nächsten Nächte die Soldaten in ihren Baracken bleiben sollten. Er hatte sich seinen eigenen Plan zurechtgelegt.

Als das Dorf zur Ruhe gegangen war, schlich er sich hinaus. Er war jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß es sich nicht um ein Tier handelte, sondern daß ein Mensch die mehrfachen Morde begangen hatte. Um die öffentliche Sicherheit wieder herzustellen, wollte er ihn, wenn möglich, lebendig fangen. Er hatte sich mit einer Farbe aus Oel und Ruß schwarz gemalt und nur ein Tuch um den Leib geschlungen, um einen Eingeborenen vorzutäuschen. Wenn es sich um einen Nahkampf nur mit einem Einzelnen handelte, so konnte er sich auf seine Körperkräfte und auf seine guten Kenntnisse im Boxen verlassen.

Als Fawcett so eine Stunde nach der anderen in der Tropennacht in immer weiterem Bogen das Dorf umkreiste, wurde ihm doch unheimlich zumute. Im Halbdunkel der Mondbeleuchtung warf jeder Busch gespenstische Schatten, dazu kamen die Schreie der Nachtvögel und die sonstigen Geräusche der Wildnis, die seine Aufmerksamkeit ermüdeten. Wußte er doch nicht, wenn es hinter oder neben ihm raschelte, ob es sich um ein harmloses Kleintier, eine wilde Bestie oder um den gesuchten Mörder handle. Es war schon gegen Morgen, als er sich der Stelle näherte, wo bis jetzt immer der Ueberfall erfolgt war. Ein kleiner Vorfall brachte ihm die Gefahren der Tropengegend erhöht zum Bewußtsein. Er konnte sich gerade noch durch einen Sprung nach rückwärts vor dem wütenden Angriff einer Schlange retten, auf die er getreten war und sie durch einen Steinwurf verscheuchen. Obwohl seine Aufmerksamkeit etwas abgelenkt war, hörte er doch hinter sich ein Rascheln des hohen Grases; aber ehe er sich ganz umdrehen konnte, sprang ein dunkler Körper mit furchtbarer Wucht auf ihn. Der Schlag einer scharfen Tatze, der jedenfalls seinem Kopf gegolten hatte, traf seine Schulter und riß ihm eine tiefe Wunde, aus der das Blut nur so herausströmte — und doch merkte er instinktiv, daß es kein Tier war. Es gelang ihm, den Angreifer abzuschütteln und auf die Füße zu kommen. Jetzt sah er sich einem riesigen Schwarzen mit bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Gesichtszügen gegenüber, der um die Schultern ein Löwenfell trug. Schnell hatte er einige Boxhiebe gelandet, die jeden Weißen — unpariert wie sie kamen — zu Boden geworfen hätten. Er hörte das Krachen der Kiefer, das dumpfe Aufprallen auf Brust und Leib. Bei dem schwarzen Riesen bewirkten sie nur einen Moment lang ein erstauntes Zögern — dann ein gewaltiger Sprung und Fawcett fühlte sich von langen Armen wie mit Eisenketten umklammert, sodaß es ihm unmöglich war, nach einer Waffe zu greifen. Es gab nur eine Möglichkeit, einen Ring- und Faustkampf auf Leben und Tod. Dabei hinderte ihn seine verletzte Schulter sehr und bald hier, bald dort fühlte er sich von den scharfen Krallen geschlagen. Dazu arbeitete jeder mit Händen, Füßen und Zähnen. Die einzig geltende Kampfregel war der unerbittliche Trieb der Selbsterhaltung. Fawcett merkte mit Schrecken, wie er matter und matter wurde. Gegen die wenn auch überlegene rohe Kraft wäre er wohl mit Hilfe seiner Technik noch aufgekommen, aber der Blutverlust schwächte ihn immer mehr und dann wurde ihm klar, er kämpfte — gegen den Fanatismus des Wahnsinns.

Zu seinem Glück dauerte der Kampf nicht mehr lange. Die Askaris hatten seine Rufe und das Geheul des Fellträgers gehört und stürmten heran. Trotz seines Aussehens, erkannten sie Fawcett an der Stimme und ein kräftiger Kolbenschlag nahm seinem sinnlos wütenden Gegner momentan das Bewußtsein. Bis er wieder zu sich kam, hockte eine ganze Anzahl von Soldaten auf ihm, sodaß er kein Glied rühren konnte und bald war er mit rasch aus Schlingpflanzen gedrehten Seilen zusammengeschnürt. Jetzt sah man erst — es war Karimbi, der Schmied. Fawcett war von der Aufregung und Anstrengung so überwältigt, daß er ebenso weggetragen werden mußte wie der gefesselte Schwarze.

* * *

Nur eine kurze Schlaf- und Erholungspause war Fawcett vergönnt. Dann kam der Doktor angesprengt und flickte ihm seine vorher nur notdürftig verbundenen und, wie sich herausstellte, garnicht unbedenklichen Wunden zusammen. In seiner derben Weise garantierte er dem Verwalter für ein anständiges Wundfieber und meinte, wenn er ein recht besonderes Glück habe, werde vielleicht der Arm garnicht steif bleiben. Dann durfte Fawcett nochmals ein paar Stunden ruhen, aber gegen Abend mußte er unbedingt die Gerichtssitzung abhalten. In den Ländern, wo der Kampf ums Dasein nicht selten auch zu einem Kampf ums Leben wird, verlangt man schnelle Justiz.

Der Gerichtsplatz war schon stundenlang vorher im weiten Umkreis von einer riesigen Menschenmenge umlagert, wie man sie noch nie gesehen hatte. Die Kunde von dem Fang des Löwengeistes hatte sich mit staunenswerter Schnelligkeit in der ganzen Gegend verbreitet, und von allen Seiten strömten immer noch mehr Neugierige herbei. Aus dem ehrfurchtsvollen Schweigen, mit dem er empfangen wurde, merkte Fawcett wie hoch die Achtung war, die er sich durch seine mannhafte Tat erworben hatte. Sicherlich ebenso groß war aber auch die Spannung, mit der man seinem Urteilsspruch entgegensah.



Miß Maud jagte mit ſtaunenswerter Sicherheit Schuß auf Schuß aus ihrer Repetierpiſtole.

Jetzt wurde Karimbi vorgeführt. Er steckte noch mit Kopf und Körper in der Löwenhaut, wie man ihn gefangen hatte. Jetzt sah man auch erst bei näherer Besichtigung, wie raffiniert er sich das Fell für seine Zwecke ausgestattet hatte. Wo die Pranken waren, hatte er sich Taschen aus Antilopenfell angenäht, in die er die Hände steckte. Um den Schlag noch mörderischer wirken zu lassen, hatte er Eisenstücke darin befestigt und auch in die Krallen noch scharfe Stahlschneiden eingesetzt. Nun konnte man sich die fürchterlichen Rißwunden an den Körpern seiner Opfer erklären.

Mit den üblichen dumpfen Trommelschlägen wurde der Beginn der Sitzung verkündet:

„Höre, Karimbi, Du hast im Verlauf von 3 Monaten 2 Menschen getötet und versucht, einen dritten umzubringen. Ist das die Wahrheit?“

„Ja, Herr, Du sprichst wahr!“ antwortete der schwarze Schmied.

Mit einem erstaunten Murmeln wurde dieses offene Geständnis von der Menge aufgenommen, die gewohnt war, daß jeder Verbrecher vor Gericht bis zum Aeußersten leugnete und die unglaublichsten Lügen vorbrachte.

„Jetzt sage mir weiter, warum Du das getan hast.“

„Ich mußte, Herr. Nicht ich, Karimbi der Schmied, habe diese Leute getötet, sondern der Löwe in mir. Untertags bin ich der Schmied und stehe an meinem Feuer, doch des Nachts bin ich der Löwe und muß auf Beute ausgehen und Blut fließen sehen.“

Abermals ging ein Murmeln durch die Menge. „Verzaubert!“ — Einer raunte es dem anderen zu, und für keinen Schwarzen gab es mehr den geringsten Zweifel daran.

Jetzt trat der Doktor auf Karimbi zu, hob ihm das Kinn und sah ihm lange und fest in die Augen, wandte sich dann wieder zu Fawcett und nickte.

„Ja, Doktor, meinen Sie am Ende auch der Bursche ist verzaubert?“

„Natürlich nicht, aber — verrückt ist er, und zwar hat er sich eine ganz besondere, äußerst selten vorkommende Art von Verrücktheit ausgesucht. Mit dem wissenschaftlichen Namen bezeichnet man sie als „Lycanthropie“.

„Das müssen Sie mir schon näher erklären, Doktor.“

„Haben Sie noch nie etwas von der sogenannten Wolfskrankheit oder dem Werwolf gehört? Es ist jetzt wissenschaftlich ganz unzweifelhaft erwiesen, daß sich Schilderungen hierüber, die man für Märchen oder Aberglauben gehalten hatte, als wirklich vorgekommene Krankheitsfälle herausgestellt haben. Diese Leute werden von Zeit zu Zeit von einer unbezwinglichen Manie befallen, daß sie sich einbilden, sie wären Raubtiere, sei es ein Wolf oder ein wilder Hund, ein Bär oder wie der hier, ein Löwe. Der Mann ist krank, unzurechnungsfähig und man kann ihn nach meiner festen Ueberzeugung für die Tat nicht verantwortlich machen. Bei uns daheim würde er in ein Irrenhaus gesteckt.“

„Ja, was soll ich aber hier mit dem Kerl tun. Ich muß offen sagen, ich weiß mir keinen Rat. Hoffentlich fällt mir doch noch eine vernünftige Lösung ein, ich werde einmal weiter verhandeln:

Höre, Karimbi, Du sagst selbst, Du bist ein Löwe. Wenn ich aber einem Löwen begegne, der einen meiner Brüder zerrissen hat, dann schieße ich ihn nieder. Warum soll ich es mit Dir nicht auch so machen?“

„Das ist nicht richtig, Herr. Ich will ja gar kein Löwe sein, aber man hat mich verzaubert. Du mußt also den fangen, der mich verzaubert hat und den strafen, aber nicht mich — und dann bin ich ja bloß nachts der Löwe, bei Tag bin ich Karimbi, der Schmied, der an seinem Feuer steht und Kopfsteuer bezahlt. Wenn Du also den Löwen in mir töten willst, so mußt Du Karimbi, den Schmied, leben lassen.“

Die Menge gab ihm durch beifälliges Murmeln recht. Das fühlte und merkte Fawcett und auch der Doktor. Dieser sah auch, daß Fawcett in eine peinliche Lage kam und es sehr schwer war, ein Urteil zu fällen, das alle befriedigte. Vielleicht konnte er raten.

„Passen Sie auf, Fawcett. Wie ich Sie kenne, wollen Sie ja den Burschen doch nicht baumeln lassen. Läuft er aber weiter frei herum, dann bringt er uns in seiner Verrücktheit noch ein paar Leute um und Sie haben die Verantwortung. Wenn Sie wollen, kann ich ihm mit ein paar kleinen ungefährlichen Schnitten eine Sehne am Knie oder an der Verse durchschneiden. Dann kann er an seinem Feuer stehen und arbeiten, aber mit seinen Löwensprüngen ist es aus.“

„Ich danke Ihnen, Doktor, aber ich glaube, ich habe es.“ Und zu Karimbi gewendet fuhr er fort:

„Also höre, Karimbi. Du bist ein Löwe und darfst es auch bleiben, aber Du wirst ein zahmer Löwe werden. Ich habe mir schon längst einen schönen, zahmen Löwen gewünscht. Am Tage sollst Du in Deiner Werkstatt arbeiten — wir werden Dir eine solche neben dem Hause der Askari einrichten. Du wirst unter ihrer Aufsicht stehen

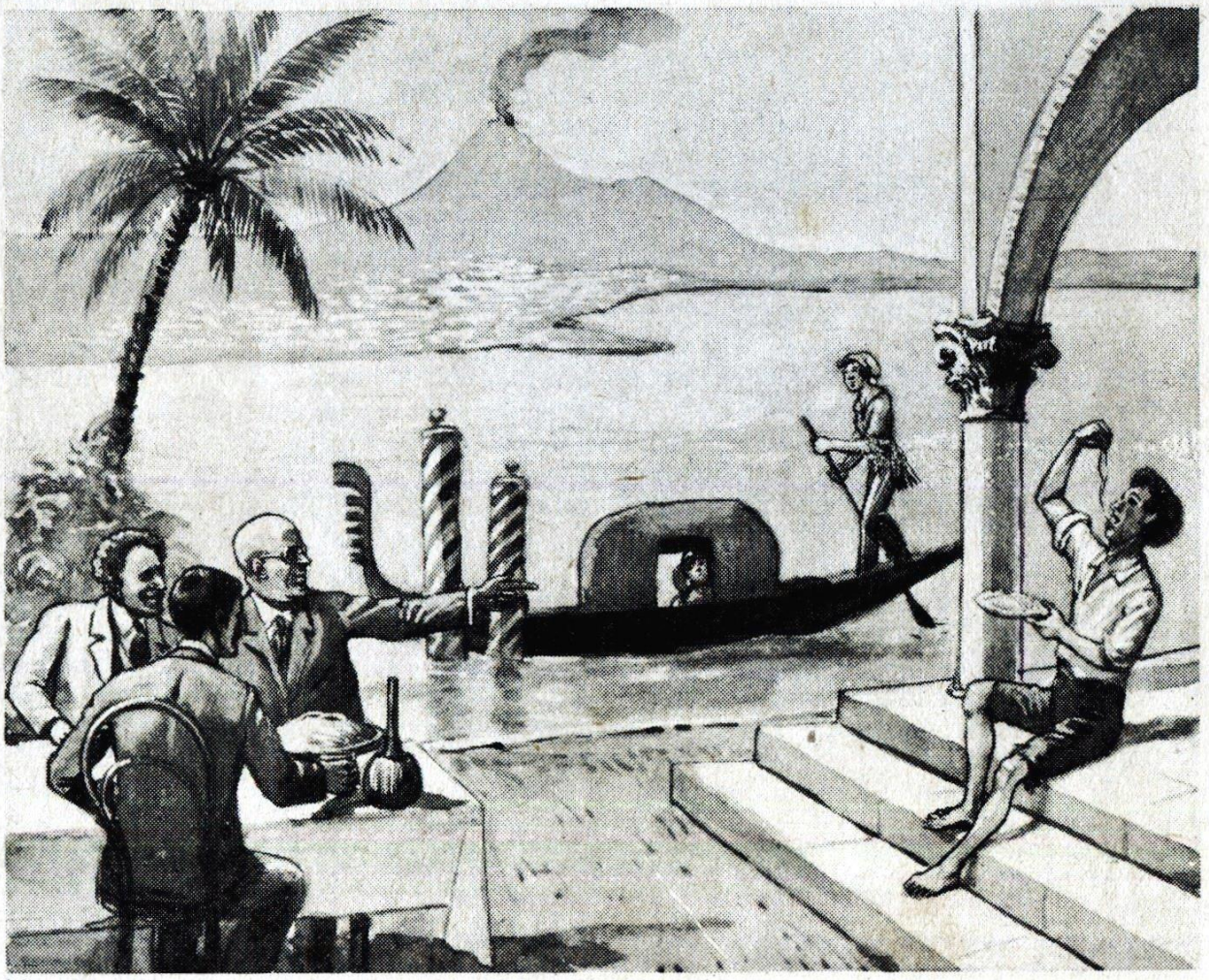
und eine leichte Kette an den Beinen tragen, zur Vorsicht, daß Du nicht auch bei Tage einmal von dem Löwengeist befallen wirst. In der Nacht wirst Du ins Gefängnis eingeschlossen wie der zahme Löwe in seinen Käfig. Dann bist Du und jeder Deiner schwarzen Brüder sicher, daß Du keinem mehr Böses antust. Das ist mein Urteil, die Gerichtssitzung ist beendet."

* * *

Jahre sind seitdem vergangen und während all der Zeit ist Karimbi ein fleißiges und nützliches Mitglied des Dorfes gewesen. Jetzt ist er älter und schwächer geworden, sodaß der Nachfolger Fawcett's überzeugt war, daß der Löwengeist nicht mehr über den Schmied kommen würde und daß man ihm also ruhig die Fesseln lösen könnte. Niemand hätte dagegen einen Einwand erhoben außer Karimbi selbst. Er war so stolz darauf, der zahme Löwe zu sein, daß er mit Tränen in den Augen bat, die Kette doch weiterhin tragen zu dürfen, welche das sichtbare Zeichen seines Amtes war.

Aus aller Welt.

Herr Fritz Schulze aus Berlin hat gemeint: „Ich fahre heuer auf Urlaub nach Italien. Die kochen alles mit Öl. Auf diese Weise mache ich gleich eine Ölkur für mein Gallenleiden." Nach drei Tagen war er schon sehrkrank, d. h. er hat alles das mit Öl gekochte immer wieder sehen müssen. Da haben ihm seine italienischen Tischgenossen gesagt: „Ja, so wie Sie das meinen, Herr Schulze aus Berlin, ist das nicht. Erstens vertragen Sie das Öl nicht, wenn Sie es nicht gewöhnt sind und zweitens nehmen wir selbst Pfarrer Heumanns Gallen- und Leberpillen. Die bekommen Sie in der Heumanns Filiale in Mailand."



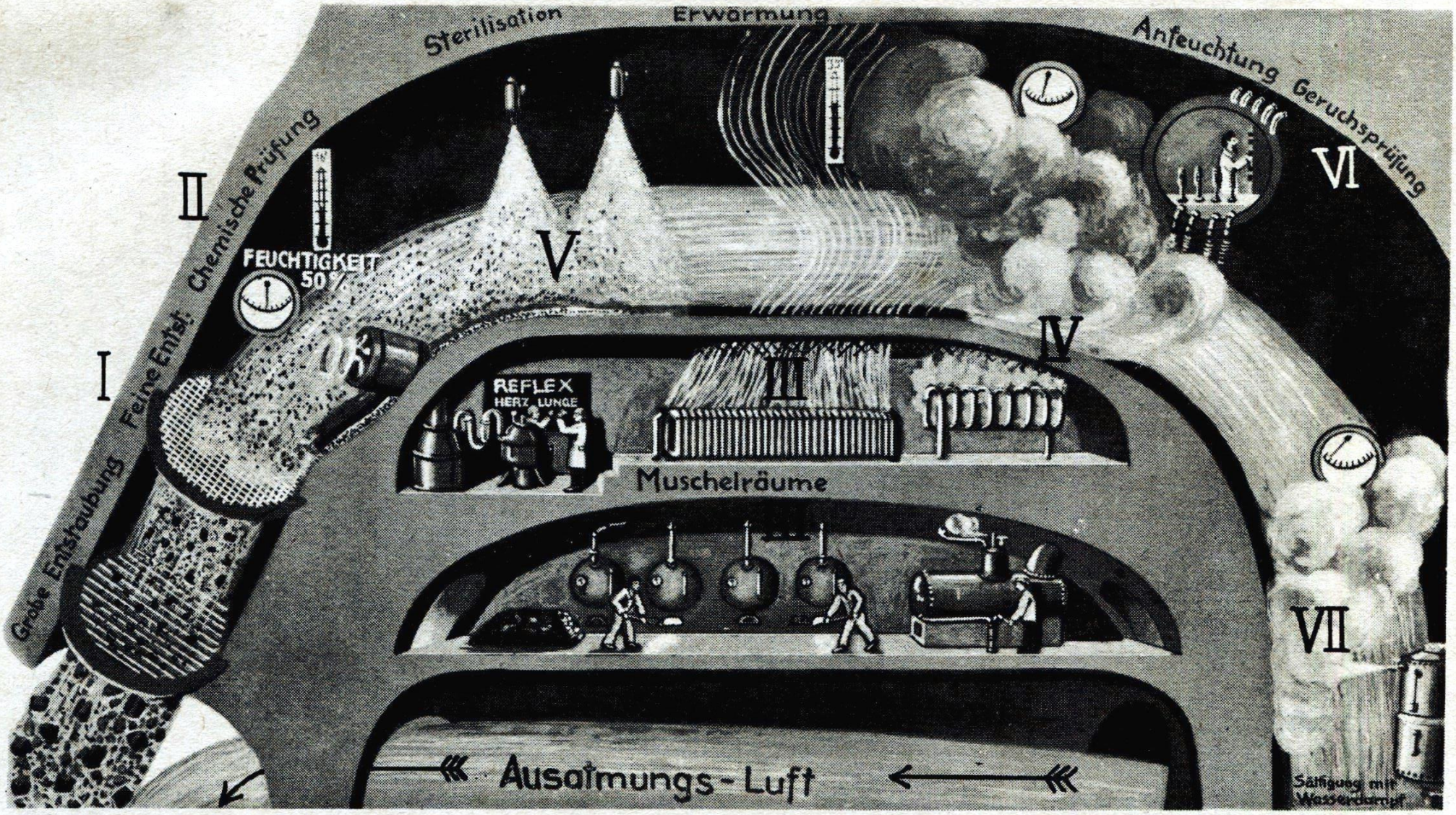
Die Leistungen der menschlichen Nase.

Von Dr. Fritz Kahn, Charlottenburg.

Vielfach begegnet man der Auffassung, daß die menschliche Nase ein Kümmerorgan sei und folglich keine große Bedeutung für die Gesundheit des menschlichen Körpers haben könne. Diese Ansicht enthält nur eine Spur Wahrheit und ist in dieser Verallgemeinerung durchaus irrig. Wahr ist, daß die Nase durch die Aufrechtstellung des menschlichen Körpers und die Entfernung des Kopfes vom Boden an Bedeutung gegenüber ihren Leistungen in der Tierwelt verloren hat. Dadurch ist sie aber keineswegs vollkommen bedeutungslos geworden, denn die Nase ist nicht allein ein Geruchsorgan, sondern verrichtet noch eine ganze Reihe anderer mindestens ebenso wichtiger Funktionen. Man kann ihre Hauptleistungen in sechs Gruppen teilen. Auf unserer Zeichnung sind die betreffenden Stellen, an denen diese Leistungen vollführt werden, mit I—VI bezeichnet. Erstens entstaubt sie die eingesogene Atemluft. Diese Entstaubung vollzieht sich etappenweise. Die am Naseneingang stehenden gröberen Härchen bewirken eine Entstaubung der Atemluft von groben Staubteilchen. Hinter den gröberen stehen etliche Reihen feinerer Härchen, in deren Reusen sich die feineren Staubteilchen fangen. Tatsächlich findet man bei wissenschaftlicher Untersuchung die Atemluft nach ihrem Durchgang durch die Nase vollkommen staubfrei. Die Entstaubung der Atemluft ist die erste Leistung der menschlichen Nase. (Siehe auf dem Bild I.)

Hat die Atemluft den Naseneingang mit seinen staubfangenden Härchen passiert, so streicht sie über ein kleines Gebiet, dem man äußerlich gar nichts besonderes anmerkt, das aber nichtsdestoweniger sowohl im Rahmen der Nasentätigkeit, als auch allgemein für die Atmung des Menschen von größter Bedeutung ist, das sogenannte Reflexfeld. Hier endigen in der Nasenschleimhaut feine Nerven, die, ohne daß wir es merken, die Atemluft auf ihre Güte prüfen und die Stärke der Atmung nach der Beschaffenheit der Außenluft regulieren. Von dieser Stelle laufen nämlich über das Atemzentrum im Gehirn feine Nervenleitungen, die mit den Nerven des Herzens und des Brustkorbes verbunden sind und die Reize, die das Reflexfeld treffen, auf Herz und Lunge übertragen. Treten wir aus einem überfüllten Theatersaal ins Freie, so atmen wir durch Vermittlung dieses Reflexfeldes unwillkürlich, oder wie die Wissenschaft sich ausdrückt, automatisch tiefer, und unser Herz beginnt rascher zu schlagen. Kommen wir dagegen in einen Luftbezirk, der schlechte oder gar giftige Bestandteile enthält, so hemmt das Reflexfeld automatisch Atemzüge und Herzschläge, um den Körper vor dem Eindringen der schlechten Luft zu bewahren. Geraten sehr giftige Gase wie Chlordampf in die Nase, so erfolgt durch Vermittlung dieses Reflexfeldes „reflektorischer Atemstillstand". In Chlordämpfen können wir selbst mit Aufbietung all unserer Kräfte keinen Atemzug tun, das Reflexfeld schützt uns gegen die Unvernunft unseres Willens vor dem Eindringen des tödlichen Gases. Die Regelung der Atmung durch das Reflexfeld ist die zweite Leistung der menschlichen Nase. (Siehe auf dem Bild II.)

Ist die Atemluft über die untere Partie der Nase ins Innere eingedrungen, so streicht sie hier über die vielfach gefaltete und mit tiefen Buchten versehene innere Nasenschleimhaut, sogenannt, weil sie einen Schleim, den Nasenschleim, absondert. Die Nasenschleimhaut wird von zahllosen Aederchen durchzogen, die ihr ein rötliches Aussehen verleihen und sie durch ihr warmes Blut bis auf etwa 40° erwärmen. Durch Einschaltung gewölbter Knochenplättchen, der Muscheln, werden unter der Schleimhaut weite Hohlräume gebildet, die Muschelräume, deren Aufgabe darin besteht, im Innern viel Blut zur Erwärmung der Nase aufzunehmen und durch ihre Wölbung eine möglichst große Schleimhautoberfläche zu bilden, die wie die Platte eines Ofens die im Innern gebildete Wärme wirksam ausstrahlt. Durch die Wärme, die der Schleimhaut entströmt, wird die Atemluft, indem sie die zahlreichen Flächen, Buchten und Buckel des Naseninnern überstreicht, bis auf Körpertemperatur erwärmt, und zwar steigt die Lufttemperatur, selbst wenn draußen Winterskälte von — 20° herrscht, im Innern der Nase auf über + 30°. Im Gegensatz zu der kalten Luft, die durch den geöffneten Mund in den Körper strömt, kommt die Nasenluft wohl vorgewärmt in die Luftröhre und in die Lunge, sodaß die zarten Gewebe der Tiefe vor Erkältung geschützt sind. Die Erwärmung der Atemluft ist die dritte Leistung der menschlichen Nase. (Siehe auf dem Bild III.)



Das Bild zeigt einen Durchschnitt, wie man sich die Leistungen der menschlichen Nase als maschinelle Tätigkeit vorstellt.

I. Die Entstaubung durch die Haare, gezeichnet als Siebung. — II. Zeigt wie das Reflexfeld die Luft auf ihre Güte prüft und das Resultat nach Herz und Lunge weiterleitet. — III. Die Muschelräume, welche die Erwärmung der Luft bewirken, sind gezeichnet wie der Kessel und die Heizkörper einer Dampfheizung. — IV. Die Nasenschleimhaut mit ihrer Feuchtigkeitsabsonderung, verglichen mit einem Dampfapparat. — V. Die Drüsen, die den desinfizierenden Schleim absondern gezeigt als Desinfektionsspritze. — VI. Das Riechfeld ist dargestellt als Analysenchemiker bei der Arbeit. — VII. Die Rachenmandeln als Dampfapparat.

Da die Nasenschleimhaut vom Blut durchflossen wird, ist sie feucht-warm und strahlt nicht nur Wärme aus, sondern verdunstet auch sehr viel Feuchtigkeit. Sie gleicht einem feuchten Tuch, das man vor eine Ofentür hängt und das nun wahre Wolken von Dampf entsendet. Stellt man sich bei Winterskälte ins Freie und bläst durch die Nase Luft heraus, so sieht man den Wasserdampf in Form eines feinen grauen Nebels. Je weiter die Atemluft in die Tiefe der Nase vordringt, umso höher steigt der Feuchtigkeitsgehalt der Luft und erreicht schließlich am hinteren Ausgang der Nase das Höchstmaß, den sogenannten Sättigungsgrad. Auch diese Sättigung ist für den Körper wichtig, da eine mit Wasserdampf gesättigte Luft den chemischen Prozessen, die sich in der Tiefe der Lunge abspielen, wesentlich besser zugänglich ist als eine trockene Luft, die auf die Dauer eine Schädigung der zarten Schleimhautwände der Lungentiefe zur Folge haben würde. Die Durchfeuchtung der Atemluft bis zum Sättigungsgrad ist die vierte Leistung der Nase. (Siehe auf dem Bild IV.)

Der Nasenschleim ist durchaus nicht, wie man früher annahm, ein Gemisch von Abfallstoffen — die alten Aerzte und Anatomen glaubten sogar, er wäre der trübe Abfluß des Gehirns — sondern ist bei seiner Ausscheidung aus der Nasenschleimhaut ein klarer Schleim, dem eine hohe biologische Bedeutung zukommt. Er ist, so unappetitlich er dem Alltagsmenschen auch erscheinen mag, in Wahrheit mit geradezu zauberischen Kräften ausgestattet. Der Nasenschleim hat eine ausgesprochene keimtötende Kraft. Er wirkt antiseptisch. Bakterien, die mit der Atemluft in die Nase gelangen, schlagen sich auf dem langen und verschlungenen Weg zwischen den vielen Buchten und Muschelgängen an den Wänden der Nasenhöhle nieder. Sie werden von dem Nasenschleim, der die Schleimhäute bedeckt, festgehalten wie die Fliegen vom Leim einer Fliegentüte und nun durch die antiseptische Kraft des Nasenschleims abgetötet. Kein Karbolwasser wirkt so stark antiseptisch wie der Nasenschleim, und in der Tat findet man die Atemluft am hinteren Ausgang der Nase vollkommen bakterienfrei. Würde ein Mensch ausschließlich durch die Nase atmen, so würde er sich niemals durch Luft eine ansteckende Krankheit, wie etwa Halsentzündung, Diphtherie, Tuberkulose, Grippe etc. zuziehen können. All diese Krankheitskeime treten durch den Mund in den Körper ein. Die Entkeimung der Atemluft ist die fünfte Leistung der menschlichen Nase. (Siehe auf dem Bild V.)

Hat die Atemluft, die durch den oberen Nasengang in den Körper einströmt, die höchste Stelle des Nasengangs erreicht, so streicht sie über jenes Gebiet, in dem die Geruchsnerven enden, das Riechfeld, mit dem wir die Gerüche wahrnehmen. Der Geruchssinn hat für den Menschen, der erhobenen Hauptes sein Riechorgan hoch über dem Erdboden trägt und sich im wesentlichen zu einem Hör-Sehwesen entwickelt hat, an Bedeutung stark verloren. Trotzdem ist das Riechen auch heute noch eine wichtige Sinnesfunktion. Sie unterrichtet uns über die Qualität der Atemluft, sie veranlaßt uns, aus Gebieten, die von ungesunden Dünsten erfüllt sind, zu fliehen und Gegenden mit guter Luft aufzusuchen und schützt uns so vor Schädigungen. Wie wichtig das Geruchsvermögen ist, beweisen jene Fälle, in denen Menschen ihr Geruchsvermögen verloren haben. Menschen ohne Geruch merken beispielsweise nicht, wenn es versengt riecht, und ziehen sich leicht Verbrennungen zu. Ebenso verderben sie sich leicht durch die Einschränkung des „Riechgeschmacks" (Aroma) an verdorbenen Speisen den Magen. Die Vermittlung des Geruchsvermögens ist die sechste Leistung der menschlichen Nase. (Siehe auf dem Bild VI.)

Nachdem die Atemluft das Riechfeld passiert hat, streicht sie an der Rachenmandel vorbei, die in der Hinterwand des Rachens dicht unter dem inneren Nasenausgang eingebaut ist und hier wie ein an die Wand gehängter feuchter Schwamm noch einmal die Atemluft durchdampft (siehe auf dem Bild VII) und falls noch irgend ein Bazillus bis hierher gelangt sein sollte, ihn hier abfängt und vernichtet.

Uebersieht man die Gesamtleistungen der menschlichen Nase, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß sie nicht nur kein unnützes Kümmerorgan, sondern ein sehr wichtiges Schutz- und Vorbereitungsorgan für die Atmung darstellt. Jeder Mensch sollte danach trachten, nach Möglichkeit durch die Nase zu atmen und nicht durch den Mund, um sich der vielfachen Vorteile der Nasenatmung nicht zum Schaden seiner Gesundheit zu berauben.

Der Mörder



Eine Jagdskizze von Hainz Alfred v. Byern.

Durch den lichten Dom des Laubgewindes flirrt flimmernder Sonnenschein und malt zitternde grün-goldene Kringel auf das weiche Waldmoos. Kein Blatt regt sich in der diesigen Schwüle des Augustnachmittags, nur die Hummeln summen träge, und droben, im Wipfel der alten überständigen Samenkiefer ruft der Wildtauber: „Du-du-du! — Oh, nur du-du-du!“ — So weich klingt das und sehnsüchtig.....

Der Sechserbock, der seit 4 Jahren in Jagen 16 seinen Stand hat, liegt wie ein schlafender Hund im raumen Stangenholz, hat den Kopf auf die Keulen gelegt und läßt sich behaglich von der prallen Sonne die rostrote Decke wärmen. Aber plötzlich wirft er auf, sichert..... irgendwo ein leises, leises Knacken, ein Anstreichen und nun schiebt es sich heraus aus der grünblauen Mauer der Dickung: ein eisgrauer Grind mit spielenden Lusern und schwarzem Windfang, hohe, helle enggestellte Spieße, die kaum den Ansatz zu verkümmerten Augsprossen zeigen ein verhältnismäßig kurzer, muskulöser Rumpf mit gedrungenem Träger ..... der Schadhirsch!

Wie der Blitz ist der Sechser auf den Läufen, flüchtet im Bogen durch das Altholz und dann schreckt er in seinem tiefsten Baß: „Böh! — Bö-bö-bö-böh!“ — Der Geweihte windet..... nein, die Luft ist rein, nicht Mensch noch Hund sind um die Wege. Vorsichtig, wie ein schnürender Fuchs, folgt er dem Wechsel, schlägt ärgerlich mit dem rechten Hinterlauf nach einer Bremse, die sich blutdurstig an der Wamme festgesaugt hat und gabelt spielend einen dürren Ast auf. Nun geht es hinab in die kleine Schlänke, dorthin, wo zwischen Binsen und wucherndem Farnkraut ein stiller Tümpel träumt. Weißer Wildflieder neigt seine Dolden über den Wasserspiegel, große, goldgepanzerte Raublibellen surren durch die laue Luft, schlanke, stahlblaue Wasserjungfern schwirren am Rand entlang, bleiben regungslos für eines Herzschlags Dauer stehen und sind im nächsten Augenblick in dem dämmernden Schatten des Faulbaumes verschwunden.

Der Feisthirsch läßt sich Zeit. In der vergangenen Nacht hat er dem großen Haferschlag einen Besuch abgestattet, zum Nachtisch ein paar Hände voll untergesäeten Klee geäst und ist vor Tau und Tage zu Holze gezogen, dorthin, wo keiner ihn vermutet: in einen alten, mit Ginster, Brombeergerank und Wacholder dicht verfilzten Windbruch. Bis ihn dann die zunehmende Wärme hinaustrieb, um Kühlung zu suchen in der Suhle. Dumpf gurgelt das schwarzbraune Brackwasser unter den harten Schalen, ein Rascheln in Rohr und Ried, und nun ein Plantschen und Pantschen..... ah, wie das wohltut!

Eine wirbelnde Wolke tanzender Stechmücken schiebt sich heran, der Hirsch schlägt mit den Läufen, siehlt und suhlt sich..... infames Gesindel, nicht einmal hier hat man Ruhe vor den Plagegeistern! Irgendwo zetert eine Amsel..... im Nu ist der Geweihte hoch, schleicht mit gesenktem Träger durch das Stangenholz, kein Zweig knackt, keine Fährte bleibt zurück auf dem salztrockenen, asphaltharten Boden .... Stille, tiefes, traumhaftes Schweigen, nur die Mücken singen leise, daß es sich anhört, wie das feine Schwirren von Geigen, und der Wildtauber ruft .....

Forstmeister Brandt sichert ärgerlich die Doppelbüchse..... zu dumm, da ist ihm der „Mörder“ doch wieder durch die Lappen gegangen... der „Mörder“, der vor zwei Jahren noch ungerade zehn Enden trug und dann zurücksetzte! Da wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als einmal mit dem Drücken zu versuchen, denn der Hirsch muß unbedingt noch vor der Brunft weg, sonst forkelt er wieder die besten Geweihträger des Reviers zuschanden und vererbt sich obendrein. Aber wo mag er seinen Einstand haben?? Bei der anhaltenden Trockenheit ist an ein Abfährten nicht zu denken und die Spürbahnen meidet der Schadhirsch wie das höllische Feuer. — Der Beamte schiebt den Büchsenriemen höher .... gleichgültig, morgen wird gelappt, denn in acht Tagen ist Aegidi... Höhnisch schrillt das schrille Lachen des Schwarzspechts durch die sommerliche Stille..... — — — — — —

„Also, Roloff, Sie wissen ja Bescheid, ich stehe auf dem Rückwechsel neben der „Förstereiche“, und sagen Sie den Treibern, daß kein Lärm gemacht wird, nur hin und wieder mal husten.....“

Der Vorarbeiter rückt an seiner schmierigen Kappe und schiebt den Priem vom rechten in den linken Mundwinkel:

„Tjäwull, Harr Forstmeester, ward allens besorgt!“ Und im stillen denkt er sich: Dat brukst mi nich irst verklaren, mien Söhn, dienen Vorgängers hew ik al'twee unvörtig Hirsch' vör de Büchs bracht.....“

Lautlos gehen die sechs Männer an, sehnige Kerle mit von Wind und Wetter, Schnee und Sonnenbrand braun gegerbten Gesichtern; hechelnd legt sich „Schlupfer“ der rauhhaarige Dachshund, in den Riemen.

Zwischen zwei überhängenden Schirmfichten hat sich der „Mörder“ eingeschoben. Da hebt er den Träger..... der kesselnde Luftzug trug einen seltsamen Geruch herüber. Süß, brenzlig..... äh... pfui! Aber dann kennt sich der Alte aus. — Diese nach Schweiß, übelstem Tabak, Leder und Loden duftende Witterung gehört unverkennbar zu einem der harmlosen, zweibeinigen Wesen, die große blitzende Zähne auf den Schultern tragen und damit den Wald fressen — pah, da lohnt es sich nicht erst aus dem bequemen Moosbett aufzustehen.

Und drüben, auf dem F.—Gestell, wartet der hochmögende Herr Forstmeister geduldig eine halbe Stunde, eine ganze Stunde lang, bis die Treiber, zerkratzt und zerschunden, mit trockener, brauner Nadelspreu überstäubt, heraustreten.

„Na?!“

„Nichts.....“

Nach diesem Erlebnis ist der Feisthirsch noch heimlicher geworden; die großen, geschlossenen Dickungen meidet er jetzt ebenso, wie das raume Stangenholz, denn —

trau, schau, wem?! Dafür ist er in eine nur zehn Morgen große Feldremise ausgewechselt, durch die ein Graben sickert. Mücken gibt es hier nicht, und auch die seltsamen Geschöpfe, die sich „Menschen" nennen, stören nicht die behagliche Ruhe des alten Einzelgängers. — Nur ein einziges Mal haben sich zwei von ihnen hervorirrt, aber die hatten Besseres zu tun, saßen Hand in Hand an dem Hagebuttenstrauch mit den roten, reifenden Beeren und schnäbelten sich wie ein paar Wildtauben — närrisches Volk!

Die Nächte sind kühler geworden. Auf den Wiesen stehen die blaßlilafarbenen Kerzen der Herbstzeitlosen, silberne Spinnwebfäden taumeln durch die seltsame klare Luft und Familie Adebar, die seit 14 Tagen Flugübungen in größeren Verbänden abgehalten hat, rüstet sich zur Reise nach dem Süden — ganz wie die Herrschaften aus Berlin W, die den Spätherbst in Nizza und Monte Carlo verleben. — Bis dann eines Morgens die Stoppelfelder und Sturzäcker vom ersten Reif übersponnen sind. Nun leidet es den „Mörder" nicht mehr in seinem stillen Refugium! — Unter der harschen Decke spürt er ein sonderbares Prickeln, Muskeln und Sehnen sind von einem wohligen und doch peinigenden Kraftgefühl geschwellt..... Aegidi!

Durch die Stille der Nacht dröhnt vom Forst herüber ein wilder Kampfruf, ein zorniges Orgeln, und nun Schrei um Schrei, fallend, steigend und wieder abebbend wie das Rauschen des Meeres.

D e n Ton kennt der Alte!

Seine Lichter sind blutunterlaufen, phosphoreszieren in dem dämmernden Dunkel, flatternd weht die schwarze, zottige Brunftmähne im Winde. — Am Firmamente flimmern Myriaden von glimmernden, glitzernden Sternen, als schmale, silberne Sichel steht der zunehmende Mond über der ragenden Mauer des Hochholzes. Wie aus Stahlblöcken gefügt ist die Finsternis, aber der Schadhirsch braucht kein Licht, er hat einen sicheren Wegweiser, den Nachtwind, der ihm die aufreizende Witterung eines brunftigen Schmaltieres zuträgt.

In förderndem Trott überquert der „Mörder" das freie Feld, ein eigentümlich herber Geruch steigt auf von moderndem Laub und frisch gepflügter Ackerkrume. Die Dickung ist erreicht. Erinnerungen werden wach an ritterliche Turniere und heiß verdienten Minnesold.....

„O — o — oah!"

Der Alte fährt herum... neben ihm, vor ihm knackt es... keuchendes Flüchten, ein kurzer Trenzer, raschelnde Blätter, knackende Zweige und brechende Aeste.... Weiter stürmt die wilde Jagd durch den achtzigjährigen, raumen Bestand; auf das Hau hinaus. Hier wogen wallende Nebelschleier, wehende, grauweiße Fetzen ballen sich zu phantastischen Gebilden, flattern jäh auseinander und zerfließen in breit hingelagerte Streifen.

Einen Augenblick lang verhofft der Schadhirsch im Schatten der Randbäume, dann hat er seinen Gegner eräugt, einen ungeraden Zwölfer, der seinen Kampfschrei hineinruft in das Schweigen der Nacht, weißlicher Brodem strömt aus dem Geäse, der Träger ist weit vorgestreckt, das Geweih zurückgelegt:

„O — o — oah! — O — o — — — — —"

Weiter kommt der Platzhirsch nicht.... zwei lange nadelspitze Spieße bohren sich hinter sein linkes Blatt, durch die Lungen.... in einem Röcheln erstirbt das wilde Liebeslied, rinnender, roter, lebenswarmer Schweiß färbt die Glöckchen des Heidekrauts dunkler.... und ringsum Stille, tiefes, tiefes Schweigen, nur die Eule greint und jammert, und der Kauz gibt Antwort .....

Revierförster Hickmann hat den gegorkelten Jagdbaren gefunden, mit verglasten, smaragdgrün schillernden Lichtern, von Füchsen angeschnitten und hart hinter dem Blatt zwei runde Löcher wie von Einschüssen.

Der Forstmeister schäumt und tobt, aber davon wird der Zwölfer auch nicht wieder lebendig. Und jeder Beamte, bis zum jüngsten Lehrling, erhält die Erlaubnis — nein, den strikten Befehl: „Der Mörder" wird abgeschossen, wo und wann er sich blicken läßt!"

Zu ärgerlich ist die Geschichte, denn übermorgen will der hohe Herr aus dem Ministerium eintreffen, eine Exzellenz, die mit einem Federstrich gut' oder schlecht' Wetter machen kann im Leben eines Forstmannes!

Mit langen Schritten geht Forstmeister Brandt in dem niedrigen Arbeitszimmer, dessen Wände von Geweihen und Rehkronen starren, auf und ab — auf — und — ab.



Der Förster fand den geforkelten Jagdbaren

Dann bleibt er am Fenster stehen, trommelt mit den Fingerspitzen gegen die Scheiben, dreht sich kurz um, und in dem geröteten Gesicht steht eine senkrechte Falte zwischen den Brauen:

„Also soviel sage ich Ihnen, Herr Hickmann — der Vierzehnender im „Langen Bruch" darf diesem „Mörder" nicht auch noch zum Opfer fallen — w i e Sie das machen, ist I h r e Sache..... Ich danke Ihnen — — guten Morgen!"

* * *

Als die beiden Herren aus der Forstmeisterei treten, dienert der Kauz im Uhlenloch am Giebel der Scheune, knarrend dreht sich die grüngestrichene Lattentür des Vorgartens in den verrosteten Angeln. Drüben, im Stalle, klirrt ein Stück Vieh im Halbschlaf mit der Kette, aus dem Zwinger kommt ein kurzer Hundeklaff. —

Noch webt das Dunkel um Busch und Baum, hüllt alles in schwarze, schweigende Florschleier. Der grelle, weißgelbe Lichtkegel der elektrischen Taschenlampe fällt auf den schmalen Waldweg, wie windende Schlangen ringeln sich knorrige Wurzeln, gleich dürren, gespenstischen Armen recken sich die Aeste.

Die Stimmen der Nacht werden laut, irgendwo im Gezweige regt ein schlaftrunkener Vogel seine Schwingen, hoch droben aus den Lüften klingt der schrille Schrei ziehenden Wasserwildes.

Exzellenz ist schweigsam geworden. Das hier ist doch etwas anderes als der nimmermüde, fiebernde Pulsschlag der Großstadt mit ihrem Hasten und Hetzen, Drängen und Treiben. Ganz andächtig wird einem zumute in dieser feierlichen Ruhe, dieser traumhaften Stille, die durch jedes laute Wort entweiht werden würde. Der alte Herr atmet tief auf..... Tannenrauschen — Tannengrün..... wie lange hat er das schon ent-



behren müssen! In Berlin gibt es nur grüne Tische, tote Zahlen und statt Saufedern — Stahlfedern.

Fallender Tau netzt Gesicht und Hände, drüben, im Bruchholz, lärmen die Krähen, die dort ihre Schlafplätze haben. Die schwarzen Galgenvögel sind Frühaufsteher, aber wenn man sonst das ganze Jahr über nur das Surren und Sausen der elektrischen Bahnen, das brandende Brausen wimmelnder, wie in einem Ameisenhaufen durcheinanderkribbelnder Menschen, ratternde, knatternde Droschken, fauchende Kraftwagen und aus den Tanzdielen Onestep, Shimmy und Foxtrott hört, dann klingt einem auch das Krächzen des gefiederten Raubgesindels gar lieblich in den Ohren.

Im Osten dämmert ein milchiggrauer, opalisierender Schein herauf, schwefelgelbe, violette, spangrüne und zartrosagetönte Streifen säumen den Horizont.

„Bitte, Exzellenz!" Der Forstmeister läßt seinem Vorgesetzten den Vortritt auf dem kaum fußbreiten Birschpfad, der nach dem „Langen Bruch" führt. Fünf Minuten später ist der schon seit Wochen errichtete Schirm erreicht, Wacholderbüsche und Kniekusseln mit freiem Ausschuß nach drei Seiten.

Exzellenz fährt unwillkürlich zusammen... irgendwo in dem dämmernden Grau fliegt ein Ton auf, ein kurzes Knörren, Anstoßen, und nun ein machtvoller Schrei, leidenschaftlich, alle Nerven und Sinne aufwühlend!

Ein kalter Schauer jagt den Rücken hinab, ein Frösteln..... ist es nur die Kühle des beginnenden Morgens, oder meldet sich das Hirschfieber?! Unsinn! Fünfundsechzig Jahre, und dabei aufgeregt wie ein Lehrling, der seinen ersten Schneider auf die Decke legen soll? Einfach lächerlich!

Forstmeister Brandt beugt sich vor:

„So orgelt nur e i n e r... der Vierzehnender!"

Und Sieh.... nun flammt es empor, leuchtende, lichte Strahlengarben, zuckende, sprühende, tanzende Flammen — der junge Tag! Wie ein Vorhang hebt sich die Nebelwand, gibt den Blick frei auf die weite Oedfläche, und jetzt ein Glimmern und Glänzen, Flimmern und Flirren — am Ried und Rain schimmern köstliche Edelsteine, blitzende, blendende Diamanten, überspannt von einem feinen Filigrannetz aus Silberfäden.

Mitten auf dem Bruch, keine sechzig Gänge von dem Schirm entfernt, steht der Platzhirsch, wie aus Erz gegossen, äugt und sichert hinüber nach der Dickung.. Da!! —

Die grünen Kulissen teilen sich — ein schwarzbrauner, zottiger, zu einer Kugel geballter Klumpen stürmt wie der leibhaftige Satan auf den Kapitalen zu .....

„Exzellenz! — Der „Mörder"!



Ein harter, trockener, peitschenhiebartiger Knall zerreißt jach die Stille des Herbstmorgens.... wie ein bäumendes Pferd steigt der Vierzehnender mit den Vorderläufen in die Höhe, kracht auf der Hinterhand zusammen.... und nun ein zweiter Knall.... der Schadhirsch macht einen tiefen Fahrer hart am Boden hin, strauchelt, stürzt, schlegelt mit den Läufen....

„Gott sei Dank!" Brandt atmet auf: „Und Exzellenz, meinen gehorsamsten Glückwunsch — eine Dublette!"

Der alte Herr blickt auf, in seinen von hundert feinen Fältchen zerknitterten Zügen leuchtet es:

„Weidmanns Dank, Herr Forstmeister aber am meisten freue ich mich doch über den anderen — den „Mörder!"

Ein guter Rat.

Herr Egidius Schnaufer fuhr in ein Bad, das jenseits der Landesgrenze lag. Er war wohl ein ziemlich geiziger Mann; aber der Arzt hatte ihm in Anbetracht seiner immer mehr anwachsenden Dickleibigkeit so energisch zu einer Kur geraten, daß er nicht mehr wagte, sie aufzuschieben.

So ging es denn im Schnellzug der Grenze entgegen. Schnaufers vis-à-vis — es war nur dieser einzige Mitreisende im Coupé — bildete ein noch ziemlich junger Mann mit scharfgeprägten charakteristischen Zügen, der durch seine — allerdings etwas aufdringliche — Eleganz und seine Beredsamkeit dem guten, noch wenig in die Welt gekommenen Privatier gewaltig imponierte. Schnaufer erblickte in seinem liebenswürdigen Begleiter den vollendeten Kavalier, dessen leutseliges Wesen sein ganzes Herz erschloß, so daß er dem Fremden sogar das Geheimnis anvertraute, welches schwer auf sein Gewissen drückte.

„Wissen Sie," sagte er halblaut, als man sich schon der Grenze näherte, „mein Arzt hat mir strengstens jede Zigarre verboten; aber ich rauche leidenschaftlich — meine einzige Leidenschaft übrigens, die mich Geld kostet — und da hab' ich denn zwei Kistchen feinste Havannas bei mir ..... Wenn ich nur wüßte, wohin damit ..... der hohe Zoll ..... Sie verstehen schon ....."

Der andere sann eine Weile nach. Dann lächelte er fein.

„Aber nichts einfacher als das!" warf er hin. „Sie legen die Zigarren unter die Bank — niemand sucht sie dort! ...."

„Ah!" rief Schnaufer erleichtert, verblüfft von dem simplen Rat und doch begeistert von der so genialen Idee, „wunderbar .... wunderbar ...."

Er holte eilig die Kistchen aus dem Koffer — der liebenswürdige Ratgeber schob sie selbst dem etwas echauffierten dicken Herrn unter den Beinen durch ..... tausendfacher Dank .... die Lokomotive pfiff .... die Grenzstation war erreicht.

„Nichts zu verzollen?" Der Beamte, der auf das Trittbrett gestiegen, mustert das Coupé und die Insassen.

„Nein, nein!" beeilt sich Schnaufer zu sagen, „gar nichts!"

Noch ein scharfer Blick; dann wendet sich der Fragende an den Fremden: „Und Sie?"

„O," antwortet dieser, „ich habe wohl zwei Kistchen Havannas bei mir .... aber ich steige da aus — ich fahre nicht über die Grenze!"



Mit einem gewandten Griff nimmt er die Zigarren herauf, grüßt liebenswürdig und lächelnd sein vis-à-vis, hüpft elegant vom Wagen und — verschwindet.

... Schnaufer saß starr, sprachlos, wütend. ... Sich so das kostbare Eigentum direkt vor der Nase wegstehlen lassen zu müssen und nicht einmal reden zu dürfen! ...

„O, ich Esel!"

Watte im Ohr.

Von Dr. Thraenhart in Freiburg i. Br.

Wer ein gesundes Gehörorgan hat, soll nicht bei jeder geringsten Gelegenheit, ohne zwingenden Grund, Watte ins Ohr stecken; dadurch wird dies wichtige Organ verwöhnt und verweichlicht, es tritt Blutüberfüllung und vermehrte Ohrenschmalzbildung ein. Diese Nachteile werden noch gesteigert, wenn die Watte getränkt ist mit Kölnischem Wasser, Chloroformöl oder Hoffmannschen Tropfen.

Man soll Watte nie weit nach hinten ins Ohr stopfen oder fest eindrücken. Lockere Watte vorn schützt genügend, hält alle Fährlichkeiten ab, ist leicht wieder zu entfernen und behindert nur wenig das Hören.

Gesunden Ohren mit einem gesunden Trommelfell tut Kälte keinen Schaden; deshalb ist das Tragen von Watte bei kalter Witterung ganz überflüssig. Kleine Kinder sind allerdings empfindlicher, so daß es bei starker Kälte gut ist, ihre Ohren leicht zu bedecken, was man praktisch in der Weise tut, daß man die Haare der Kleinen im Winter nicht kurz schneiden läßt, wodurch auch die Ohrmuscheln geschützt werden.

Wenn bei Regen oder Schnee etwas Wasser ins Ohr kommt oder bei trockenem Winde bazillenreicher Staub, dann entsteht bei empfindlichen Personen wohl Ohrenentzündung. In solchen Fällen ist allerdings zu empfehlen, Watte im Ohr zu tragen oder Mull, weil dieser nicht fasert. Um dabei jede Feuchtigkeit vom Ohre fernzuhalten, kann man den Wattepfropf mit Salbe (Oel) einfetten. Dasselbe mögen Ohrenleidende beim Baden tun.

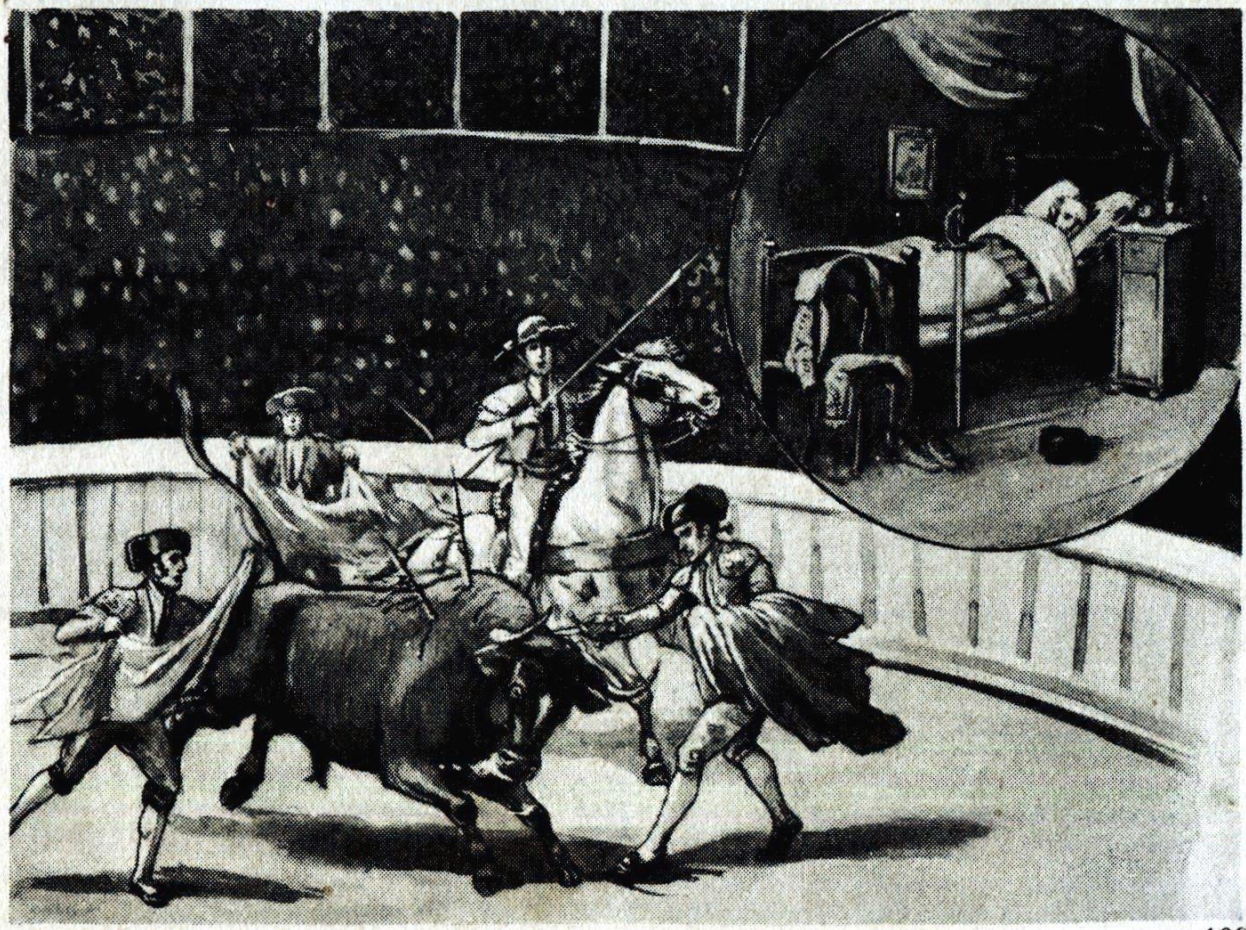
Muß man Watte im Ohr tragen, so soll man sie täglich erneuern, damit sie nicht mit dem aufgenommenen Ohrenschmalz und den Hautabsonderungen in Fäulnis übergeht und dadurch zu einem gefährlichen Aufenthaltsort für Bakterien oder sogar Insekten wird.

Nimmt man die Watte aus dem Ohr, tue man dies vollständig und restlos; denn in den Fasern zurückgebliebener Watte sammeln sich leicht Ohrenschmalz und Hautreste an und diese „Pfröpfe" veranlassen Jucken, Ohrensausen und Schwerhörigkeit, können sogar durch Druck gegen das Trommelfell Uebelkeit und Schwindel verursachen. Haben sich solche Pfröpfe gebildet, dann entfernt man sie am leichtesten nach Aufweichen mit warmem Glyzerin.

In Gegenwart von kleinen Kindern möge man sich niemals Watte ins Ohr stecken, denn diese haben die Gewohnheit, alles nachzuahmen, und können sich dann durch Einstopfen von Papierstückchen, Knöpfen, Bohnen schwere Schädigungen zuziehen.

Aus aller Welt.

Senor Roderigo ist ein glänzender und mutiger Stierkämpfer und wenn er in der Arena steht, ist er die Ruhe selbst. Bloß vor dem Stierkampf kann er drei bis vier Nächte vor Aufregung kein Auge zutun und nicht schlafen. Da hat ihm ein guter Freund und Kollege die Pfarrer Heumanns Tabletten gegen Schlaflosigkeit empfohlen und seitdem schläft er wie ein Murmeltier, selbst wenn es gegen den tollsten Stier geht.



Die Haberer.

Eine Hochlandsgeschichte von Lorenz Strobel, Oberbergkirchen.
Illustrationen von Reinhold Bach, Nürnberg

Ein blutsauberes Dirndl war die Wirtsloni von Altenhaus und in ihre tiefschwarzen Herzkirschenaugen hat sich so mancher rieglsame Bauernbursch verschaut. Die Loni hingegen hat alle Freier lachend abgewiesen und nur einer — der Multerer Sepp — der reichste Bursch vom Dorf, ist ihr nimmer von der Schürzen gegangen und hat geglaubt, er müßt mit seinem Geldsack doch den Stolz der Dirn noch zwingen.

Da ist von ungefähr ein neuer Kommandant auf die Gendarmeriestation von Altenhaus versetzt worden, ein resches, schneidiges Mannsbild, das bei den Ulanen in Ansbach seine Militärdienstzeit abgedient gehabt hat. Herrschaftseiten, wann der seinen Schnurrbart aufgezwirbelt und in der schönen, grünen Sonntagsmontur durch die Dorfgassen marschiert ist, da haben die Madl ihr Strickzeugl in den Schoß gelegt, verstohlns die Fenstervürhangl beiseite geschoben, nach dem neuen Herrn Kommandanten spekuliert und die Loni — die Loni war die erste, die Feuer gefangen.

Der alte Wirt hats gar net gern gsehn, daß seine Tochter mit einem Gendarm anbandlt, der hint und vorn nixen hat als sein bißerl Gehalt — und erst der Multerer Sepp. Halb aus dem Häusl ist er kommen vor lauters Gift und Wut, wann er die Loni mit dem Herrn Kommandanten auf dem Ofenbankl oder im Hausgartl draußen vertraulich hat schwatzen sehn und so manches Drohbrieferl ist dem neuen Gendarm ins Haus geflogen.

Der aber hat sich wegen der anonymen Schreiberei wenig kümmert und nur schärfer Augen und Ohren gespitzt, wenn ihn seine Dienstgänge bei der Nacht über die Häng und Schluchten, durch die krummen Föhren- und Latschenwälder der Brecherspitze geführt.

Und weil der Multrer Sepp eingesehen, daß er mit seinen Brieferln beim Herrn Kommandanten wenig ausrichten kann, ist er zum Zachesen Bauern auf den Schneidkobel gangen zu dem alten Haberermeister und hat ihn bitt und bettelt, Geld und gute Wort versprochen, daß er dem Kommandanten Haberfeldtreiben laßt, denn das sei wider Art und Herkommen, daß so ein notiger Gendarm das schönste Madl vom ganzen Gäu den Burschen vor der Nasen ausspannen tät.



Der Haberermeister rupft seinen grauen Bart, klopft das Pfeiferl am offnen Herdfeuer aus, rieglt vürsorglich die Stubentür zu und überlegt so hin und her. Das Habern ist ein gfährlich Spiel. Die Herrn am Gricht sind sakrisch scharf und fünf Jahrl Zuchthaus ist eine Höllenstraf für einen freien Bauern von den Bergen.

Der Zachesen Bauer schüttelt den Kopf: „Na Sepp, dös is a bißerl zu viel verlangt. Zwegn deiner Liabschaft konn i die Manner net rufn zum treibn und wann i auch die Weisung gab, es tat ja doch die Hälft grod kömma. Muaßt scho selm dein Handl mit dem Gendarm ausrichten."

Der Multerer Sepp hat mit der ersten Absag wohl gerechnet, dafür aber noch ganz andere Gründ zum trumpfen.

„Habts nachat scho vogessn Bauer, wie der Grünfrack mittn bei der Nach
bucher Bauern aus dem Bett rausgholt, verarretiert, von Weib und Kind
Gricht gliefert hat und dös alls bloß zwegn einem einzgen Gamsbock, den
Lebensgfahr von der Seilwänd runtergholt."

„Wohl woaß i", der Haberermeister marschiert mit hartem Schritt die Stuben auf und ab. „Gsetz is Gsetz und da konn aa der Gendarm net drüber naus."

„Wos Gsetz! Wer Gsetz! Der Herrgott hat für alle Leut das Freiwild gschaffn, net grod für die Herrnleut und Jager."

„Wohr is." Der Zachesenbauer stiert mit dem Feuerhaken in der wabernden Herdglut.

„Und die armen Holzweiber schreibt er auf, wo ers nur erwischn kann, wanns eine dürre Feichtn absagln, daß im Winter net erfriern und auch a warme Kammer habn. Das ganze Dörferl ist derzürnt und wart bloß drauf, bis du die Manner rufst zum Treibn."

„Dös is viel leichter gredt als 'tan. Im vedern Jahr ist das Miesbecker Treibn von de Gendarm gesprengt wordn und zehn Jahrl Zuchthaus habns dem Haberermeister auffibrennt. Zehn Jahr Zuchthaus, ohne Licht und Sunn und Luft, da geht der stärkste Eichbaam z'Grund."

Der Multerer laßt net luck.

„Und im Wirtshaus spekuliert er umeinand. Schickt enk Bauern um Zwölfe nach der Sperrstund hoam wie kloane Schulbuam. Und hättest du im letzten Winter den Hirschen, der sich beim Nebl in deiner Hofstatt verrennt hat, net so schnell auf die Seiten gräumt, nachat wars dir aa schlecht gangen. Solln wir uns dös alls gfalln laßn. — An Aufpassa in unserm Dörferl! — Na, dös gibts net. — Die ganze Gmoa wart auf di, Moasta. — Ein jeder tut dir Gfolgschaft leistn. Ruaf deine Manner. — Alle san do. — Freibauern san ma, koane Herrnknecht, die man schuft und schindt wie a Ackerroß. — Hörst Zachesn? — Allas wart auf di!"

Hell lodern die brennenden Scheiter vom Herdfeuer auf, umfließen mit roter Glut den trutzigen Bergbauernsohn, der mit geballten Fäusten vor dem Meister steht.

Eine Zeitlang blattlt der Bauer in dem zerlesenen Josefikalender, hält dann dem Multerer Seppen die beiden Händ zum Einschlagen hin: „Wann alle die Schneid, Wut und Kuraschi ham wie du Sepp, nachat konn das Treibn net fehl geh. Guat, alsdann am Michelitag schick mas o! Die nähere Weisung wirst scho no kriegn."

* * *

„Was nur der Kohlnbrenner Anderl hat", sinniert der Herr Kommandant auf seinem Dienstgang vor sich hin. Die Meiler am Hochriß droben stehn schon seit zwei Wochen kalt und der Brenner gschaftlt rum von Hof zu Hof, von Einöd zu Einöd. In der vorigen Wochen ist er ihm in Vorderriß, gestern im Hinterwörth, heut auf dem Gangsteig zum Oedbauern am Wallgraben nauf begegnet. Und wie er von weitem das grüne Tuch und den Karabiner hat blitzen sehn, ist er seitwärts in die Latschenboschen gerannt und hat sich drin versteckt.

Der Bürgermeister von Reischbach hat sich auch verleugnen lassen und die Bäuerin in seinem Dienstbüchl unterschrieben. Und grad mit dem Reischbacher war noch das beste Auskommen.

„Ah wos! Saudumme Sinniererei!" Der Herr Kommandant wirft den Karabiner auf die rechte Achsel und geht dem Wirtshaus zu, auf daß ihm die Loni die Grillen vertreibe.

Rauchschwarz ist die Wirtsstuben und voller Mannerleut, die leise dischputiern, die Köpf zusammenstecken, auf daß kein Sterbenswörtl sich an ein fremdes Ohr verirre. Auf dünnem Drahte schwankt in leisem Luftzug die Petroleumlampe hin und her. Unterm Herrentisch schnarcht der strupphaarige Wolfshund vom Schäfer und ein paar Spätfliegen summsen um den warmen Ofen. „Und die Hauptsach is", schwatzt halblaut der Zachesen Bauer den Tisch hinunter," daß das Vieh in die Ställ gut versorgt wird, daß es bei dem Spektakln net von de Ketten kimmt. Leicht wär da ein Unglück fertig. Und die Manner von Reischbach, Brucknhäusl, Söllnstetten und Vorderriß habn zugsagt auf Schwur und Treu. Der Anderl hats gladn für den Michelitag. „Blut und Recht" ist der Anruf. Um Elfi bei der Nacht ist das Zsammakömma am Wallgrabn drobn beim ..." Da tritt der Kommandant in die Stuben und mit einem Schlag verstummt das Gred der Bauern. Die einen drucken sich zur Tür hinaus, die andern lassen sich von der Wirtin die Spielkarten bringen und ganz alleinigs sitzt der Herr Kommandant im Ofenwinkerl und verzehrt sein Abendbrot.

Zeitig brechen heut die Bauern auf und nachdem der Herr Kommandant seinen Abschied genommen, tappen draußen im finsteren Gang zwei weiche Patscherln nach seiner Hand. — Die Loni ists. — „Laß dirs gsagt sei. Am Michelitag tuns dir treibn. Sei auf der Paß! Der Multerer Sepp ..."



„Is dös leicht ein Benimm für eine Wirtstochter? Im finstern Flötz draußt mit Mannsbildern zu scharmunziern?" Der Wirt schreits aus der Kuchltür und reißt die Loni am Arm wieder in die Stuben zurück.

Der Herr Kommandant stapft durch die verlassenen Dorfgassen heimzu. Der Mond lacht gnetta übern Wendlstein und schüttelt seinen Kopf, weil er net begreifen kann, daß der Herr Kommandant, der doch sonst so ein gesetzter Mann, einen hellen Juchschrei in die Berge schickt, daß die blauen Sternerl sich ganz erschrocken ihre verschlafnen Aeugerl reiben.

* * *

Bis spät Abends hockt der Herr Kommandant am Michelitag beim Wirt in Altenhaus. Und die Loni ist blaß bis in die Lippen hinein vor Kummer und Sorg über die kommende Nacht.

Verstohlens laßt der Wirt seine verschlagenen Aeugerl spazieren gehn und sucht und forscht im Gesicht vom Kommandanten.

„Gott sei Dank, er spannt no nixen. No der wird net wenig schaun. Dös wird a Gaudi gebn. Na laßt er gwiß aa mei Loni in Ruah!"

Nach dem Betläuten zahlt der Kommandant seine Zech, gähnt tief ein paarmal in die Fäust und grüßt zum Wirt hinüber: „Oh mei der Schlaf. Wie gfreu i mi aufs Bett. Guat Nacht beinand!"

Der Wirt lacht hinterkünftig in seinen Bart, wünscht gsegnete Ruh und sperrt sogleich hinterm Gast die Haustür zu.

„Halt Spatz, was soll dös sein?"

Um das Kirchengangerl huschen zwei, drei Schatten, machen sich ein Zeitl am Portal der Kirchen zu schaffen und buckeln wieder fort.

Pfa

„In wel
Verwendun
mann's
angezeigt?"

„Wo sind
mann'schen
lich?"

Derartige
uns täglich

Dies gibt
den verehrli
des zur Ken

„Alles
besondere

r Kommandant druckt sich an den Gartenzaun und schleicht leise nach. Mit
d Harz ist das Schlüsselloch der Kirchentür verstopft, auf daß der Meßner Anderl
dr der alte Pfarrherr nicht in Versuchung käm, etwa Sturm zu läuten unterm
ldtreiben, um Hilfe von auswärts herbeizurufen. Das Sperrschloß vom Schul-
mit Hufnägl und Holzspitter verkeilt. Die Herrn Lehrer sind allweil mit dem
kommandanten in Gesellschaft beisammen und leicht könnten sie sonst auf irgend
ise Alarm schlagen. Die Fensterläden der Bauernhäuser sind alle fest verschlossen
ein einziger Lichtschimmer fallt durch die Fugen und Ritzen auf die Straßen.
sgestorben liegt das Dörferl.

Kommandant weiß jetzt genug. Wie eine Wildkatz duckt er sich im Häuser-
auf der Straße zurück, reibt seinen Weg dem Hof vom alten Multerer zu.
Leut sind längst im Bett. Kein Lichtl brennt in der Stuben. Nur im Roß-
gt ein übermütiger Hengst an die Holzplanken von seinem Stand und im Kuh-
en stad die Ketten vom Vieh.
Hofhund hat sich ob der gachen Herbstkälten zu tiefst in seiner Hütten verkrochen.
rm Haus, dem Stadel zu, steht noch ein Fenster auf — dem Seppen seine

einem Schwung setzt der Gendarm auf das Fenstergesims und taucht im finstern Stüberl unter, schnallt den Säbel ab, hockt sich auf die Bettstattkanten und legt den Karabiner vor sich hin.

* * *

Jeder
dies

Zehn Uhr tackt die alte Kirchturmuhr von Altenhaus. Das ganze Dörferl liegt mäuserlstad im Mondenschein, von den alten, grauen Bergriesen getreulich bewacht.

Um so lebhafter geht es in der Schlucht vom Wallgraben zu. Von allen Seiten,
chluchten, Gangsteigen und Felspfaden, von den Bergen runter und vom Tale herauf
mmen schwarzvermummte Gestalten in das Föhrenhölzl. Aus den Verstecken im
adel und der Waldstreu sind die Kugelstutzen, Zwilling, alte Vorder- und Hinter-
der geholt worden. Weh dem, der es versuchen wollte in den Kreis der versammelten
eiber zu dringen. Die Posten an den Hängen haben scharfe Augen und Ohren und
h sichere Händ zum Zielen und Treffen. Wer kein Schießeisen aufzutreiben ver-
chte, hat sich mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet. Andere wieder haben alte



dermann
erhält den
Eindruck,
daß es sich
m ein nütz-
liches Buch
handelt,
welches man
immer wie-
der gern zu
Rate zieht.
Es ist in je-
der Familie
unent-
behrlich.

Zeitig brechen heut die Bauern auf und nachdem der Herr Kommandant Abschied genommen, tappen draußen im finsteren Gang zwei weiche Patschen seiner Hand. — Die Loni ists. — „Laß dirs gsagt sei. Am Michelitag tuns di Sei auf der Paß! Der Multerer Sepp ..."



„Is dös leicht ein Benimm für eine Wirtstochter? Im finstern Flötz draußt Mannsbildern zu scharmunziern?" Der Wirt schreits aus der Kuchltür und reißt Loni am Arm wieder in die Stuben zurück.

Der Herr Kommandant stapft durch die verlassenen Dorfgassen heimzu. Der Mon lacht gnetta übern Wendlstein und schüttelt seinen Kopf, weil er net begreifen ka daß der Herr Kommandant, der doch sonst so ein gesetzter Mann, einen hellen Ju schrei in die Berge schickt, daß die blauen Sternerl sich ganz erschrocken ihre verschlafn Aeugerl reiben.

* * *

Bis spät Abends hockt der Herr Kommandant am Michelitag beim Wirt in Altenhaus. Und die Loni ist blaß bis in die Lippen hinein vor Kummer und Sorg über die kommende Nacht.

Verstohlens laßt der Wirt seine verschlagenen Aeugerl spazieren gehn und sucht und forscht im Gesicht vom Kommandanten.

„Gott sei Dank, er spannt no nixen. No der wird net wenig schaun. Dös wird Gaudi gebn. Na laßt er gwiß aa mei Loni in Ruah!"

Nach dem Betläuten zahlt der Kommandant seine Zech, gähnt tief ein paarmal in die Fäust und grüßt zum Wirt hinüber: „Oh mei der Schlaf. Wie gfreu i mi aufs Bett. Guat Nacht beinand!"

Der Wirt lacht hinterkünftig in seinen Bart, wünscht gsegnete Ruh und sperrt sogleich hinterm Gast die Haustür zu.

„Halt Spatz, was soll dös sein?"

Um das Kirchengangerl huschen zwei, drei Schatten, machen sich ein Zeitl am Portal der Kirchen zu schaffen und buckeln wieder fort.

Der Kommandant druckt sich an den Gartenzaun und schleicht leise nach. Mit Pech und Harz ist das Schlüsselloch der Kirchentür verstopft, auf daß der Meßner Anderl oder gar der alte Pfarrherr nicht in Versuchung käm, etwa Sturm zu läuten unterm Haberfeldtreiben, um Hilfe von auswärts herbeizurufen. Das Sperrschloß vom Schulhaus ist mit Hufnägl und Holzspitter verkeilt. Die Herrn Lehrer sind allweil mit dem Herrn Kommandanten in Gesellschaft beisammen und leicht könnten sie sonst auf irgend eine Weise Alarm schlagen. Die Fensterläden der Bauernhäuser sind alle fest verschlossen und net ein einziger Lichtschimmer fallt durch die Fugen und Ritzen auf die Straßen. Ganz ausgestorben liegt das Dörferl.

Der Kommandant weiß jetzt genug. Wie eine Wildkatz duckt er sich im Häuserschatten auf der Straße zurück, reibt seinen Weg dem Hof vom alten Multerer zu.

Die Leut sind längst im Bett. Kein Lichtl brennt in der Stuben. Nur im Roßstall schlagt ein übermütiger Hengst an die Holzplanken von seinem Stand und im Kuhstall klirren stad die Ketten vom Vieh.

Der Hofhund hat sich ob der gachen Herbstkälten zu tiefst in seiner Hütten verkrochen. Nur hinterm Haus, dem Stadel zu, steht noch ein Fenster auf — dem Seppen seine Kammer.

Mit einem Schwung setzt der Gendarm auf das Fenstergesims und taucht im finstern Stüberl unter, schnallt den Säbel ab, hockt sich auf die Bettstattkanten und legt den Karabiner vor sich hin.

* * *

Zehn Uhr tackt die alte Kirchturmuhr von Altenhaus. Das ganze Dörferl liegt mäuserlstad im Mondenschein, von den alten, grauen Bergriesen getreulich bewacht.

Um so lebhafter geht es in der Schlucht vom Wallgraben zu. Von allen Seiten, Schluchten, Gangsteigen und Felspfaden, von den Bergen runter und vom Tale herauf kommen schwarzvermummte Gestalten in das Föhrenhölzl. Aus den Verstecken im Stadel und der Waldstreu sind die Kugelstutzen, Zwilling, alte Vorder- und Hinterlader geholt worden. Weh dem, der es versuchen wollte in den Kreis der versammelten Treiber zu dringen. Die Posten an den Hängen haben scharfe Augen und Ohren und noch sichere Händ zum Zielen und Treffen. Wer kein Schießeisen aufzutreiben vermochte, hat sich mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet. Andere wieder haben alte



Hafendeckel und andere Lärminstrumente unter ihren rauhhaarigen Kotzen (Mänteln) verborgen: Kuhglocken, Ratschen und Klappern, auf daß von dem Spektakeln der Angeklagte gewiß aus dem Schlaf gerissen würde.

In zerlumpten Kitteln und Wämsern stecken die Männer und Flachsbärte und Larven verdecken die rußgeschwärzten Gesichter. Die Joppen sind nach innen gekehrt. Manche haben zerfetzte Weiberspenzer und Mieder über oder bunte Tuchlappen um den Kopf gebunden. Ganz grauslich, nicht zum Kennen sehen alle aus und einer nach dem andern meldet sich bei dem Alten, der mit der Spielhahnfeder auf dem Spitzhut unter dem Eichbaum lehnt. Das muß der Zachesen Bauer sein.

„Seids alle do", fragt halblaut der Haberermeister die versammelten Rotten.

„San alle do", kommt es in dumpfem Chore zurück.

„Alsdann schick mas o."

Geheimnisvoll rauscht der Hochwald. Ueber Stock und Stein, Fels und Riff stürzt der Wildbach. Fast lautlos marschiert der Trupp von zweihundert Männern ins Tal hinab, vorsichtig die mondbeschienene Straße meidend, über Hänge und Steige, Matten und Wiesen. Späher eilen mit Büchsen voraus, schließen scharf bewaffnet den Zug.

Kurz vor dem Dorfe wird Halt gemacht. Der Haufen geteilt. Ein weiter Postenring zieht sich um das nachtschlafende Altenhaus, jeden Unberufenen fern zu halten. Nochmals werden die Schießeisen und Flinten geprüft. Reservepatronen in die Außentaschen der Joppen geschoben. Instruktionen an die Jüngeren erteilt und ein jeder an den Treuschwur des Schweigens erinnert. Sodann zieht der Haufen schweigend in die Straße ein und sammelt sich vor dem Haus des Kommandanten.

Eine Windmühle wird aus der Scheune des Multerer Bauern noch herbeigeschleppt und soll mit ihrem Scheppern, Rattern und Schlattern das Lärmen verstärken. Schweigend ziehn die Männer einen engen, dichten Kreis um das ganze Haus, auf daß der Angeklagte nicht durch Flucht sich dem Volksgericht entzieht. Da gellt ein Schuß, vom Haberermeister abgefeuert durch die Nacht und sogleich setzt ein Krachen, Schlagen, Läuten, Pfeifen und Lärmen ein, als hätte die Höll all ihre Teufel mit einem Male losgelassen. Die Hofhunde kaufen, zerren und reißen an den Ketten. In den Ställen brüllt das Kuhvieh und schlagen die Pferde. Erschrocken fahren die Eulen aus den schwarzen Turmlöchern und fliegen mit „Schuhuhu" dem nahen Walde zu.

Die Außenposten schreien durch das Spektakeln die Parole: „Blut und Recht" einander zu, um sich zu vergewissern, ob der Ring geschlossen, das Dorf noch abgeriegelt, nicht damit ein Fremder das Treiben verraten könnte.

Ein greller Pfiff. Mit einem Schlag verstummt der Lärm und von einem erhöhten Standpunkt aus, liest der Haberermeister mit verstellter Stimme die Verfehlungen des Angeklagten vor. Eine jede Sünde steckt in einem derben Versgewand und nach jedem Gsetzerl frägt der Meister seinen Haufen:

„Manna is wohr?"

„Ja, alls is wohr", hallt es zurück.

„Bluat und Recht", brüllen die Treiberposten an den Dorfausgängen.

„Alsdann treibts zua", befiehlt der Meister.

Und wieder knallen die Kugelstutzen in die Luft, scheppern die Hafendeckel aufeinander, schlattert und knattert die Windmühle am Platz. Stundenweit dringt das Lärmen und vielhundertfach werfen die Bergwände das Echo zurück. Die Nachbardörfer sind verständigt, die meisten Mannerleut sind als Treiber selbst dabei.

Die Leute in den Nachbarhäusern stecken ihre Nasen zu tiefst in die Federbetten, da sie aus Erfahrung wissen, daß schon mancher Vorwitzige seine Neugier mit dem Tode büßen mußte.

Das Sündenregister ist zu Ende gelesen.

„Und den Erzbischof tuan wir schö grüaßn.

Er soll uns wegn dem Treibn net von der Kirchn ausschlieaßn."

Ein vivat hoch folgt auf den König noch.

Aber der Multerer Sepp kann sich damit noch lange nicht zufrieden geben. „Raus muaß er — raus", hetzt er die Männer auf, die mit ihm brüllen und toben.

„Raus muaß er, raus — raus."

Da hilft kein Abwehren und Beschwichtigen des Meisters. Die Jungen sind in der Oberhand.

Fensterscheibenklirren. Steinwürfe poltern an die geschlossenen Läden. Zerschossene Dachplatten krachen auf die Straße. Doch totenstill und ruhig bleibt es im Haus.



„Und wann er net gutwillig mag, so wird er gholt der Feigling."

„Raus muaß er — raus", brüllen die Haufen.

Mit Aexten und Beilen werden Türen und Fensterläden eingeschlagen, vom wilden Bauernhaufen das Haus gestürmt, Tische Stühle und Bänke zertrümmert in blinder Wut, die Betten aufgeschnitten, daß die Federn stäuben.

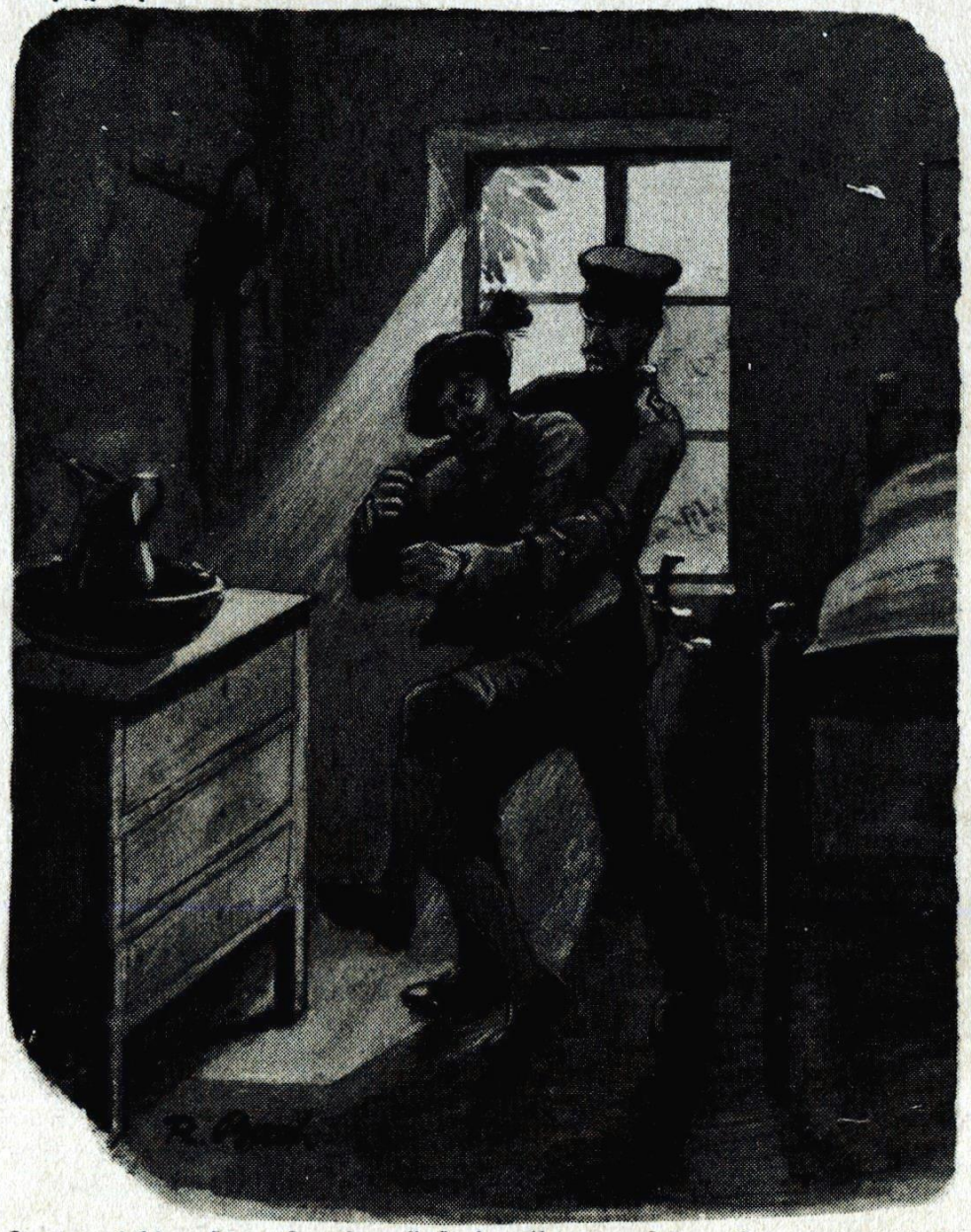
Doch all das Suchen und Toben war umsonst. Leer das Nest. Der Vogel ausgeflogen.

War da Verrat im Spiel? Und der Wirt hat doch eigens noch die Botschaft geschickt, daß der Kommandant frühzeitig nach Hause gegangen wär.

Der Haberermeister mahnt zum Rückzug.

Schweigend, mißmutig gestimmt, zieht der Trupp durch den Wallgraben zur Berghöhe hinauf. Die Dorfposten werden eingezogen und nur einige Späher decken mit gespannten Flintenhähnen die Nachhut.

Die Bärte und Masken verschwinden und als harmlose Wanderer ziehen die Treiber nach Hause.



Der Multerer Sepp flucht grimmig vor sich hin. Alle Müh war nun vergebens. Leise schleicht er durch den Hof, auf daß seine alten Eltern nicht erwachen. Behende wie ein Luchs schwingt er sich in die Kammer, will ein Streichholz aus der Tasche langen und schon haben ihn zwei kräftige Arme umklammert und zwingen seine Hände in Fesseln. Da hilft kein Knirschen, Bäumen, Wehren. „So Sepp, jetzt wolln wir weiter treibn. I glaub es kunnt diesmal fast bessa gehn", lacht der Kommandant und schiebt den Haberer zur Tür hinaus.

Noch in derselben Nacht wurde der Multerer Sepp in das Landgerichtsgefängnis eingeliefert, allwo er seine Kameraden bald hernach verraten, er — der den andern Feigling geheißen.

Der Herr Kommandant hat auf Gemeindekosten eine nagelneue Einrichtung bekommen, von den Behörden eine Auszeichnung, eine Versetzung in die Stadt und es war noch kaum ein ganzes Jahr vergangen, da hat er die Wirtsloni zu sich als treues Weib geholt.

In drei Wochen „Doktor".

Von G. Fritz, Nürnberg

Illustrationen von Frl. A. M. Brochier, Nürnberg.



„Pst, ruhig sein, ich glaub's Annerl is eingeschlafen". „No Mutter, das wär ein Segen, wär ihm zu gönnen, dem armen Hascherl. Fast drei Tag hat's jetzt nicht geschlafen. Ich geh' gleich nüber in die Werkstatt, der G'sell soll nicht so draufhauen." Und schon ist der Müllervater auf den Zehenspitzen zur Tür rausgeschlichen und er und der G'sell und der Lehrling hat keiner mehr einen Hammerschlag getan beim Schustern, sie haben halt inzwischen Näharbeiten gemacht und Absätze poliert. Der Frau Müller sind selber die Augen zugefallen und am hellichten Tag ist auch sie mit eingeschlafen, am Stuhl neben dem Kinderbett. Sie hat ja drei Tag so wenig ein Aug zugemacht wie das Annerl.

In der vorigen Woche ist das Mädel noch so lustig rumgesprungen, hat beim Spielen die anderen kommandiert und die fertig gesohlten Sachen mit dem Lehrling ausgetragen.



Wo sie hingekommen ist, haben sich die Leute gefreut, die ganze Straße hat ja das An so gern gehabt, weil sie so nett und lustig war.

Da ist auf einmal die Geschichte mit dem Ohr losgegangen. Die ersten paar T sind die Schmerzen immer wieder vergangen. Kamillenumschläge haben ihr ganz getan, aber dann hat sie fast ununterbrochen gejammert und geweint. Tag und s durch hat es ihr weh getan.

Wie gestern die Stiefel vom Herrn Apotheker fertig waren, hat sie ihm der selber nübergetragen und hat dabei gefragt, ob er nicht was hergeben könnte, daß die Sch zen aufhören, ob man nicht vielleicht eine Aspirintablette geben dürfte. Der Herr Apoth hat aber gemeint, sie sollen unbedingt den Doktor holen. Mit so starken Ohrenschmer wäre nicht zu spassen und besonders nicht bei Kindern. Ja das ist freilich leicht ges wenn man nicht so schon kaum wüßte, wie drauskommen und dann auch noch eine Do rechnung.

Da ist die Müllerin schon wieder aufgeschreckt aus ihrer kurzen Ruhe. Das hat schon wieder angefangen zu weinen und die zwei kleinen Hände auf das böse drückt. Jetzt ist die Mutter aber wild geworden und ist nüber in die Werkstatt. „So jetzt gehst aber und holst den Herrn Doktor und auf der Stell holst ihn, das kan nimmer mit anseh'n. Der Herr Doktor läßt schon mit sich reden und neulich bei de hat er auch ganz wenig gerechnet, er weiß auch, daß wir's nicht haben".

So ist halt der Müllervater in seinen Hausschlappen losgesaust und hat Doktor gerade in der Haustüre noch erwischt, wie er nach der Sprechstunde machen wollte.

Wenn halt der Doktor nur bei der Tür hereinkommt, so geht es schon besser. So war es auch hier, das Annerl hat zu Weinen aufgehört und hat untersuchen lassen, während sie sonst schon geschrieen hat, wenn nur ein hingekommen ist.

„Ja Herr Müller, da haben Sie mich reichlich spät geholt, ich muß Ih soweit ich jetzt beurteilen kann, ist das eine schlimme Geschichte. Es muß so eine genaue Untersuchung ausgeführt werden, was ich natürlich hier n nicht ausgeschlossen, daß ein kleiner Eingriff gemacht werden muß. A Sie das Annerl jetzt gleich ins Krankenhaus, ich rufe dann die Herrn an."

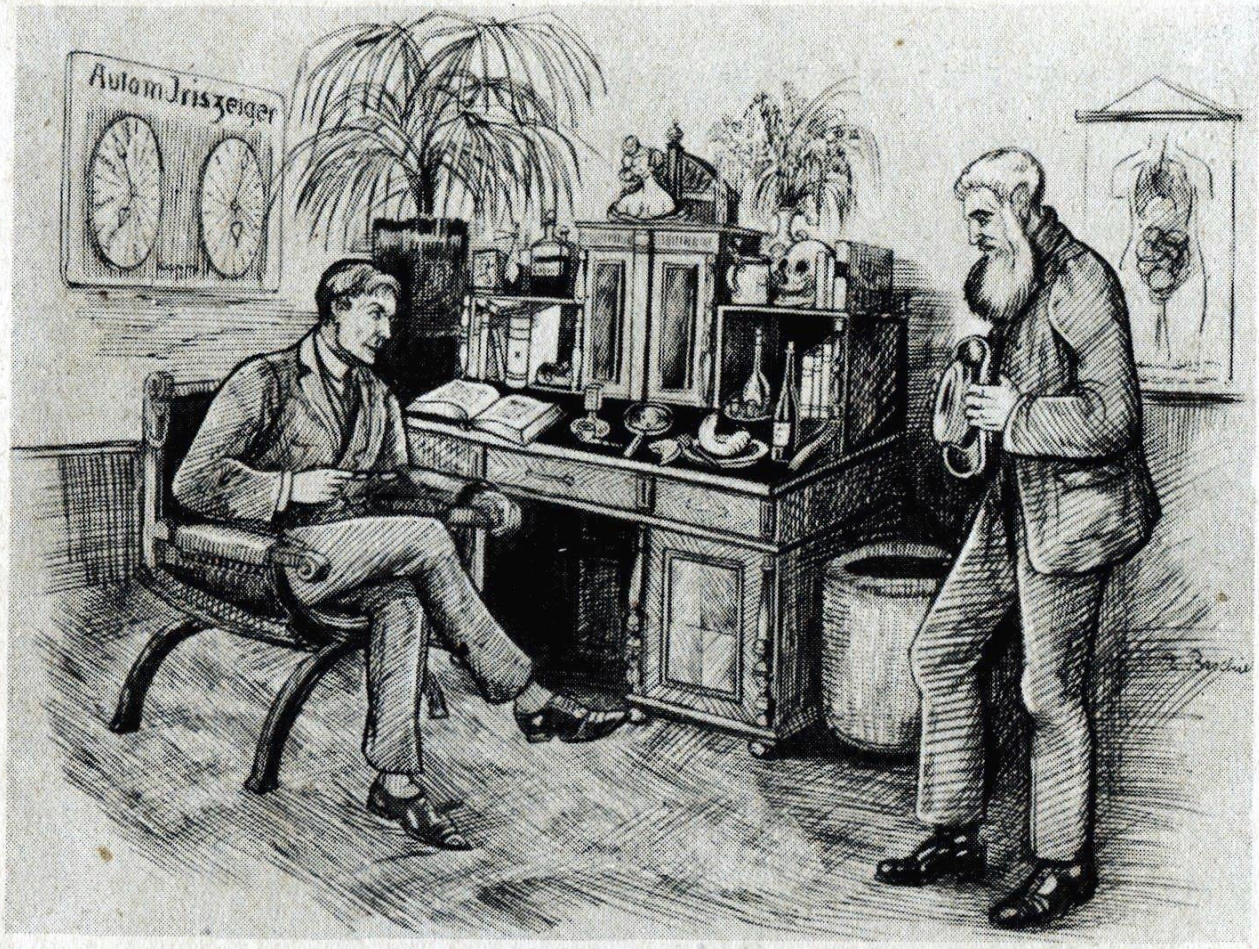
Ein paar Stunden später ist der Müllervater mit todtraurigem G seinem Schusterstuhl gesessen und in großen Tropfen sind ihm die Trä auf die Sohle gefallen. Das Annerl muß wirklich geschnitten werden. daran denken, immer hat er einen Doktor in einem langen, weißen Mant Messer in der Hand vor sich gesehen, wie man es jetzt oft abgebildet sieht. sein Annerl!

Fast jeder, der in den Laden gekommen ist, hat gefragt wie es geht und wieder die traurige Botschaft erzählen müssen. Allen hat es so leid getan un sie ihn trösten wollen — es wird schon gut nausgehen und wenigstens wir dann gesund — aber was hift ihm alles Mitleid, es muß halt doch geschnit sein Annerl!

Gerade hat er es der Frau Neubauer erzählt gehabt, da fährt ihm die fast i „Ja freilich, Sie werden das arme Wurm zermetzgern lassen, das tun's net. schon noch andere Leut', die auch was können und kein Messer brauchen. doch gleich einmal zu Herrn Horner, da vorne bloß um die Ecke rum, da schauns was der sagt, Herr Müller. Zu dem kommen die Leut aus dem andern Stadt Wär ja noch schöner, schneiden, am Kopf auch noch."

Da hat der Müllervater wieder Hoffnung gekriegt und wieder ist er in sein schlappen fort und bald hat er die Glocke gezogen. „Franz Horner, Iridologe un topath ist draufgestanden. Leute waren ja gerade keine da, weder von dieser noch von der anderen und recht vertrauenerweckend hat das „Sprechzimmer" geschaut. Das hat aber der Müller in seinem Schmerz nicht gesehen.

Der Herr Horner hat ihn kaum ausprechen lassen und wie er von Operati hat, ist er gleich aufgesprungen: „Ja natürlich, wenn man da wegen jedem gleich aufschneiden wollt, das wär ja traurig, wenn man das nicht so auch we net wahr? Das sind halt immer noch die alten, rückständigen Ansichten. Immer S und Schneiden, das kennen wir schon, dafür kann man halt mehr rechnen, als wi man den Fall so behandelt, net wahr? Da werden Ihnen die Augen übergehen,

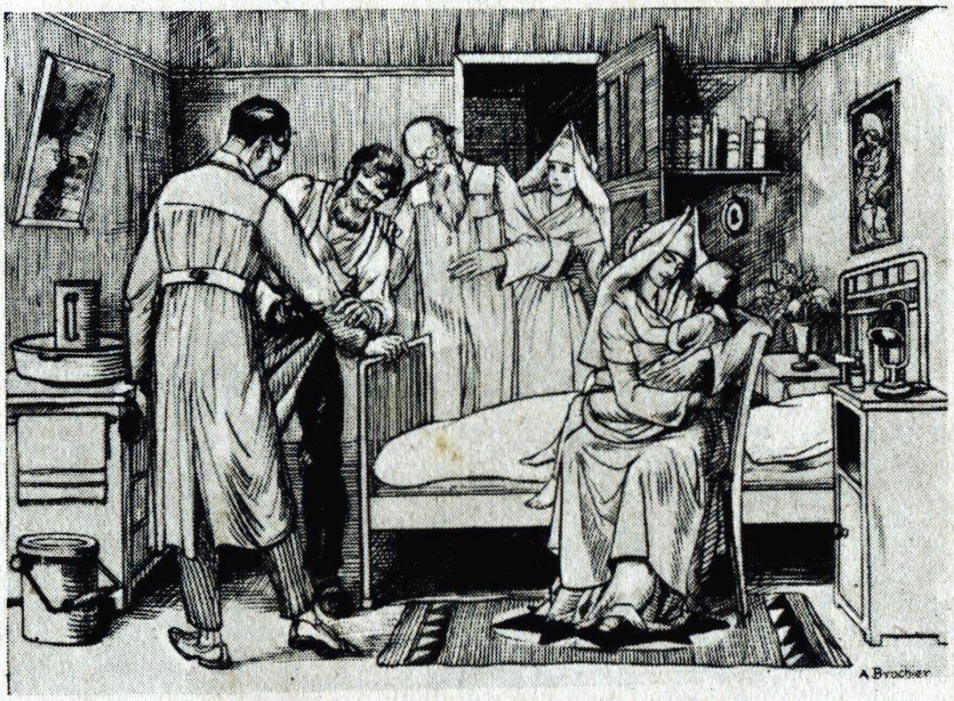


Sie dann die Rechnung präsentiert kriegen, net wahr? Ganz umsonst kann ich ja die Behandlung auch nicht übernehmen, ich muß ja auch leben und habe auch meine Ausgaben, net wahr? Aber die Haut ziehe ich keinem über die Ohren. Gerade eitrige Sachen, Blutzusammensetzung, das ist ja mein Gebiet. Rein muß das Blut werden, gesund muß das Blut werden, net wahr? Das ist ja das Lebenswerk unserer Bestrebungen, das hohe Ziel unserer Richtung. Sie werden ja gelesen haben, Herr Müller, daß ich Vertreter der magnetischen Heilmethode bin. Ich werde Ihnen das einmal näher erklären, net wahr?" Dann hat der Herr Horner einen langen Vortrag gehalten. Der muß ja arg viel gewußt haben, das meiste war so gelehrt, daß es der Müllervater gar nicht verstanden hat. Das muß ja was ganz besonders Gutes sein mit der neuen Methode, was man da alles heilen kann und wenn man da nimmer schneiden muß.

Zum Abschied hat er noch gesagt: „Also nochmals Herr Müller, die m ü s s e n Ihnen Ihr Kind rausgeben, wenn Sie's verlangen, werden 's wohl nimmer gern hergeben wollen, was sie einmal drin haben in ihrem Massenschlachthaus."

Und wirklich hat er einen harten Kampf gehabt, bis er sein Annerl wieder heraußen gehabt hat. Die Schwestern haben ihm gut zugeredet, der Herr Assistenzarzt hat den Herrn Professor selber geholt und der hat ihn fast angeschrieen, ob er es wirklich auf sein Gewissen nehmen wollte, die Operation müßte unbedingt sein, sonst wäre das Kind nicht zu retten. Aber der Herr Horner hat ihm doch versprochen, daß es wieder gut wird und ohne Messer. Bei der einen Schwester wäre er bald wieder wankend geworden, das Annerl hat sich in den paar Stunden schon an sie gewöhnt gehabt, wie an eine Mutter. Und dann hat er sich gesagt, die Schwester hat ja doch nichts davon, wenn er recht zahlen muß. Da ist ihm wieder der Horner eingefallen, wie der ihn gewarnt hat „die helfen natürlich alle zusammen" und er hat sein Mädel an sich gerissen und ist weggelaufen, weg von dem Messer.

Der Herr Horner hat dann die Behandlung übernommen, die Augen hat er aufgerissen und gerollt, daß sie ihm fast herausgefallen sind, und „magnetische Striche" hat er gemacht und in einem Schachterl hat er ein Universalpulver mitgebracht. Die ersten paar Tage hat's ja scheints nicht viel geholfen und das Annerl und die Müllerin sind wieder zu keinem Schlaf gekommen. Aber das hat der Herr Horner ja vorher gesagt, daß so eine ganze Bluterneuerung und so eine ganze magnetische Umstellung des Körpers nicht so schnell geht. Der Frau Müller hat er den gleichen Vortrag gehalten, wie dem Müllervater und verstanden hat sie ihn genau so wenig.



Bei der einen Schwester wäre er bald wieder wankend geworden

Wie aber dann wieder drei Tage und drei Nächte herum waren und es nicht nur nicht besser geworden ist, sondern das Mädel vor Schmerzen nur so geschrieen hat, da ist die Frau Müller, ohne daß ihr Mann was gewußt hat, nochmals zu Herrn Doktor nüber und hat's dem erzählt. Der ist ganz erschrocken, ist mitten unter der Sprechstunde mit nüber.

„Frau Müller, was hat Ihr Mann da angestellt, ich fürchte es ist zu spät."

Das gleiche haben die Herren im Krankenhaus gesagt: „Wir wollen es ja versuchen, aber es wird vergebens sein, es spricht alles dafür, daß bereits eine Gehirnhautentzündung eingetreten ist. Der Fall ist genau so verlaufen, wie wir es Ihrem Mann vorher gesagt haben. Es wird zu spät sein".

„Und es war zu spät."

* * *

Bei den Müllers war es vorbei mit Glück und Frieden. Die Müllerin hat es ihrem Mann nicht vergessen können, daß er schuld war, daß sie ihr Kind verloren haben. Er hat erst mit seinem Schusterhammer auf den „Lumpen mit seinen gelehrten Sprüchen" los wollen, dann ist er zusammengeklappt und sitzt vollständig gebrochen da und hämmert drauf los. Bloß nicht drandenken.....

Der gelehrte Herr Horner machte einen großen Bogen um den Laden, der wollte den Eltern seines Opfers nicht mehr unter die Augen kommen. Eines Tages stand er ihnen halt doch gegenüber — — — im Gerichtssaal.

Gegen den einstigen Schlossergesellen, jetzt Magnetiseur, war Anklage wegen fahrlässiger Tötung erhoben worden. Herr Horner trat erst recht zuversichtlich auf. Der Fall sei zwar bedauerlich, aber von einem Verschulden seinerseits könnte keine Rede sein, er habe nach bestem Wissen und Gewissen seine Pflicht getan.

Dann bekam das Gericht noch von Herrn Horner wortwörtlich den gleichen Vortrag anzuhören, den er damals Herrn und Frau Müller gehalten hatte. Jedenfalls wollte er damit dem Schöffengericht einen Beweis seines Wissens und Könnens geben, vielleicht auch dem zahlreichen Publikum im Zuhörerraum.

Nun wurden ihm aber vom Gericht und den ärztlichen Sachverständigen eine Anzahl von Fragen vorgelegt und da stellte es sich dann heraus, daß er von der Lage und der Funktion der einzelnen Organe im menschlichen Körper aber auch keine Ahnung hatte. Das wäre doch das Allerwenigste gewesen, was er hätte wissen müssen, um irgend ein Leiden erkennen und behandeln zu können. Sein schöner Vortrag war nach Ansicht der Sachverständigen nichts als eine Abhandlung aus irgend einem Buch, die er ganz sinn- und verständnislos auswendig gelernt hatte, ohne selbst etwas davon zu verstehen.

Nun war aber immer noch der wesentlichste Punkt zu klären, ob er nicht dadurch, daß ihm in einzelnen Fällen, wo sich vielleicht irgend ein Leiden von selbst gebessert hatte, oder wo es sich um einen „eingebildeten Kranken" gehandelt hatte, Leute gesagt hatten, seine Behandlung hätte ihnen geholfen, wirklich selbst geglaubt hatte, mit seiner Behandlung



etwas ausrichten zu können. In dem Fall hätte man ihm wenigstens zubilligen können, in gutem Glauben gehandelt zu haben. Gerade in dieser Richtung ergab aber die Beweiserhebung ein für ihn vernichtendes Resultat.

Einer der Aerzte hatte zufällig mit einem Kollegen den Fall Horner besprochen und dabei erfahren, daß vor wenigen Wochen der Angeklagte, als dieser einen eitrigen Finger gehabt hatte, sich nicht auf „seine" Biochemie verlassen und sich auch nicht selber hypnotisiert hat, oder zu einem „Kollegen" Magnetiseur zur Behandlung gegangen ist, sondern diesen Arzt aufgesucht und den Eiterherd hatte öffnen und entleeren lassen.

Jetzt war es mit der stolzen Haltung des Herrn Augenspieglers vorbei und nun gestand er auf weitere Fragen, er war als Schlosser arbeitslos gewesen, da hatte er in einem sogenannten „Institut" 3 Wochen einen der „Kurse" mitgemacht, in denen einer je nach Wahl und Neigung zum „Naturheilkundigen" oder „Hypnotiseur" oder „Homöopathen" oder „Vertreter der biochemischen Heilmethode" oder der „Augendiagnose" ausgebildet wurde. Von Können und Wissen war natürlich keine Rede und sein gelehrter Vortrag war, wie der Sachverständige richtig beurteilt hatte, einfach sinnlos auswendig gelernt, um auf einfachere Leute Eindruck zu machen.

Die nun folgende Rede des Staatsanwaltes, mit der dieser seinen Strafantrag begründete, war niederschmetternd. Besonders belastend für Horner war folgende Feststellung: Wenn er auch infolge einer Unkenntnis die Gefährlichkeit des Falles nicht zu beurteilen vermochte, so hätte er diese doch aus der Schilderung des Vaters ersehen müssen und daraus, daß erfahrene Aerzte einen Eingriff für unvermeidlich und lebensrettend erklärt hatten.

Im Publikum machte sich eine immer größere Aufregung bemerkbar, die sich in drohenden Zwischenrufen, wie „Schwindler, Lump und Kindsmörder" Luft machte, daß der Vorsitzende mit der Räumung drohen mußte.

Als das Gericht die Strafe von 1 Jahr Gefängnis aussprach, bat der vollständig zusammengebrochene Angeklagte diese gleich antreten zu dürfen, er hatte Angst, daß er sonst von der empörten Menge kurz und klein geschlagen würde.

Humor.

Die lieben Kinder.

„Weine nicht mehr, mein lieber Junge! Wer war denn der Bösewicht, der dich so verhauen hat?" — „Da drüben der, dem die Nase blutet und das Auge geschwollen ist!"

Die famose Deckung.

„Meine Herren," sagte der neu ernannte Grenzoberkontrolleur bei seinem Dienstantritt zu den ihm untergebenen Zollbeamten, „die Hauptsache bei unserem schwierigen Dienst ist Schlauheit. List gegen List! Wir wissen, daß wir es bei den Schmugglern und Schwärzern mit äußerst geriebenen Burschen zu tun haben. Darum müssen auch **wir** — immer natürlich in den Grenzen der Gesetzmäßigkeit — unsere ganze Findigkeit aufwenden. Hauptsächlich auf dem Gebiete der Postierung! Da ganz hauptsächlich! Hinter Bäumen und Felsen, hinter Hütten und Holzhaufen sich aufstellen — pah, ganz verfehlt! Da sucht man einen immer. Schaffen Sie sich selbst unverfängliche Verstecke! Kleine Gebüsche, indem man Zweige in die Erde steckt — künstliche Streuhaufen, in die man sich verkriecht — da sucht einen niemand, da hat man die Erfolge im Augenblick!"

Voll der neuen Weisheit gingen die Grenzer auseinander. Einige ältere murmelten allerdings etwas von der großen Pfiffigkeit der Bauern, die ja mit den Schmugglern im besten Einvernehmen stünden; die andern aber warfen sich mit Feuereifer auf das neue System, und der Herr Oberkontrolleur konnte zu seinem Vergnügen, wenn er auf Visitation ausritt, des öfteren ein Buschwerk oder einen Streuhaufen auf freiem Felde entdecken, aus dem, wenn er nachsah, einer seiner Untergebenen aufsprang und sich stramm dienstlich meldete. — Aber die Erfolge blieben merkwürdigerweise aus. Es wurde nicht mehr entdeckt als früher, — ja weniger noch, weil die Leute über dem neuen System ihre alten Verstecke und Paßorte vernachlässigten.

„Die Kerle haben uns längst heraus!" murmelte ein alter Oberaufseher brummig, als ihn der Oberkontrolleur deswegen frug. „Die kennen sich ganz genau aus, wenn sie Nachts einen Streuhaufen oder ein Gebüsch entdecken, das bei Tag nicht da war — was dahinter steckt!"

„Aber keine Idee!" rief sein Vorgesetzter unwillig. „Wenn man die Sache richtig anpackt, keine Idee! .... Na, warten Sie, heute Abend geh' ich einmal selbst mit!"

Und er ging mit.

Auf einer Wiese, auf die man aus dem Grenzwalde heraustrat, wurden in angemessener Entfernung zwei Streuhaufen von einer Natürlichkeit errichtet, daß der Oberkontrolleur entzückt war. „Nun passen Sie auf!" rief er. Kein Mensch wird eine Ahnung haben! .... Es sollte mich wundern, wenn wir heute Nacht nicht einen Fang machen würden!"

Sein Untergebener zuckte die Achseln.

Dann verkrochen sich beide in ihre Schlupfwinkel.



Silofutter.

Wenn sich bei irgend einem Fabrikationsverfahren der deutschen Industrie und Technik herausstellen würde, daß sich ein durchschnittlicher Verlust von 25 Prozent ergibt, wenn weiterhin ein anderes weit besseres Verfahren bereits bekannt, in anderen Ländern reichlich erprobt und vielfach angewandt wäre, würde dann wohl noch weiterhin nach diesem System gearbeitet werden?

Sicherlich nicht! Eine solche Arbeitsmethode kommt aber heute noch allgemein zur Anwendung, allerdings nicht in der Industrie, sondern in der Landwirtschaft, nämlich die Konservierung des Grünfutters in Form der Heubereitung.

Auf Grund vieler angestellter Versuche mit übereinstimmenden Resultaten ist festgestellt, daß selbst in günstigen Jahren mit bester Trockenwitterung bei der Heubereitung durch chemische Vorgänge während des Trocknens auf der Wiese und bei der Nachgärung im Heustock, sowie durch Abfallen der feinsten, nährstoffreichsten Blatteile, ungefähr 16 Prozent der im frischen Gras enthaltenen Nährstoffe verloren gehen.

Dazu kommen nun die weiteren Ergebnisse der Wetterstatistik. Nach dieser haben ungefähr ein Drittel aller Ernten durch mittelmäßiges Wetter mit größeren Niederschlägen zu leiden und jede 7. bis 8. Heuernte wurde von schlechtem bis sehr schlechtem Wetter betroffen. Die Durchschnittsverluste haben sich im ersteren Fall auf ca. 25 Prozent, im letzteren auf ca. 50 Prozent berechnen lassen. Nehmen wir also das endgültige Gesamtergebnis, so gehen ca. 28 Prozent, also nahezu der dritte Teil, der im frischen Gras erzeugten Futtermengen verloren.

Schweizerische Landwirte waren es, die unermüdlich daran arbeiteten, eine bessere Art der Futterkonservierung zu finden, denn infolge der starken Niederschläge ist es in großen Gebieten der Schweiz äußerst schwierig, die Heuernte zu bergen. Die Not des Krieges mit seiner Knappheit und Teurung der Futtermittel trug dann dazu bei, dem von ihnen neu gefundenen System der Saftfutterkonservierung ungeahnte Verbreitung zu verschaffen. Heute ist es in Tausenden von Betrieben eingeführt und hat sich bestens bewährt. Es besteht in der Einlagerung des frischen Futters in Behältern aus Stein, Beton, Metall oder Holz, in die sogenannten Silos.

Bei der Einlagerung des Grünfutters stellen sich Gärungsvorgänge ein, es entsteht Wärme, Entwicklung von Bakterien und chemischen Umsetzungen. Es kann sich die scharfe ätzende Essigsäure, die eklig stinkende Buttersäure, oder die im Geschmack leicht säuerliche Milchsäure mit ihrem fruchtartigen, süßlichen, ganz angenehmen Geruch, bilden.

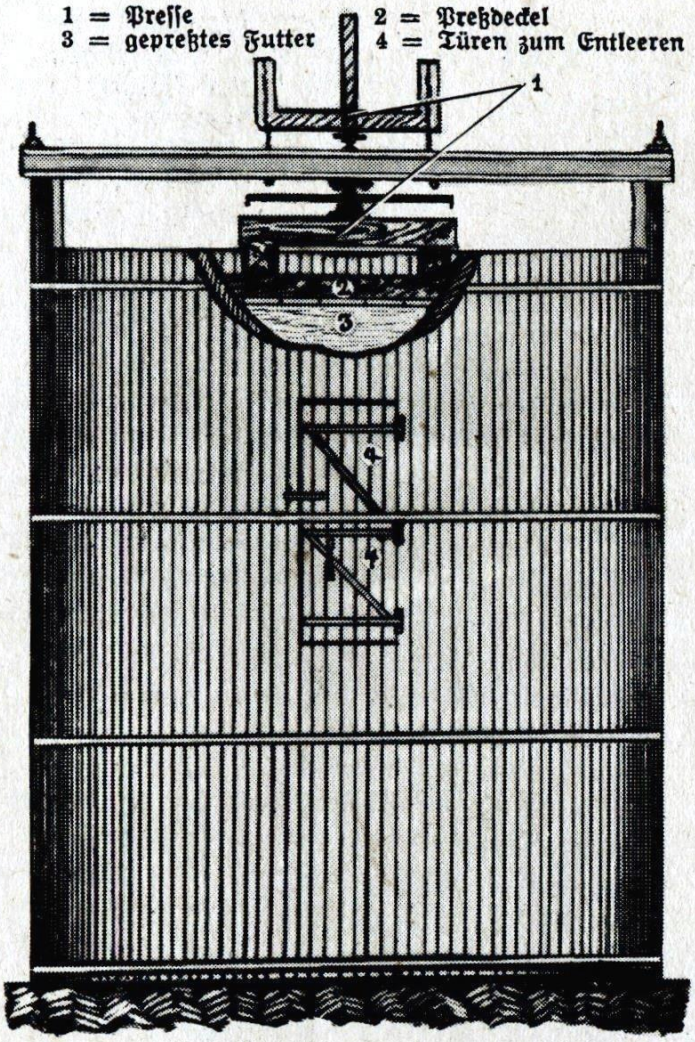
Man weiß nun, die Essigsäuregärung findet bei 18—35° statt, die Buttersäuregärung ist am stärksten bei 35—37° und die Milchsäuregärung beginnt bei 30—35°, geht aber auch bei Temperaturen bis über 50° vor sich, während die Bildung von Essig- und Buttersäure bei höheren Temperaturen aufhört.

Bei dem Bau des Silos, sowie bei der Einbringung des Grünfutters und der Ueberwachung des Gärungsvorganges muß also darauf gesehen werden, möglichst rasch die günstige Temperatur von 45—50° zu erreichen und die Gärung im richtigen Moment durch Pressen zu unterbrechen, um zu hohe Erhitzung und dadurch eintretende Verluste zu vermeiden.

Die Haltbarmachung des Silofutters erfolgt also (ähnlich wie beim Sauerkraut) durch Entwicklung von Milchsäure aus zuckerhaltigen Stoffen des Grünfutters. Die Milchsäure sterilisiert das Futter, schützt es vor Fäulnis und unterdrückt die Bildung von anderen Säuren oder unerwünschten chemischen Umsetzungsprodukten.

Das Verfahren läßt sich insoferne mit der Bereitung von Wein und Bier vergleichen, als auch dabei aus Zucker durch richtige Gärung derjenige Stoff entsteht, der das Produkt haltbar macht. Ebenso wie bei der Bier- und Weinbereitung gewisse Vorbedingungen erfüllt sein müssen, und die geeignete Temperatur eingehalten werden muß, um den Gärvorgang in der gewünschten Weise verlaufen zu lassen und keinen Essig zu bekommen, muß auch bei der Gewinnung von Süßpreßfutter darauf geachtet werden.

Wir wollen darauf verzichten, hier auf nähere Einzelheiten, sowohl über den Bau von Silos, als auch über die Ausführung der Einlagerung zu geben. Es ist für den Bauern ratsam, nicht nach irgend einer Anweisung den Bau eines Silos selbst zu versuchen, sondern er soll das einer verlässigen Firma übertragen, welche die reichen Erfahrungen des In- und Auslandes kennt und verwerten kann. Von dieser erhält

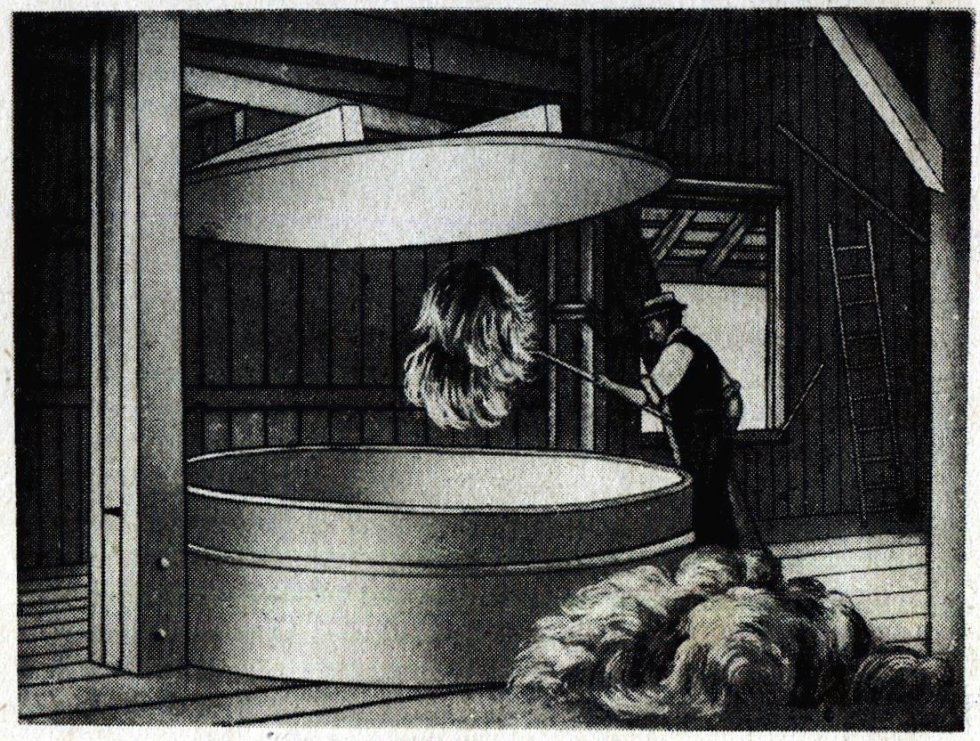


er auch die genaueste Anweisung über die Behandlung und Verwertung. Der Zweck unseres Aufsatzes soll nur der sein, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieses noch viel zu wenig bekannte System zu lenken, das uns Riesenwerte an Nationalvermögen ersparen und erhalten kann.

Wir haben eingangs die großen, bei der Heubereitung erwachsenden Verluste erwähnt und durchschnittlich mit 28 Prozent angegeben. Gewisse Verluste sind auch bei der Herstellung des Süßpreßfutters unvermeidlich. Bei der Wärmeentwicklung und zur Bildung der konservierenden Milchsäure werden 8—10 Prozent der Trockensubstanz verbraucht. Es stellt sich also eine Differenz von ca. 20 Prozent zu Gunsten des Silofutters heraus. Welche Bedeutung dies hat, können wir einigermaßen ersehen, wenn wir in Betracht ziehen, daß im deutschen Reich ca. 6 Millionen Hektar im Jahr 2—3 mal gemäht werden, mit einem Heuertrag von 40—50 Doppelzentnern pro Hektar. Es würde sich also um Millionen von Doppelzentnern Futterstoffe handeln, die der deutschen Volkswirtschaft erhalten blieben.

Zu diesem mengenmäßigen Unterschied kommen nun noch die Vorteile der Qualität. Wenn bis jetzt im Herbst der Uebergang von Grünfutter zum Heu erfolgen mußte, stellte sich stets ein Rückgang in der Milchproduktion ein. Dieser betrug bis zu 1,5 Liter pro Kuh und Tag und konnte nur teilweise durch Darreichung von Kraftfutter verhindert werden. Ersetzt man aber $^2/_3$ des Rauhfutters durch Silage, so läßt sich ohne Kraftfutter nicht nur eine Verminderung der Milch vermeiden, sondern sogar ein Mehrertrag erzielen.

Die Vermeidung einer Milchverminderung und sogar darüber hinaus eine Erhöhung der Milchleistung dürfte sich bis zu einer Menge von 2 Litern pro Kuh und Tag erreichen lassen. Wie groß die Auswirkung der Fütterung und der sonstigen Tierhaltung auf die Milchergebnisse sein kann, ersieht man daraus, daß die Milch-



Einfüllen des Grünfutters

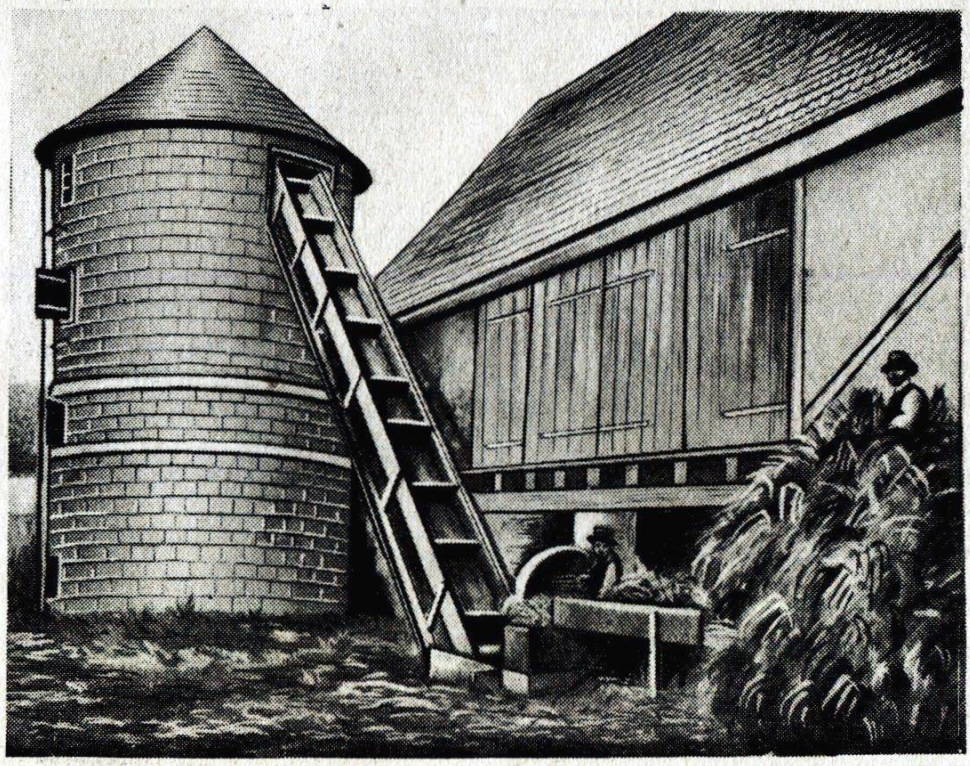
produktion einer Kuh in Deutschland zwischen 1500—4000 Litern schwankt. Wir kommen zu riesenhaften Ziffern, wenn wir in Betracht ziehen, daß wir ca. 10 Millionen Milchkühe haben. Ein Mehrertrag von 2 Litern pro Kuh an je 200 Silofuttertagen würde die Summe von 4 Milliarden Litern Milch ausmachen.

Der Gesundheitszustand der Tiere ist dabei erfahrungsgemäß ein außerordentlich guter, das Fell ist glatt und glänzend, das Futter wird reichlich und begierig aufgenommen, die Milchsäure wirkt anregend und günstig auf den Verdauungsprozeß. Die Verdauung und Ausnützung ist daher eine sehr gute, so daß auch das Wachstum und das Mastergebnis wesentlich verbessert wird. Man hat beim Silagefutter gefunden, daß mit 1 Pfund Gewichtszunahme auf 13,5 Pfund verfütterte Trockenmasse gerechnet werden kann, während der mit Heu gemästete Ochse um 1 Pfund Lebensgewicht anzusetzen, über 20 Pfund Trockenmasse braucht. Man hat mit Silage ohne Kraftfutter an Mastrindern einen täglichen Zuwachs bis zu 2½ Pfund erreicht.

Man hat auch die Erklärung dafür bereits gefunden, weshalb die Ausnützung des Süßpreßfutters eine so erheblich bessere ist. Das aufgenommene Futter wird doch ebenso wie die Heizstoffe in der Maschine in Arbeitsleistung oder Energie umgewandelt. Nun erfordert es aber eine ziemlich große Arbeitsleistung, um das harte, trockene Rauhfutter zu kauen und zu verdauen. Es wird daher ein nicht unbeträchtlicher Teil der erzielten Energie schon allein dazu verbraucht. Beim weichen, feuchten Silofutter ist die Kau- und Verdauungsarbeit eine bedeutend leichtere. Man kann dies schon daraus ersehen, daß die Futterzeit bei Silagefütterung ganz bedeutend gekürzt wird.

Außerdem sind die Verluste, die durch die Gärungsvorgänge während der Verdauung entstehen, bei der Silage wesentlich geringer, die Gärung im Silo bewirkt nämlich schon eine Art Vorverdauung. Ferner werden holzige Pflanzenteile — die Halme von Gräsern und Stengel von Kräutern — durch das Trocknen bei der Heubereitung noch härter, dadurch schwer oder gar nicht verdaulich und gehen unverwertet in den Mist, während sie bei der Silobehandlung in ihrem Gefüge aufgelockert, erweicht und vorverdaut sind und dadurch voll ausgenützt werden.

Mit der längeren und immer häufigeren Verwendung der Silos lernte man immer neue Vorteile kennen. So stellte es sich heraus, daß sich außer Gras auch folgende Pflanzen gut zur Einlagerung im Silo eignen: die verschiedenen Kleearten, Futtermais, Topinambur, Sonnenblumen, Rübenblätter, Gemenge von Bohnen, Erbsen und Wicken, darüber hinaus aber auch eine ganze Anzahl von Pflanzen, die sonst zur Fütterung nicht oder schlecht verwendbar waren oder in grünem oder getrocknetem Zustand vom Vieh zurückgewiesen wurden, so: Lupinen, Schilfrohr, Kartoffelkraut, Brennesseln, Disteln, ja sogar das an den Flußufern wachsende, sogenannte Andelgras, Binsen und junges Heidekraut. Alle die genannten Pflanzen außer Gras und Klee müssen aber gehäckselt werden.



Steinerner Silo mit Elevator, zum Zerkleinern der Maisstauden.

Schließlich zeigte sich noch, daß durch die Einwirkung der Milchsäure manche pflanzlichen Giftstoffe zersetzt

und unschädlich gemacht werden, so besonders die in der Herbstzeitlose und im Sumpfschachtelhalm enthaltenen.

Bei Einlagerung des Grünfutters im Silo ist man nicht wie bei der Heubereitung vom Wetter abhängig. Es kann also nicht vorkommen, daß man durch Regenfälle wochenlang den Schnitt hinausschieben muß und dann überständiges Gras von geringem Nährwert hat. Die Pflanzen können im günstigsten Zustand, wenn sie die höchste Nährkraft haben, geerntet werden, das ist bei beginnender Blüte. Infolge des also stets frühen ersten Schnittes kann ein dritter Schnitt im Spätherbst erzielt werden. Durch das mehrmalige Mähen wird die Grasnarbe verbessert, die härteren Grasarten, die sich durch Samen fortpflanzen, kommen nicht zur Samenbildung, dafür tritt eine Vermehrung der besseren, weicheren Sorten durch Schößlinge ein. Auch weniger erwünschte, härtere Kräuter kommen nicht zum Samenauswurf.

Die im Spätsommer und Herbst anfallenden Futterpflanzen, die wegen der Unmöglichkeit sie zu Heu zu trocknen, zum großen Teil verloren gingen, können bei der Silobereitung restlos verwertet und voll ausgenützt werden, wie Rübenblätter, Kartoffelkraut, Stoppelklee, Zwischenfrucht und das allerletzte Herbstgras.

Bei tief oder am Fluß gelegenen Grundstücken wird die Verlustgefahr bei Ueberschwemmungen stark vermindert. Man kann selbst bei Regen erst das Andelgras am Ufer, dann die nächstgefährdeten Futtermengen schneiden und gleich hinter der Sense weg einfahren. Für manche Gebiete kann dieser Umstand allein die Rentabilität des Silo-Verfahrens sicher stellen.

Als ein Nachteil der Heubereitung besonders bei ausgedehnten einseitigen Graswirtschaften wurde empfunden, daß sich die gewaltige Arbeit der Heuernte auf ganz kurze Zeit zusammendrängte. Es mußten also Saisonarbeiter eingestellt werden, welche die Notlage des Graswirtes kannten und sich oft durch sehr hohe Lohnforderungen zu Nutze machten. Bei der Silobereitung kann der Schnitt früher beginnen, die Mäharbeit kann über eine längere Frist gleichmäßiger verteilt werden, die Arbeit des often Wendens fällt weg. Es kann also bei kleineren Betrieben die ganze Ernte, bei größeren der weit überwiegende Teil der Arbeit mit dem eigenen ständigen Personal geschafft werden. Außerdem hat man öfter und längere Zeit hindurch frischgemähte Wiesen und damit die beste Gelegenheit zur günstigen Verwertung der Jauche. Durch Ausbringen auf frischgemähte Wiesen wird diese nämlich erfahrungsgemäß am intensivsten ausgenützt.

Endlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß das gepreßte Futter im Silo einen viel geringeren Raum zur Aufbewahrung braucht und daß die sonst oft durch Selbstentzündung des Heuvorrates drohende Feuergefahr vermieden ist.

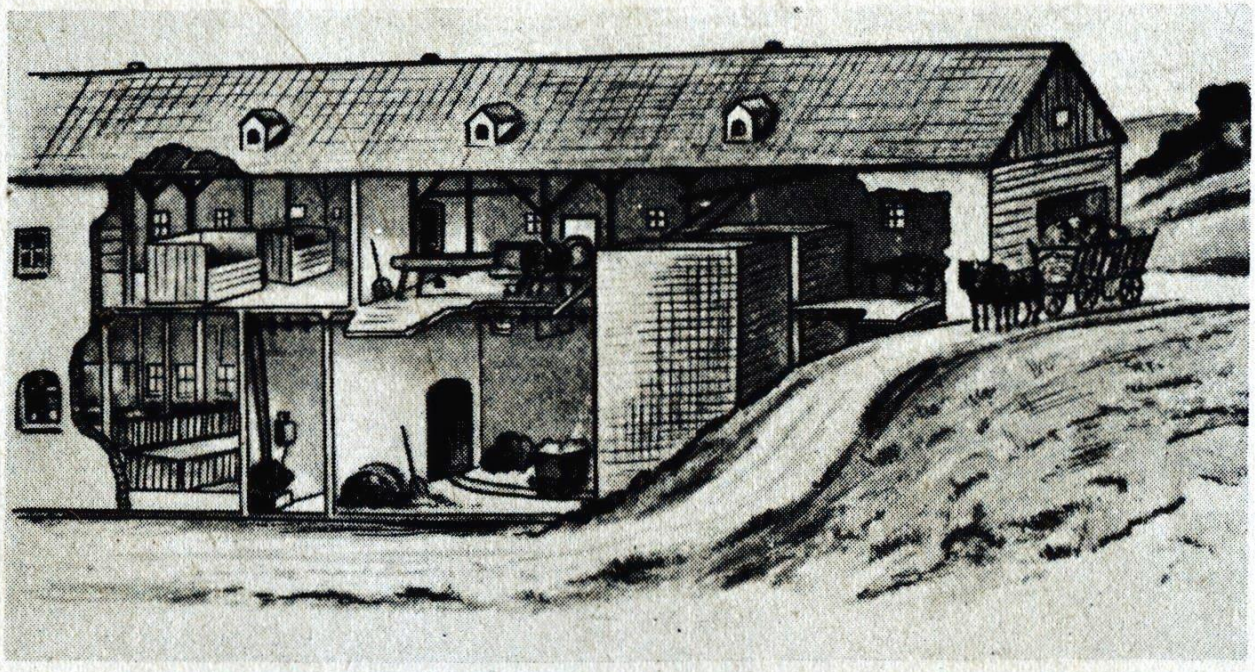
Wir wollen nochmals kurz zusammenfassen, mit welchen Mehreinnahmen oder Ausgabenverminderungen der Landwirt rechnen kann, wie es ihm also möglich ist, die Kosten für Silo zu verzinsen, abzuzahlen und darüber hinaus einen Mehrgewinn zu erzielen.

1 Silo für 8—10 Kühe kostet ohne Presse etwa . . . . . ℳ 700.—
Dieser faßt 40 cbm mit einem Gewicht von ca. 600 Ztr.
Diese Menge reicht für 200 Fütterungstage à 30 Pfd. Silofutter.
Mehrleistung von 10 Kühen an 200 Tagen von je 1 Liter
= 2000 Liter à 18 ₰ = ... ℳ 360.—
Ersparnis an Kraftfutter an 200 Tagen mit je 2 Pfd.
= 40 Ztr. à ℳ 14.— . . . . . ℳ 560.—
Lohnersparnis der nichtbenötigten Saisonarbeiter ca. . . . . ℳ 50.—

Andere Möglichkeiten zur Erhöhung der Rentabilität, die sich jedoch nicht so leicht rechnerisch darlegen lassen, sind folgende:

Durch die Mehrergiebigkeit kann der Bauer entweder 2—3 Kühe mehr einstellen, oder mehr Jungvieh und Schweine heranziehen und mästen, statt Kälber und Ferkel zu verkaufen.

Rechnet man dazu die Verwendbarkeit von Futterpflanzen, die sonst vom Vieh nicht angenommen werden, oder die im Herbst nicht mehr getrocknet werden können und kaput werden, die Verbesserung der Wiesen, den guten Gesundheitsstand des Viehes und damit größere Widerstandskraft gegen Krankheiten, die Möglichkeit der bequemeren Arbeitseinteilung, Verminderung der Gefahr der Selbstentzündung und der Verluste durch Hochwasser und verregnete Heuernten, so würde sich ein noch wesentlich günstigeres Bild ergeben.



Eingebaute Silos, oben Futterboden, rechts 2 Silos, links unten Viehställe

Daß eine Rentabilität und zwar eine gute vorhanden ist, geht daraus hervor, daß in Amerika 2½ Millionen, in der Schweiz 2000 Silos in Verwendung sind. Fast noch überzeugender dürfte aber vielleicht die Tatsache wirken, daß die herstellenden Firmen selbst so sicher wissen, daß der Landwirt die Bausummen leicht verzinsen und bestimmt abzahlen kann, daß sie ihm bei einer geringen Anzahlung den größten Teil des Betrages bereitwillig stunden.

Außerdem waren es, wie schon bemerkt, Schweizer Bauern, die dieses Verfahren so ausbildeten, daß es den Bedürfnissen ihrer Kleinbetriebe entsprach, so daß also damit die Gewähr für die Eignung für den Kleinbetrieb (nicht nur für den Großbetrieb) gegeben ist.

Der Silo könnte also die beste Sparbüchse des Landmannes werden. Wie groß die Bedeutung für unsere ganze Volkswirtschaft wäre, geht daraus hervor, daß Deutschland das zweitstärkste Einfuhrland für Molkereiprodukte ist mit ca. 2 Millionen Zentner Butter und ca. 1,5 Millionen Zentner Käse. Der größte Teil des hierfür ans Ausland bezahlten Geldes könnte im Inland bleiben und hier günstig auf die Erhöhung der Kaufkraft des Landwirtes und damit befruchtend auf weite andere Wirtschaftszweige wirken.

Sehr viel zu einer schnellen und allgemeinen Einführung des Siloverfahrens könnte vielleicht beitragen, wenn sich, wie für die Finanzierung des Automobilverkaufes auch hierfür eigene Kreditgesellschaften eventuell unter staatlicher Beteiligung, bilden würden. Das Reich hat übrigens für diese Zwecke schon ganz erhebliche Sonderkredite zur Verfügung gestellt.

Den Ausführungen liegt das Versuchs- und Untersuchungsmaterial der Bayer. Landesanstalt für Pflanzenbau und Pflanzenschutz zu Grunde, ebenfalls das Material des Siloringes Bayern, der der Landesanstalt angeschlossen ist.

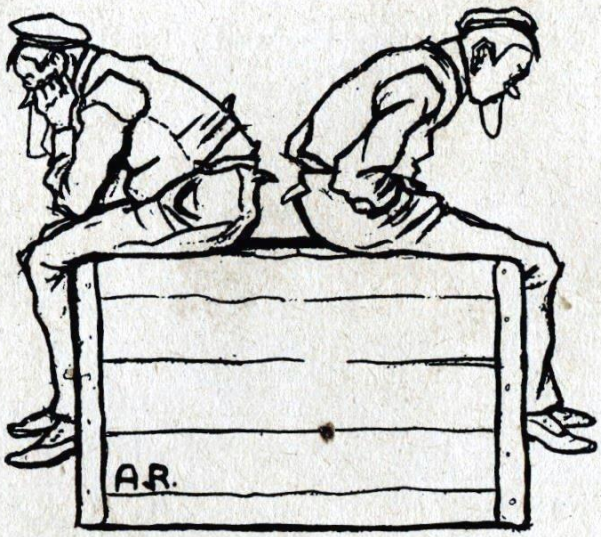
Die gute Temperatur.

Lehrer: „Was nennt man einen milden Winter?“ — Karlchen: „Den vorigen! Da war der Herr Lehrer sechs Wochen krank!“

Rechenexempel.

Lehrer: „Wenn du vier Treppen hoch wohnst und jede Treppe zehn Stufen hat, wieviele mußt du steigen, ehe du oben bist?“ — Schüler: „Alle.“

Die Kiste



Trüb war der Himmel — trüb die Stimmung in der Studentenbude, wo die beiden Vettern total abgebrannt saßen. Dazu ist der Zwanzigste. Kein Pumpversuch gelang, kein Ausweg fand sich. Max nahm ein Buch und setzte sich in die Ecke. „Scheusal," rief Hans tragisch „Du studierst?! — Nein, das muß anders werden!"

Krampfhaft sann er einige Minuten nach. Dann trat er vor den Vetter, schlug ihn triumphierend auf die Schulter und sprach die bedeutungsvollen Worte: „Onkel Rabe!"

Max deutete mitleidig auf die Stirne. „Der Knicker," sagte er, „der uns mit Mühe vierteljährig je hundert Mark schickt! — Du hast Gehirnschwund!"

Hans lächelte überlegen. „Du kennst meinen Plan noch nicht!" erklärte er mit Erhabenheit. „Was er uns nicht um unsertwillen geben würde, soll er uns für unseren Hund geben!"

„Für unsern Hund?"

Max legte das Buch weg und stand auf. „Also wirklich total übergeschnappt!" meinte er schaudernd. „Wir haben ja gar keinen Hund!"

„Beruhige Dich, Du unschuldiges Veilchen!" lächelte Hans. „Wir werden einen haben — für diesen Zweck wenigstens — mindestens in der Idee .... sozusagen einen imaginären Hund ...."

Er setzte sich an den Tisch, nahm den letzten vorhandenen Briefbogen und schrieb, während ihm Max — nun doch sehr gespannt — über die Schulter sah, mit flotter Feder:



„Lieber Onkel!

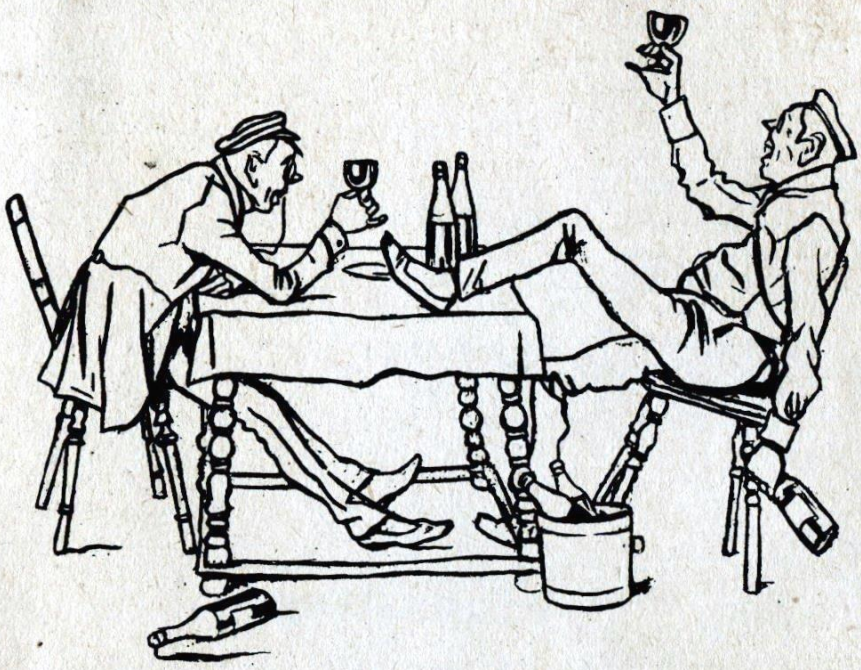
In einer sehr peinlichen Situation appellieren wir an Dein edles Herz. Unser Freund, der junge Botaniker Dr. Erlenstrauch, trat kürzlich eine Studienreise nach Sumatra an und ließ uns seinen Hund — einen prächtigen Bernhardiner — in Pflege.

Gestern kommt nun ein Gerichtsbote und verlangt ℳ 45.— .... ℳ 15.— Strafe und die doppelte Steuer .... weil Erlenstrauch, was ja bei dem Drang der Reisevorbereitungen begreiflich ist, die Entrichtung dieser Steuer versäumte.

Wenn wir die obige Summe nicht sofort erlegen, wird das herrliche Tier auf jammervolle Weise getötet. Das Herz blutet einem ...." „Niederträchtig!" sagte Max anerkennend. „Aber famos! — Ob's nur auch wirkt auf den Filz"?

„Wenn e t w a s wirkt, so ist's d a s!“ rief sein Vetter, der inzwischen den Brief geschlossen hatte. „Du kennst ja seine einzige Schwäche: Seine leidenschaftliche Zuneigung für Hunde! D e n Mord nimmt er nicht auf sein Gewissen!“ Und er prophezeite in der Tat richtig. Schon am nächsten Abend traf die sehnlichst erwartete Postanweisung ein. Auf dem Rand standen nur die lakonischen Worte: „Für den Hund! Rabe.“

Max zerfloß in Bewunderung für Hans. Mit hellem Jubel zogen beide zur Kneipe, wo sie den Raben-Onkel, wie sie ihn nannten, ungezähltemale leben ließen und nicht minder „Cäsar,“ den imaginären Bernhardiner. — — — — — — — — — — — —



Monate gingen ins Land. Die Schwalben kehrten wieder und mit ihnen eines schönen Tages auch der Zustand trostlosester Oede in den Beuteln der beiden Studenten.

Allerhand phantastische Pläne wurden ausgeheckt und als undurchführbar verworfen.

„Holla!“ rief Hans plötzlich mit hellem Blick, „Minka muß wieder helfen!“ „Minka?“ frug Max verständnislos. „Wer ist denn Minka“? „Minka?“ sagte Hans und sah ihm bedeutungsvoll ins Auge. „Minka war einst Cäsar — aber Cäsar muß nun zur Minka werden, um uns zu helfen.“

Sein Vetter schüttelte den Kopf, während der andere sich an den Tisch setzte. „Du bist doch nicht ganz normal!“ sagte er. Hans lachte und schrieb:

„Lieber Onkel!

Der Bernhardiner, oder vielmehr die Bernhardinerin, der Dein Edelmut vor einigen Monaten das Leben rettete, hat uns bald darauf mit 6 prächtigen Jungen beschenkt. Du kannst Dir unsere Freude vorstellen, zugleich aber auch unsere Sorge seitdem. Auch nur eines von den lieben Tierchen zu ertränken, hätten wir selbstverständlich nicht übers Herz gebracht. So zogen wir sie denn — — offen gestanden, mit manchen eigenen Entbehrungen — auf. Sie sind vortrefflich gediehen.



Nun aber ist das steuerpflichtige Alter bei ihnen eingetreten. Woher sollen wir ℳ 90.— nehmen? Da haben wir denn wieder an Dein edles Herz gedacht .....“

„Ah, ah .... ah!“ rief Max. „Das ist doch die Unverschämtheit in der höchsten Potenz! So wurde noch kein Onkel beschwindelt, seit es Studenten gibt! Darauf fällt er Dir nicht herein!“

„Er fällt herein!“ sagte Hans mit unerschütterlichem Selbstvertrauen. „Sein“ edles Herz „schwärmt zu sehr für Hunde!“ —

Und richtig .... wieder kam schon am Abend darauf eine Postsendung — — diesmal aber nur ein gewöhnlicher B r i e f.

Hans öffnete ihn sehr betreten.

Sie lasen:

„Liebe Neffen!

Was tut ihr mit sieben Bernhardinern? Schickt die Alte samt den Jungen sofort als Eilgut an meinen Freund, den Förster

Meier in Groß-Lemkowitz bei Paddenburg. Er zahlt Euch anständige Preise, ich schreibe ihm gleichzeitig. Gruß! Rabe."

„Siehst Du," stöhnte Max, „jetzt sitzen wir da mit Deiner bodenlosen Unverfrorenheit! Jetzt ist alles verloren — auch für die Zukunft!" Hans stierte eine Weile vor sich hin. Dann ging er fort.

Als er — ziemlich bald wiederkam, sang er schon über die Treppe herauf vergnügt sein Leiblied:

„Ottheinrich, der Pfalzgraf bei Rheine,
Der sprach eines Morgens „Remblem" ....

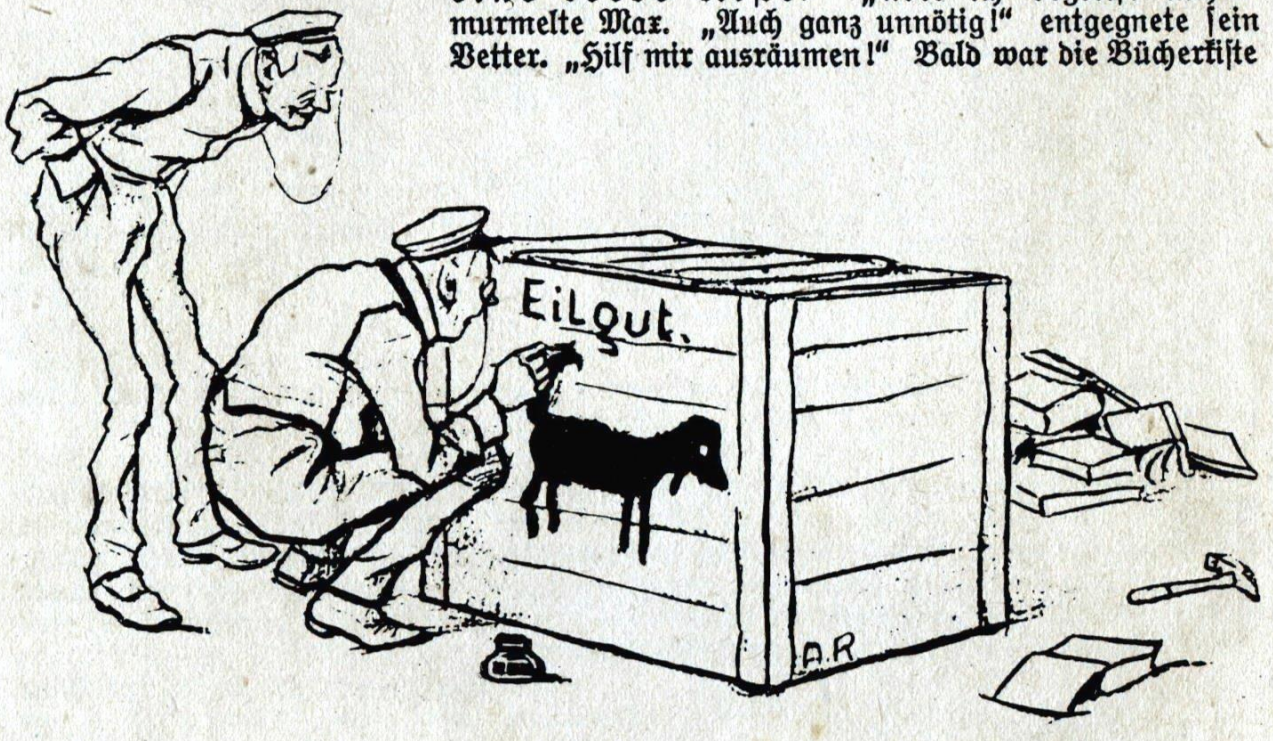
„Nun — und ?" fragte sein Vetter verwundert.

„Es gibt kein Groß-Lemkowitz!" sagte Hans. „Ich war auf der Post. Der Raben-Onkel hat uns durchschaut und hereinlegen wollen — — — der Förster Meier existiert so wenig wie Minka samt Familie."

„Umso schlimmer" brummte Max.

„Umso besser!" rief Hans. „Nun fangen wir ihn erst recht — wir führen den Auftrag aus!". Der andere sah ihn verdutzt an: „aber wieso denn? Wozu denn? Und wir haben ja gar keine Hunde!"

Sein Vetter wühlte schon in der Ecke. „Sehr einfach!" lachte er. „Wir schicken eine leere Kiste!" „Aber ich begreife nicht!" murmelte Max. „Auch ganz unnötig!" entgegnete sein Vetter. „Hilf mir ausräumen!" Bald war die Bücherkiste



leer, dann malte Hans einen Tintenhund und in mächtigen Lettern „Eilgut" darauf, beschwerte sie und verpackte sie kunstgerecht, wie es die „Insassen" erforderten, und versandte sie an den „Förster Meier in Groß-Lemkowitz bei Paddenburg."

Max schüttelte nur immer den Kopf und sprach von „Hirnrissigkeiten." —

Am fünften Tag kam die Kiste als „unbestellbar" zurück mit einer Menge von Stempeln und Vermerken auf ihr selbst und dem Frachtbrief.

„Was soll nun der ganze Unsinn" brummte Max. „Ausgezeichnet!" sagte Hans der alles genau prüfte, und setzte sich an den Tisch.

„Was schreibst Du denn schon wieder Grauenhaftes"? rief sein Vetter verblüfft. Hans schrieb:

„Lieber Onkel!

Leider eine sehr traurige Mitteilung.

Wir haben die sieben Hunde natürlich sofort, Deinem für uns maßgebenden Wunsche entsprechend, an Deinen Freund, Förster Meier in Groß-Lemkowitz b. Paddenburg, gesandt — siehe beiliegenden Frachtbrief! Nun existiert Groß-Lemkowitz nicht! — siehe Frachtbrief!

Du mußt mystifiziert worden sein. —

Das Ergreifende ist aber folgendes: Wir hatten den Hunden natürlich keine Nahrung mitgegeben, weil wir annehmen durften, sie würden höchstens einen Tag unterwegs

sein. Statt dessen waren sie nun fünf Tage auf der Fahrt — siehe Frachtbrief! Leider sind dabei alle sieben verhungert!

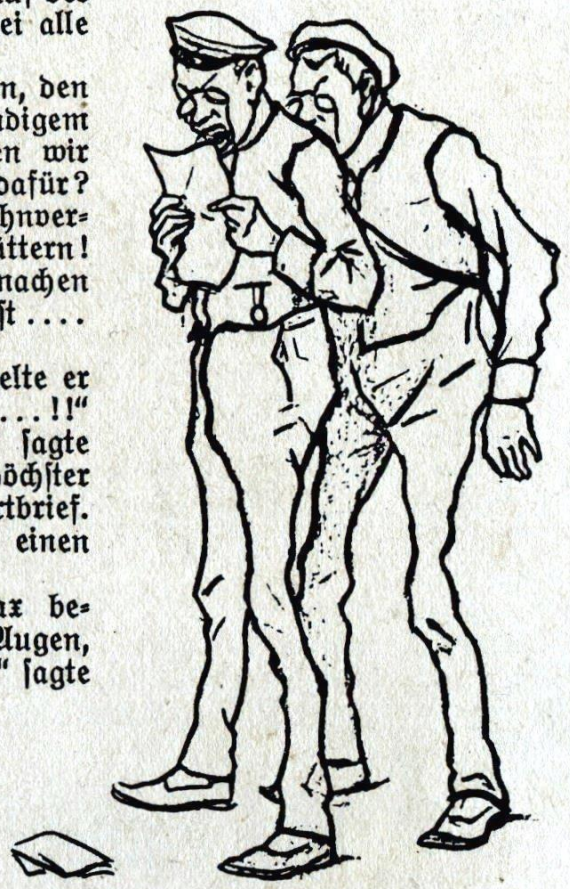
Der für unseren Freund erwachsene Schaden, den wir ihm ersetzen müssen, beträgt nach sachverständigem Gutachten mindestens ℳ 300.—. Wen sollen wir nun regreßpflichtig machen? Wer deckt uns dafür? Förster Meier? Unauffindbar! Die Bahnverwaltung? Sie brauchte die Tiere nicht zu füttern!

Es liegt mir fern, Dir einen Vorwurf zu machen — aber wenn Du Dich erst besser erkundigt hättest ....

Max starrte sprachlos auf das Papier.

„Der Chimborasso aller Keckheit!" murmelte er dann. „Er kommt persönlich und enterbt uns ....!!" Hans zuckte die Achseln. „Warten wir's ab!" sagte er ruhig. — Der nächste Tag verlief unter höchster Spannung. Abends kam ein Brief — ein Wertbrief. Hans öffnete ihn, schrie „Hurra" und tat einen Luftsprung.

Drei Hunderter flatterten heraus. Max betrachtete die blauen Scheine mit ungläubigen Augen, dann fiel er dem Vetter um den Hals. „Genie" sagte er. — Hierauf lasen sie:





„Liebe Neffen! Elende Halunken!

Brief und Frachtbrief erhalten — Respekt! Förster Meier existiert nicht; das ist richtig. Wenn aber je einer von Euren sieben biederen Bernhardinern existiert hat, soll mich noch heut' der gewöhnlichste Haifisch fressen!

Ich dachte, ihr würdet beidrehen, wenn Euch der Wind so scharf anbläst. Ihr habt es vorgezogen, Eure Schwindelfregatte ans Ziel zu steuern. Ist auch gar nicht übel gelungen.

Na, schließlich habe ich einen guten Witz auch ganz gern und schick' Euch daher anbei als „Regreßpflichtiger" die 300 Mark für Eure „verhungerten" Köter. Aber den Quartalszuschuß von 100 Mark entziehe ich Euch — Ihr bekommt dafür monatlich jeder 60 Mark. Wenn Ihr mir indessen noch einmal mit Eurer Hundezüchterei vorflunkert, dann hol' Euch der Teufel, Ihr Malefizkerle!

Rabe."

Am Stammtisch.

„Was schneiden Sie da aus der Zeitung, Herr Kollege?" — „Einen Bericht, daß in England eine Frau zu Gefängnis verurteilt wurde, weil sie die Taschen ihres Mannes durchsucht hat!" — „Und was wollen Sie damit machen?" — „Den Ausschnitt in meine Tasche stecken!"

Humor.

Gute Lehre.

„Wo warst du denn heute vormittag?“ fragte an einem Sonntagsmorgen der Gatte. — „In der Kirche, du hättest mitkommen sollen, der Herr Pfarrer hat eine schöne Rede gehalten, es hätte dir sicher auch wohl getan. Er hat über die kleinen Unehrlichkeiten und Betrügereien des Lebens gesprochen — man fühlte sich nachher direkt als ein besserer Mensch.“ — „Bist du nach Hause gegangen?“ — „Nein, ich bin mit der Straßenbahn gefahren und denke dir, was ich da für Glück hatte, der Schaffner hat gar kein Billett von mir verlangt, und so bin ich umsonst gefahren.“

Die Aehnlichkeit.

„Nun, wem sieht euer Kindchen denn ähnlich?“ — „Es hat meine Nase und die Augen seiner Mutter, aber die Stimme scheint es von unserer Autohupe zu haben!“

Ein Hartgesottener.

Der Mooshofbauer liegt im Sterben. Da kommt der Steiniger, sein ärgster Todfeind, an sein Lager und die beiden versöhnen sich. „Du,“ ruft der Mooshofbauer dem Steiniger nach, wie dieser fortgeht, „aber wenn ich wieder gesund werde — dann gilt es nicht.“

Wie entsteht ein Schnupfen.

Von Dr. Fritz Kahn, Charlottenburg.

Jeder Mensch hat wohl in seinem Leben einmal oder gar schon viele Male einen Schnupfen gehabt, aber die wenigsten Menschen wissen, wie ein Schnupfen entsteht. Ja, wenn man ganz gerecht sein soll, ist sich auch die Wissenschaft nicht völlig über die Entstehungsursachen des Schnupfens in allen Fällen klar. Soviel ist jedenfalls erwiesen, daß ein Schnupfen auf recht verschiedene Weise entstehen kann. Die beiden häufigsten Ursachen sind erstens die Ansteckung und zweitens die Erkältung. Der Schnupfen entsteht durch Ueberhandnehmen der Schnupfenbazillen in der Nase. Die Schnupfenbazillen leben zwar immer und überall, solange aber die Nasenschleimhaut gesund ist, können sich die Bazillen auf ihr nur sehr beschränkt fortpflanzen, und der Mensch merkt folglich nichts von ihrer Anwesenheit. Kommt der Mensch aber mit anderen Menschen, die einen Schnupfen haben und in deren Nase sich die Schnupfenbazillen in besonders großer Zahl und in besonders kräftigen Exemplaren entwickelt haben, zusammen, so übertragen sich durch Anhusten, Händereichen, durch Benutzung desselben Handtuches oder desselben Eßgeschirrs die besonders kräftigen Schnupfenbazillen, und der Gesunde wird durch Ansteckung ebenfalls schnupfenkrank. So erklärt sich die Tatsache, daß zu gewissen Zeiten, namentlich bei feucht-warmem Wetter, das den Bazillen, ähnlich ihren großen Vettern im Walde, den Pilzen, zur Fortpflanzung sehr dienlich ist, die Schnupfenkrankheit sich wie eine Epidemie über Familien, Schulen, Fabriken und ganze Städte, ja ganze Länder ausbreitet, während in trockenen Jahreszeiten der Schnupfen nur ganz vereinzelt auftritt, weil der Schnupfenbazillus in trockener Luft nur schlecht gedeiht.

Eine zweite Ursache des Schnupfens ist die Erkältung. Die Nase und insbesondere die in der Nase befindlichen, von sehr vielen Adern durchflossenen Nasenmuscheln wirken neben vielen anderen Aufgaben auch als Wärmeregeler. Der Körper muß zur Aufrechterhaltung seiner Funktionen seine Innenwärme auf immer derselben Höhe von ungefähr 40° erhalten. Wird die Körpermaschine durch Einfuhr von heißen Speisen oder durch Körperarbeit zu heiß, so fließt das Blut in die Haut und vor allem auch in die Schleimhaut der Nasenmuscheln und ebenso in die Oberfläche der Luftröhren und der Lungenschleimhaut, um sich hier abzukühlen und die Innentemperatur möglichst rasch wieder auf den Normalzustand herabzudrücken. Sitzen wir in einem warmen Theater oder tanzen wir in einem heißen Saal, so überhitzt sich unsere Körpermaschine, und die Außenhaut und ebenso die Schleimhaut der Nase und der Luftröhre füllen sich stark mit heißem Blut, wir sehen rot aus und empfinden die Blutfülle der Haut als Hitze und



Die im warmen Ballsaal erhöhte Körperwärme treibt auch die Temperatur der Nasenmuschel herauf, da diese als Wärmeregulationsapparat funktioniert und daher mit den Hautbezirken in Nervenverbindung steht. Bleibt die Körperhaut wie bei der eingehüllten Mutter warm, so kühlt sich auch die Muschelschleimhaut nur unwesentlich ab. Bei der leichtbekleideten Tochter aber fällt die Hauttemperatur der Beine um 12° und die der Muschel um 9°; die empfindlichen Schleimhautzellen erkranken unter dem Bild eines Schnupfens.

der Schleimhäute als „Brand", Durst. Gehen wir nun rasch und leicht bekleidet ins Freie, so kommt die blutüberfüllte und überhitzte Schleimhaut mit der kalten Winterluft in Berührung, und der jähe Temperaturwechsel kann die Schleimhaut derart schädigen, daß sie sich entzündet und nun in den Luftröhren ein Luftröhrenkatarrh und in der Nase ein Nasenkatarrh, ein Schnupfen, auftritt.

Es braucht aber garnicht die Schleimhaut selber zu sein, die unter der plötzlichen Kälte der Luft leidet, sondern es genügt schon, daß man mit einem leichten Schuh oder einem zarten Strumpf aus einem heißen Saal heraustritt, um sich zu erkälten. In dem Augenblick, wo die Winterkälte an das soeben noch überhitzte Bein schlägt, meldet dieses durch seine Nerven dem Gehirn droben: es ist kalt, spar' unsere Wärme, stelle alle Außenleitungen ab! und sofort krampft das Gehirn durch besondere Nerven, die zu den Adern führen, die Hautadern stark zusammen, damit die in der Winterkälte notwendige Wärme nicht verloren geht, und sofort wird auch die soeben noch blutüberschwemmte, hochrote, warme Nasenmuschel blutarm, blaß und kühl. Diesen jähen Wechsel verträgt die feine Schleimhaut nicht. Die Zellen, von innen her nicht erwärmt, erfrieren unter dem von außen einströmenden eiskalten Luftstrom — — — und sofort entwickeln sich die immer in der Nase befindlichen, sonst aber zurückgehaltenen Schnupfenbazillen auf dem „Mistbeet" der abgefrorenen Schleimhautzellen und der Schnupfen ist da!

Es wäre aber durchaus falsch, aus den hier geschilderten Tatsachen den Schluß zu ziehen, daß man unter allen Umständen Haut und Schleimhäute vor Kälte schützen müßte. Im Gegenteil, schädlich ist nur der unvermittelte Uebergang von Ueberhitzung zu starker Abkühlung wie beim Verlassen eines Ballsaales. Unter normalen Umständen dagegen soll man sowohl Haut wie Schleimhäute möglichst an frische Luft und niedere Temperatur gewöhnen und diese so abhärten, daß sie geringe Schwankungen nicht empfinden und nicht bei jedem Temperaturwechsel erkranken. Abhärtung unter normalen Bedingungen, aber Schonung in Ausnahmefällen wie beim Verlassen eines heißen Zimmers in Winterkälte — — — das ist die Regel, seine Schleimhäute gesund zu halten.

Meier in Groß-Lemkowitz bei Paddenburg. Er zahlt Euch anständige Preise, ich schreibe ihm gleichzeitig. Gruß! Rabe."

„Siehst Du," stöhnte Max, „jetzt sitzen wir da mit Deiner bodenlosen Unverfrorenheit! Jetzt ist alles verloren — auch für die Zukunft!" Hans stierte eine Weile vor sich hin. Dann ging er fort.

Als er — ziemlich bald wiederkam, sang er schon über die Treppe herauf vergnügt sein Leiblied:

„Ottheinrich, der Pfalzgraf bei Rheine,
Der sprach eines Morgens „Remblem" ....

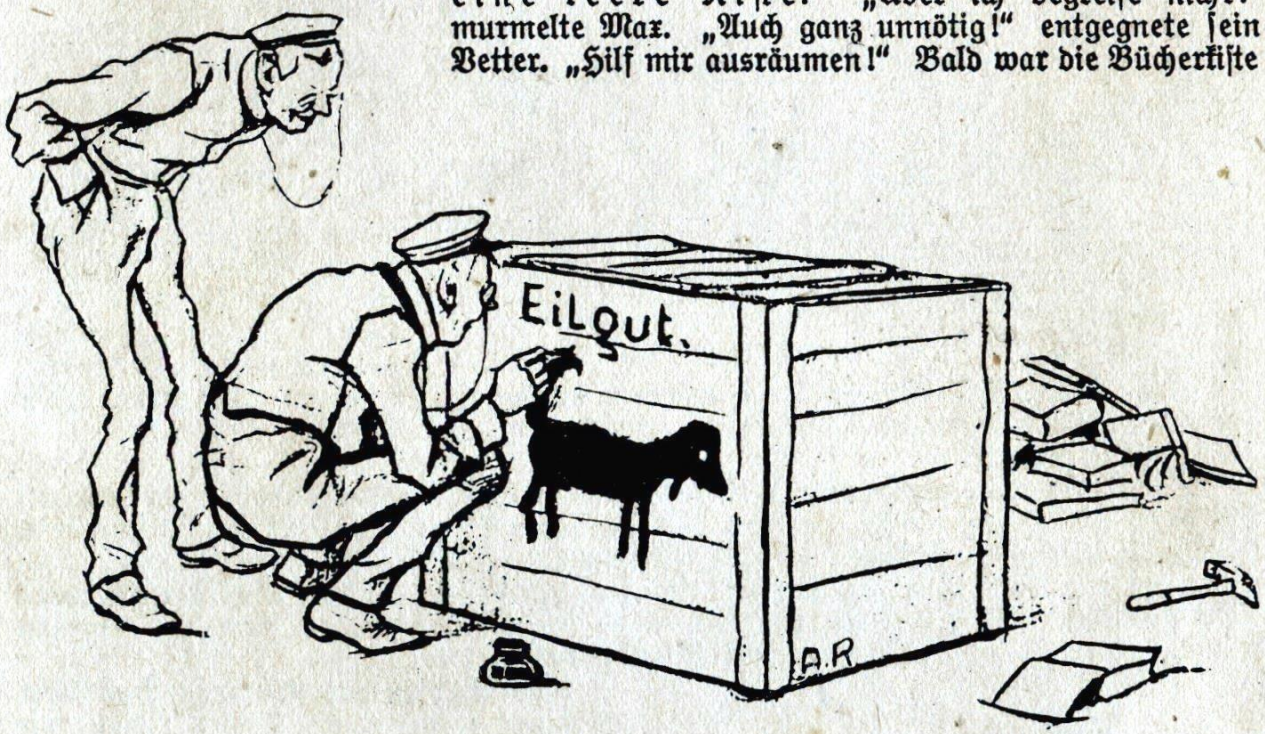
„Nun — und ?" fragte sein Vetter verwundert.

„Es gibt kein Groß-Lemkowitz!" sagte Hans. „Ich war auf der Post. Der Raben-Onkel hat uns durchschaut und hereinlegen wollen — — — der Förster Meier existiert so wenig wie Minka samt Familie."

„Umso schlimmer" brummte Max.

„Umso besser!" rief Hans. „Nun fangen wir ihn erst recht — wir führen den Auftrag aus!". Der andere sah ihn verdutzt an: „aber wieso denn? Wozu denn? Und wir haben ja gar keine Hunde!"

Sein Vetter wühlte schon in der Ecke. „Sehr einfach!" lachte er. „Wir schicken eine leere Kiste!" „Aber ich begreife nicht!" murmelte Max. „Auch ganz unnötig!" entgegnete sein Vetter. „Hilf mir ausräumen!" Bald war die Bücherkiste



leer, dann malte Hans einen Tintenhund und in mächtigen Lettern „Eilgut" darauf, beschwerte sie und verpackte sie kunstgerecht, wie es die „Insassen" erforderten, und versandte sie an den „Förster Meier in Groß-Lemkowitz bei Paddenburg."

Max schüttelte nur immer den Kopf und sprach von „Hirnrissigkeiten." —

Am fünften Tag kam die Kiste als „unbestellbar" zurück mit einer Menge von Stempeln und Vermerken auf ihr selbst und dem Frachtbrief.

„Was soll nun der ganze Unsinn" brummte Max. „Ausgezeichnet!" sagte Hans der alles genau prüfte, und setzte sich an den Tisch.

„Was schreibst Du denn schon wieder Grauenhaftes"? rief sein Vetter verblüfft. Hans schrieb:

„Lieber Onkel!

Leider eine sehr traurige Mitteilung.

Wir haben die sieben Hunde natürlich sofort, Deinem für uns maßgebenden Wunsche entsprechend, an Deinen Freund, Förster Meier in Groß-Lemkowitz b. Paddenburg, gesandt — siehe beiliegenden Frachtbrief! Nun existiert Groß-Lemkowitz nicht! — siehe Frachtbrief!

Du mußt mystifiziert worden sein. —

Das Ergreifende ist aber folgendes: Wir hatten den Hunden natürlich keine Nahrung mitgegeben, weil wir annehmen durften, sie würden höchstens einen Tag unterwegs

sein. Statt dessen waren sie nun fünf Tage auf der Fahrt — siehe Frachtbrief! Leider sind dabei alle sieben verhungert!

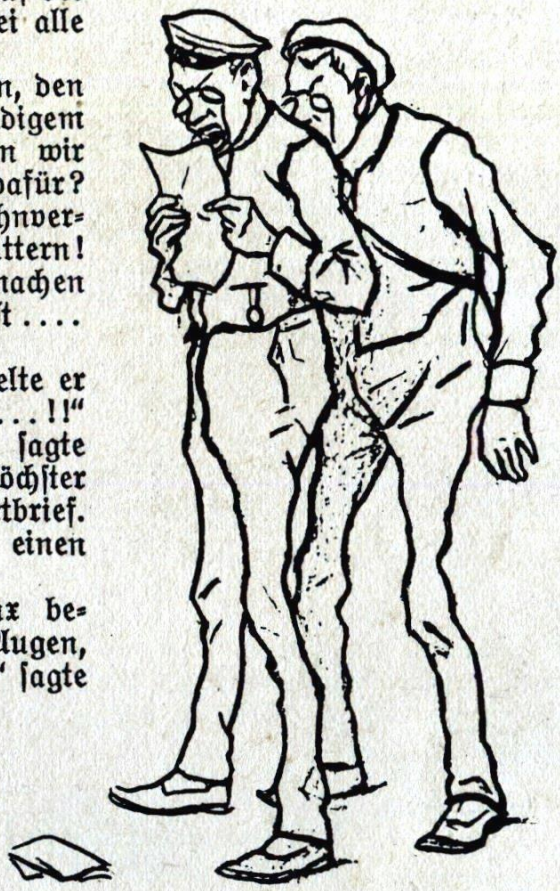
Der für unseren Freund erwachsene Schaden, den wir ihm ersetzen müssen, beträgt nach sachverständigem Gutachten mindestens ℳ 300.—. Wen sollen wir nun regreßpflichtig machen? Wer deckt uns dafür? Förster Meier? Unauffindbar! Die Bahnverwaltung? Sie brauchte die Tiere nicht zu füttern!

Es liegt mir fern, Dir einen Vorwurf zu machen — aber wenn Du Dich erst besser erkundigt hättest ....

Max starrte sprachlos auf das Papier.

„Der Chimborasso aller Keckheit!" murmelte er dann. „Er kommt persönlich und enterbt uns ....!" Hans zuckte die Achseln. „Warten wir's ab!" sagte er ruhig. — Der nächste Tag verlief unter höchster Spannung. Abends kam ein Brief — ein Wertbrief. Hans öffnete ihn, schrie „Hurra" und tat einen Luftsprung.

Drei Hunderter flatterten heraus. Max betrachtete die blauen Scheine mit ungläubigen Augen, dann fiel er dem Vetter um den Hals. „Genie" sagte er. — Hierauf lasen sie:





„Liebe Neffen! Elende Halunken!

Brief und Frachtbrief erhalten — Respekt! Förster Meier existiert nicht; das ist richtig. Wenn aber je einer von Euren sieben biederen Bernhardinern existiert hat, soll mich noch heut' der gewöhnlichste Haifisch fressen!

Ich dachte, ihr würdet beidrehen, wenn Euch der Wind so scharf anbläst. Ihr habt es vorgezogen, Eure Schwindelfregatte ans Ziel zu steuern. Ist auch gar nicht übel gelungen.

Na, schließlich habe ich einen guten Witz auch ganz gern und schick' Euch daher anbei als „Regreßpflichtiger" die 300 Mark für Eure „verhungerten" Köter. Aber den Quartalszuschuß von 100 Mark entziehe ich Euch — Ihr bekommt dafür monatlich jeder 60 Mark. Wenn Ihr mir indessen noch einmal mit Eurer Hundezüchterei vorflunkert, dann hol' Euch der Teufel, Ihr Malefizkerle!

Rabe."

Am Stammtisch.

„Was schneiden Sie da aus der Zeitung, Herr Kollege?" — „Einen Bericht, daß in England eine Frau zu Gefängnis verurteilt wurde, weil sie die Taschen ihres Mannes durchsucht hat!" — „Und was wollen Sie damit machen?" — „Den Ausschnitt in meine Tasche stecken!"

Humor.

Gute Lehre.

„Wo warst du denn heute vormittag?“ fragte an einem Sonntagsmorgen der Gatte. — „In der Kirche, du hättest mitkommen sollen, der Herr Pfarrer hat eine schöne Rede gehalten, es hätte dir sicher auch wohl getan. Er hat über die kleinen Unehrlichkeiten und Betrügereien des Lebens gesprochen — man fühlte sich nachher direkt als ein besserer Mensch.“ — „Bist du nach Hause gegangen?“ — „Nein, ich bin mit der Straßenbahn gefahren und denke dir, was ich da für Glück hatte, der Schaffner hat gar kein Billett von mir verlangt, und so bin ich umsonst gefahren.“

Die Aehnlichkeit.

„Nun, wem sieht euer Kindchen denn ähnlich?“ — „Es hat meine Nase und die Augen seiner Mutter, aber die Stimme scheint es von unserer Autohupe zu haben!“

Ein Hartgesottener.

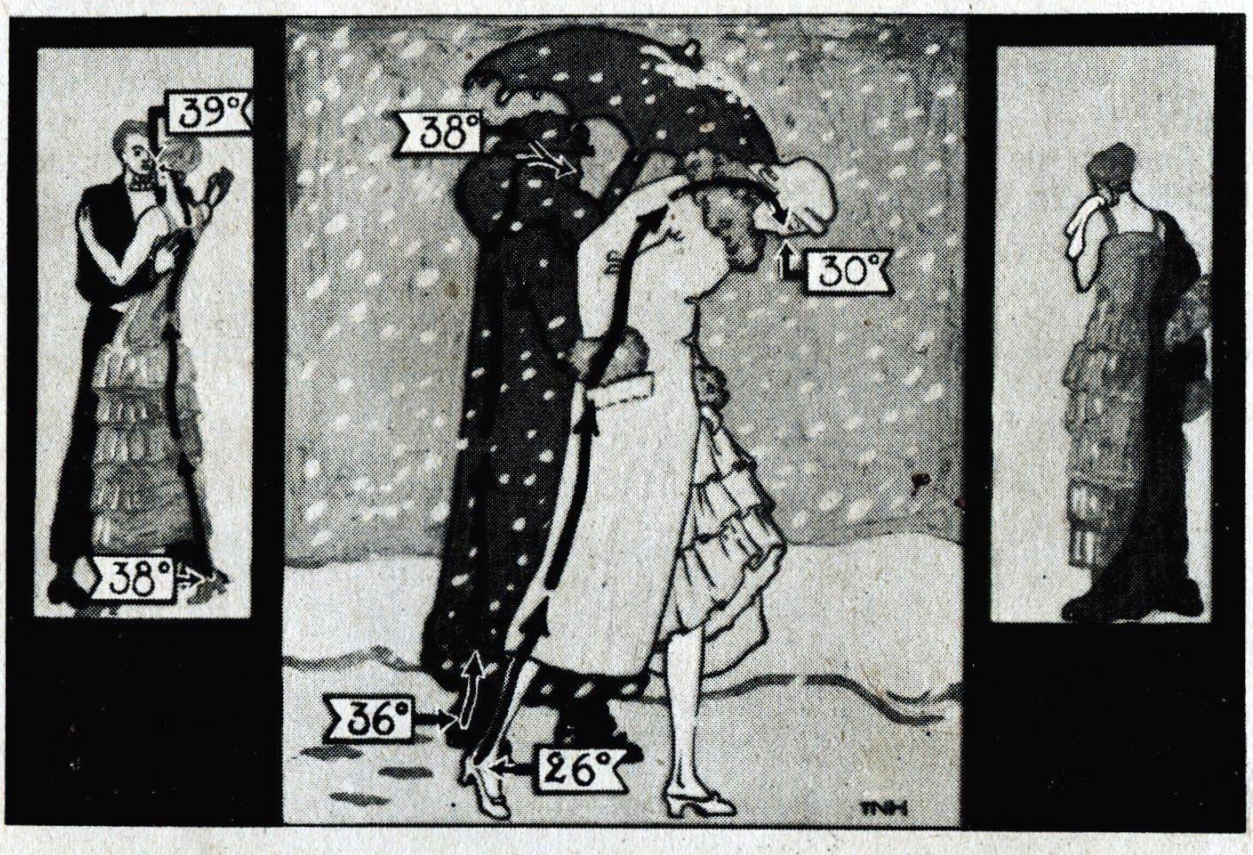
Der Mooshofbauer liegt im Sterben. Da kommt der Steiniger, sein ärgster Todfeind, an sein Lager und die beiden versöhnen sich. „Du,“ ruft der Mooshofbauer dem Steiniger nach, wie dieser fortgeht, „aber wenn ich wieder gesund werde — dann gilt es nicht.“

Wie entsteht ein Schnupfen.

Von Dr. Fritz Kahn, Charlottenburg.

Jeder Mensch hat wohl in seinem Leben einmal oder gar schon viele Male einen Schnupfen gehabt, aber die wenigsten Menschen wissen, wie ein Schnupfen entsteht. Ja, wenn man ganz gerecht sein soll, ist sich auch die Wissenschaft nicht völlig über die Entstehungsursachen des Schnupfens in allen Fällen klar. Soviel ist jedenfalls erwiesen, daß ein Schnupfen auf recht verschiedene Weise entstehen kann. Die beiden häufigsten Ursachen sind erstens die Ansteckung und zweitens die Erkältung. Der Schnupfen entsteht durch Ueberhandnehmen der Schnupfenbazillen in der Nase. Die Schnupfenbazillen leben zwar immer und überall, solange aber die Nasenschleimhaut gesund ist, können sich die Bazillen auf ihr nur sehr beschränkt fortpflanzen, und der Mensch merkt folglich nichts von ihrer Anwesenheit. Kommt der Mensch aber mit anderen Menschen, die einen Schnupfen haben und in deren Nase sich die Schnupfenbazillen in besonders großer Zahl und in besonders kräftigen Exemplaren entwickelt haben, zusammen, so übertragen sich durch Anhusten, Händereichen, durch Benutzung desselben Handtuches oder desselben Eßgeschirrs die besonders kräftigen Schnupfenbazillen, und der Gesunde wird durch Ansteckung ebenfalls schnupfenkrank. So erklärt sich die Tatsache, daß zu gewissen Zeiten, namentlich bei feucht-warmem Wetter, das den Bazillen, ähnlich ihren großen Vettern im Walde, den Pilzen, zur Fortpflanzung sehr dienlich ist, die Schnupfenkrankheit sich wie eine Epidemie über Familien, Schulen, Fabriken und ganze Städte, ja ganze Länder ausbreitet, während in trockenen Jahreszeiten der Schnupfen nur ganz vereinzelt auftritt, weil der Schnupfenbazillus in trockener Luft nur schlecht gedeiht.

Eine zweite Ursache des Schnupfens ist die Erkältung. Die Nase und insbesondere die in der Nase befindlichen, von sehr vielen Adern durchflossenen Nasenmuscheln wirken neben vielen anderen Aufgaben auch als Wärmeregeler. Der Körper muß zur Aufrechterhaltung seiner Funktionen seine Innenwärme auf immer derselben Höhe von ungefähr 40° erhalten. Wird die Körpermaschine durch Einfuhr von heißen Speisen oder durch Körperarbeit zu heiß, so fließt das Blut in die Haut und vor allem auch in die Schleimhaut der Nasenmuscheln und ebenso in die Oberfläche der Luftröhren und der Lungenschleimhaut, um sich hier abzukühlen und die Innentemperatur möglichst rasch wieder auf den Normalzustand herabzudrücken. Sitzen wir in einem warmen Theater oder tanzen wir in einem heißen Saal, so überhitzt sich unsere Körpermaschine, und die Außenhaut und ebenso die Schleimhaut der Nase und der Luftröhre füllen sich stark mit heißem Blut, wir sehen rot aus und empfinden die Blutfülle der Haut als Hitze und



Die im warmen Ballsaal erhöhte Körperwärme treibt auch die Temperatur der Nasenmuschel herauf, da diese als Wärmeregulationsapparat funktioniert und daher mit den Hautbezirken in Nervenverbindung steht. Bleibt die Körperhaut wie bei der eingehüllten Mutter warm, so kühlt sich auch die Muschelschleimhaut nur unwesentlich ab. Bei der leichtbekleideten Tochter aber fällt die Hauttemperatur der Beine um 12° und die der Muschel um 9°; die empfindlichen Schleimhautzellen erkranken unter dem Bild eines Schnupfens.

der Schleimhäute als „Brand", Durst. Gehen wir nun rasch und leicht bekleidet ins Freie, so kommt die blutüberfüllte und überhitzte Schleimhaut mit der kalten Winterluft in Berührung, und der jähe Temperaturwechsel kann die Schleimhaut derart schädigen, daß sie sich entzündet und nun in den Luftröhren ein Luftröhrenkatarrh und in der Nase ein Nasenkatarrh, ein Schnupfen, auftritt.

Es braucht aber garnicht die Schleimhaut selber zu sein, die unter der plötzlichen Kälte der Luft leidet, sondern es genügt schon, daß man mit einem leichten Schuh oder einem zarten Strumpf aus einem heißen Saal heraustritt, um sich zu erkälten. In dem Augenblick, wo die Winterkälte an das soeben noch überhitzte Bein schlägt, meldet dieses durch seine Nerven dem Gehirn droben: es ist kalt, spar' unsere Wärme, stelle alle Außenleitungen ab! und sofort krampft das Gehirn durch besondere Nerven, die zu den Adern führen, die Hautadern stark zusammen, damit die in der Winterkälte notwendige Wärme nicht verloren geht, und sofort wird auch die soeben noch blutüberschwemmte, hochrote, warme Nasenmuschel blutarm, blaß und kühl. Diesen jähen Wechsel verträgt die feine Schleimhaut nicht. Die Zellen, von innen her nicht erwärmt, erfrieren unter dem von außen einströmenden eiskalten Luftstrom — — — und sofort entwickeln sich die immer in der Nase befindlichen, sonst aber zurückgehaltenen Schnupfenbazillen auf dem „Mistbeet" der abgefrorenen Schleimhautzellen und der Schnupfen ist da!

Es wäre aber durchaus falsch, aus den hier geschilderten Tatsachen den Schluß zu ziehen, daß man unter allen Umständen Haut und Schleimhäute vor Kälte schützen müßte. Im Gegenteil, schädlich ist nur der unvermittelte Uebergang von Ueberhitzung zu starker Abkühlung wie beim Verlassen eines Ballsaales. Unter normalen Umständen dagegen soll man sowohl Haut wie Schleimhäute möglichst an frische Luft und niedere Temperatur gewöhnen und diese so abhärten, daß sie geringe Schwankungen nicht empfinden und nicht bei jedem Temperaturwechsel erkranken. Abhärtung unter normalen Bedingungen, aber Schonung in Ausnahmefällen wie beim Verlassen eines heißen Zimmers in Winterkälte — — — das ist die Regel, seine Schleimhäute gesund zu halten.

Aus aller Welt.

Vier Stunden hat der Eskimo Nanuk gebraucht, bis er langsam auf dem Bauch vorgerutscht ist und sich an die Robben herangeschlichen hat. Da hat er husten müssen. Die Robben sind auf und davon und er hat das Nachsehen gehabt. Seitdem nimmt er immer vorher Pfarrer Heumanns Thymomaltpastillen.



Die Stimme des Toten.

Erzählung von Max Karl Böttcher.
Illustrationen von Reinhold Bach.

Konrad Gould, der erste Ingenieur der nordafrikanischen Platin-Compagnie, schritt auf der improvisierten Veranda des alten Felsgemäuers unruhig auf und ab, und als seine Nervosität den Höhepunkt erreicht hatte, schlug er mit der Faust an den in der Verandatür hängenden Gong, sodaß es wie tiefer Domglockenschlag dumpf aufdröhnte. Fast augenblicklich huschte Hafid, ein junger, gewandter Kabyle, herbei und verneigte sich nach arabischer Sitte vor dem Herrn.

„Sattle mein Pferd und führe es vor, aber etwas schnell!“ Der braune Bursche zögerte und blickte besorgt rückwärts nach der Wüste zu.

„Mister Gould wollten jetzt ausreiten? Jetzt Mister?“

„Was sonst, Bursche, wenn ich mein Pferd bestelle!“ fuhr Konrad Gould auf.

„Herr, schaut den gelbroten Schimmer am Horizont! Das bedeutet Wüstensturm! Sandsturm! Und Ihr wißt doch, Herr, Wüstensturm ist das Furchtbarste . . .“

„Schweige und tue, was ich befahl.“

Hafid verneigte sich und schlüpfte davon, während Mister Gould sofort sein Auf- und Abwandern wieder beginnen wollte, aber aus der Tür der notdürftig als Wohnstätte hergerichteten Ruine traten Mister Mac Thomson, der kaufmännische Direktor der Platin-Compagnie und der dicke Dalborg, ein Holländer. Er war der Geologe und wissenschaftliche Leiter der Expedition.

„Hafid hat recht, bester Gould!" rief Dalborg, der die letzten Worte der Unterhaltung zwischen Gould und Hafid noch gehört hatte, — — „es ist tatsächlich ein böser Sandsturm zu erwarten, und wenn unser Besuch nicht bald kommt, müssen wir mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen, daß die ganze Karawane mitten in der Wüste vom Samum überrascht wird."

Wie entgeistert starrte Gould den Holländer an.

„Ja, ja, Gould, wir lassen Sie auf keinen Fall jetzt in die Wüste reiten!" stimmte Mac Thomson dem Holländer bei. „Unsere Freunde haben ja ihre Führer mit, die können ihnen mehr helfen als Sie."

Der kleine, dicke Dalborg begann weiter zu räsonieren „Es ist aber auch eine ganz sonderbare Idee vom guten Generaldirektor Green, uns ausgerechnet hier am Wüstenrande besuchen zu wollen, wo wir in dieser uralten maurischen Ruine gerade das allernotdürftigste Unterkommen fanden!"

Eben brachte Hafid das Pferd vorgeführt, aber Gould winkte ihm ab. „Recht so, Gould! Und nun wollen wir sehen, was unsere Damen inzwischen geleistet haben! Sie versprachen, für Miß Maud und ihre Zofe ein leidliches Quartier herzurichten!"

Die drei Herren schritten am Felshang entlang und traten dann in ein zweites, fast verfallenes Gebäude ein. Die gesamte Ruine, in die steilen Felsen eingeklemmt, war ein kläglicher Rest jener maurischen Herrlichkeit, die vor mehr als tausend Jahren ganz Nordafrika und ein gut Teil von Spanien inne hatte. Der Expedition der Platinkompagnie aber war diese Ruine nun ein willkommener Unterschlupf geworden. Einige der englischen Herren hatten ihre Frauen mitgenommen, und diese, Missis Thomson, des kaufmännischen Leiters Gattin, und Missis Dakar, die Gemahlin des zweiten Ingenieurs, wohnten im besser erhaltenen Teile der Ruine. Dann besaß das verfallene Burggemäuer noch, abseits und durch einen Streifen wilden Gestrüpps mit der Ruine verbunden, eine Art Wartturm, nahezu zerstört. Auf den Zinnen dieses alten Bollwerkes hatte Mister Gould eine Radio-Sende- und Empfangsstation eingerichtet, um mit Kru Ben in dauernder Verbindung zu sein. Vor einigen Tagen nun war von der Oase Tafilelt, die etwa 300 Kilometer westlich in der Wüste lag, der Funkspruch eingetroffen, daß Mister Green, der Generaldirektor der Platin-Compagnie, mit seiner Tochter Maud und deren Zofe per Kamel in einer kleinen Karawane weiter nach dem Lager der Forschungsexpedition abgereist seien. Man erwartete seit gestern den Besuch. Da die Herrschaften aber bis heute früh noch immer nicht eingetroffen waren, herrschte im Felslager der Forscher nicht geringe Besorgnis.

Von Kru Ben hatte Mister Gould aus Gründen der Sicherheit eine Truppe von 30 Kabylen mitgenommen, die gegen reichliche Bezahlung die Bewachung der Forschungsexpedition zu besorgen hatte. Scheich Jussuff Hussan, ein ehrwürdiger Greis von hohem Ansehen bei seinen Leuten, war heute früh auf Befehl Goulds mit etwa zehn Mann seiner Truppe in Richtung Tafilelt aufgebrochen, um die fällige Karawane Mister Greens zu suchen. Der größere Teil der Kabylentruppe, etwa zwanzig Mann stark, blieb unter Befehl eines Unterführers, des finsteren Mulai, zurück.

Mister Gould, Mister Thomson und der Holländer traten nun in das „Frauenhaus", und die beiden Damen zeigten mit Stolz einen einigermaßen wohnlich eingerichteten Raum, den sie mit Hilfe von Kisten, Teppichen und Fellen hergerichtet hatten und der Miß Maud in den Tagen ihres Aufenthaltes als Wohnstätte dienen sollte.

Mister Gould bedankte sich besonders warm bei den Damen, und diese quittierten lächelnd den überschwenglichen Dank, denn sie wußten, daß der Ingenieur hoffen durfte, der Schwiegersohn des Generaldirektors zu werden.

Während man im Felslager seit 24 Stunden der Ankunft Greens harrte, schob sich durch das hügelige Wüstenland südlich Marokkos eine kleine Karawane. Voran ritt auf einem kleinen Berberroß Toran Irad, der braune Wüstensohn, der Führer der Karawane. Zwei altmodisch bewaffnete Kerle bildeten die Bewachung und trotteten stumpfsinnig hinter dem Zuge her. Zwischen ihnen und Irad schaukelten auf jungen, kräftigen Kamelen Mister Green, Miß Maud und die Zofe der Lady. Ihnen folgten noch sieben oder acht Lasttiere, von ebenfalls bewaffneten Gestalten geführt,

und schleppten Proviant, Wasser, Zelte und das Gepäck der Europäer. Seit sieben Tagen war man nun unterwegs, und Miß Maud bereute schon längst das Abenteuer, zu dem sie ihren Vater, den sie voll und ganz beherrschte, verführt hatte. Diesen Wüstenritt hatte sich die Lady als den Höhepunkt ihrer Erlebnisse gedacht, und er wurde nun zur endlosen Qual, denn in unbarmherziger Glut brannte die Sonne auf die Wüste und schien alles Blut in den Adern eintrocknen zu wollen, die Nächte in den Zelten dagegen waren eisigkalt. Alle Glieder und Muskeln schmerzten vom ewigen Schaukeln auf dem harten Kamelsattel! Und nun, nahezu am Ziel, überraschte sie noch der furchtbare, schreckliche Wüstensturm. Toran Irad, der kundige Führer, hatte schon vor einer Stunde besorgt nach Südost geblickt. Die rotgelben Wolken am Horizont, zu so früher Morgenstunde zumal, verkündeten nichts Gutes. Er winkte einen der Araber zu sich heran, zeigte nach dem glutenden Morgenhimmel und sagte leise: „Was denkst du, Kaschid, über diesen Himmel in Südost?"

Der Araber antwortete finster: „Kaschid ist voll Staunens, daß unser Herr, der doch die Wüste und seine schlimmste Geißel, den Samum, kennt, nicht längst nach Norden abbog, um im Gebirge Schutz zu suchen!"

Toran Irad lenkte wortlos sein Pferd nach rechts und nun zog die Karawane plötzlich nordwärts. Ganz von selbst beschleunigten alle Reittiere ihr Tempo so viel es nur möglich war. In der Ferne sah man gen Mitternacht die Hügel und Felsenriffe des Anti-Atlas-Gebirges, das seine niederen Ausläufer weit in die Wüste vor-



schob. Wenn der Wüstensturm nur noch eine Stunde auf sich warten ließ, konnte man hoffen, hinter schützenden Felswänden vor den furchtbaren Sandwogen des aufgepeitschten Wüstengrundes sicheren Hort zu finden.

War es bisher nahezu windstill gewesen, so erhob sich nun mit einem Male ein Lüftchen, aber nicht erquickend und labend, sondern als ströme ein Schmelzofen irgend einer Industriehütte seinen glühenden Odem aus, so fuhr der Gluthauch über die ächzende Reisegesellschaft dahin.

Wie von unsichtbarer Riesenhand gehoben, schoben sich die blutroten Wolkenmassen mit einem Male über Himmel und Sonne und binnen weniger Sekunden lag Dämmerung über der Wüste, und wieder einige Augenblicke später war Nacht!

Die Kamele stemmten die Vorderfüße in den Boden und stießen klägliche, gellende Schreie aus, dann drängten sie schnell zusammen, ließen sich auf die Knie nieder und kuschelten sich tief, tief in den Sand. Toran Irad gab nun kurz seine Befehle. Die lasttragenden Tiere wurden am weitesten nach Süden zu, von wo der Samum kommen mußte, gelegt, und hinter den verschnürten Traglasten, die wie eine Schanze waren, kauerten sich nun, eng an die Leiber der Kamele geschmiegt, die Menschen. Und es wurde höchste, allerhöchste Zeit! Durch die Luft ging jetzt ein unheimlich Rauschen und Rascheln, das näher und näher kam und zu einem ohrenbetäubenden Lärm anwuchs — und nun war er über ihnen, der Sandsturm! Wie sich überstürzende Meereswogen überschütteten die Sandfluten das am Boden kauernde Häuflein Menschen und Tiere, und eine Backofenhitze legte sich in verzehrender Glut über das Land.

Die Köpfe am Boden, das Gesicht tief in den Sand gedrückt, so ließen alle die armen, ächzenden Wesen das schauerliche Wetter über sich ergehen. Nasen, Ohren, Lippen, Haar, Augen, alles klebte vor feuchtem, feinstem Sand. Das Herz wollte schier springen vor trockener, ätzender Hitze, der Atem stockte, denn die Lungen streikten und weigerten sich, die sandgeschwängerte Luft aufzunehmen. So lagen und kauerten die Armen und die Sekunden dünkten sie Ewigkeiten! Und doch dauerte die ganze Qual noch nicht fünf Minuten. Dann war er vorüber der Samum! In zwanzig Kilometer breiter Phalanx raste er weiter, dem Gebirge zu.

Mister Green erhob sich zuerst, taumelte und stürzte zu Boden und ein Strom schleimigen Sandes entquoll seinem Munde. Nun waren auch die anderen auf und wühlten sich aus dem Sandgrabe, in das der Samum sie gebettet hatte. Alles an ihnen klebte vor Schweiß, nur Lippen, Zunge, Gaumen, Nasenränder und Augen brannten wie Höllenfeuer. „Gebt uns zu trinken!“ stöhnte Miß Maud und stützte dabei den alten Vater.

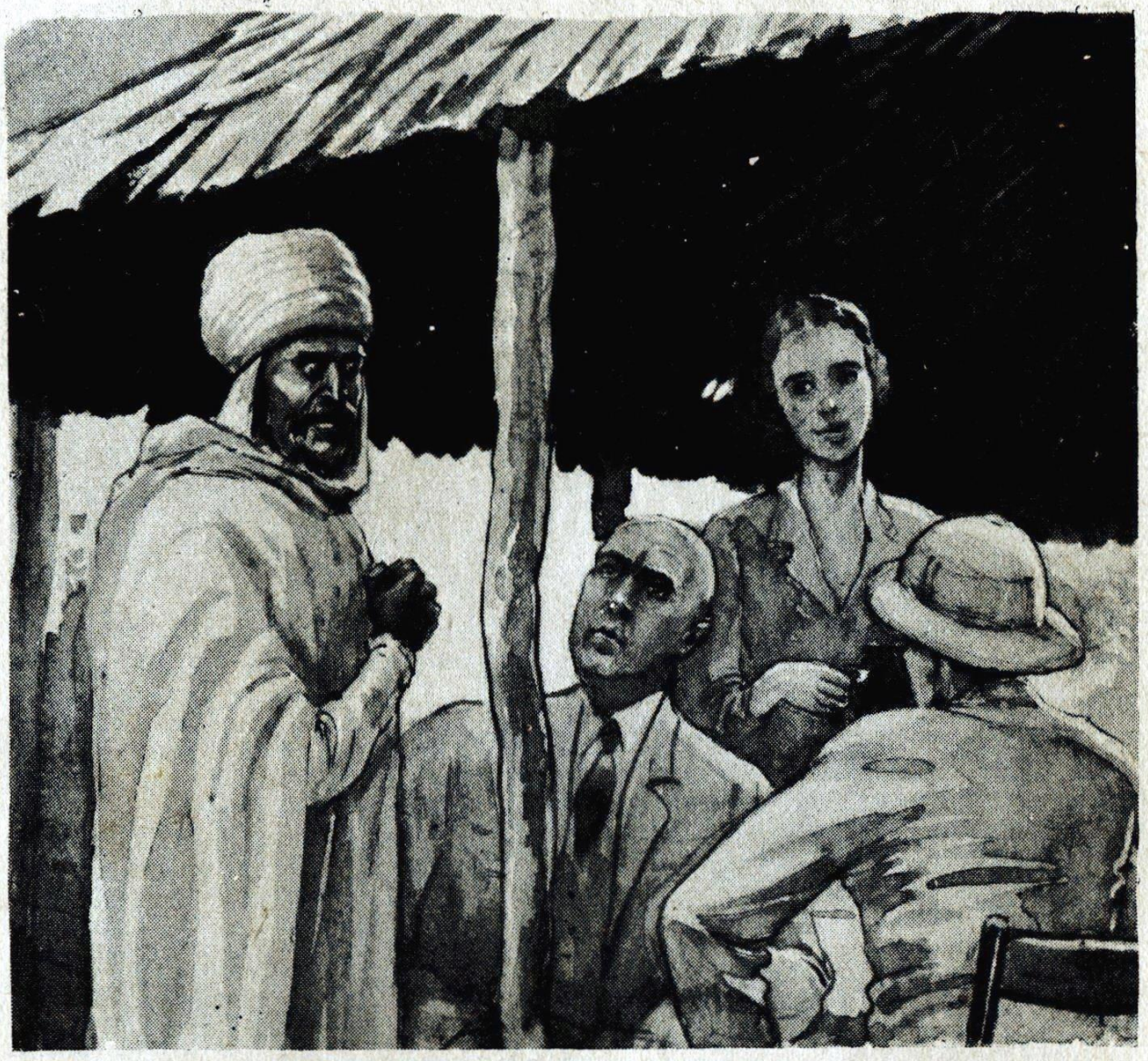
Toran Irad holte einen Wasserschlauch und ließ die Oeffnung gähnen. — Leer, ausgebrannt von der furchtbaren Glut, die wohl an die 70 Grad Celsius erreicht hatte, waren die Wasserbehälter.

„Wir sind verloren!“ ächzte Mister Green!

„Nein! In zwanzig Minuten sind wir im Gebirge! Dort rasten wir, dort findet sich auch Wasser, das uns stärkt!“ tröstete der Führer. Man erkletterte, zu Tode matt, die Kamele, die Araber bestiegen ihre Pferde und nun ging es im raschen Tempo nach den kaum noch 3 Kilometer entfernten Hügeln und Felsschluchten. — Toran fand in einer Felshöhle bald eine sickernde Quelle. Viel Wasser bot sie nicht, aber genug, um jedem der Menschen einen Becher voll zu reichen! Und dann, als alle gerastet hatten, als auch die Tiere jedes ein wenig belebendes Naß erhalten hatten, ging es weiter dem Ziele zu.

Um die Mittagszeit traf man endlich im Felsquartier der Expedition ein! Nun aber war die Freude und das Glück des Geborgenseins doppelt groß. Wie eben genesene Kinder wurden sie umhegt und gepflegt. Nachdem sie sich durch ein erquikkendes Bad gereinigt und gestärkt hatten, saß man selbander auf der Veranda im Herrenquartier beim leckeren Mahle, das Sinther, der englische Koch, aus besten Konserven bereitet hatte, und labte sich an den Genüssen, die man sich wenige Stunden vorher, im heißen Wüstensande eingebettet und mit dem Tode ringend, nie und nimmer träumen ließ.

Nach dem Mahle trat der finstere Mulai, der Unterführer der Kabylen, auf die Veranda. Als er die goldhaarige, berückend schöne Maud erblickte, blieb er wie er-



starrt stehen und stierte das junge Mädchen an, als sei es eine überirdische Gestalt. Dabei funkelten seine Augen und eine wilde Gier trat in seine tierischen Züge, die ihn erschreckend abstoßend machte.

„Was willst Du, Mulai?" herrschte Dalborg den Unterführer an, empört über dessen unverschämtes Anstieren der Miß. Der Eingeborene zuckte zusammen, konnte seine Augen nur mit Mühe von Mauds Lichtgestalt losreißen und meldete dann mit spröder Stimme, daß Toran Jrad, der Führer der kleinen Karawane mit seinen Leuten nach kurzer Rast und Atzung nach Westen weitermarschiert sei, um bis zum Abend noch die winzige Oase Korandin, die etwa 16 Kilometer westwärts lag, zu erreichen. Ferner fragte er, ob er Scheich Jussuff benachrichtigen solle, daß die Sahibs eingetroffen seien.

„Tue das, Mulai, und komme nicht wieder unangemeldet auf die Veranda! Hast Du eine Frage oder eine Meldung, so sende erst Hafid und frage an, ob wir Dich sprechen wollen!" gebot Dalborg kurz und hart dem Unterführer.

Mit einem haßerfüllten Blick und doch mit hündischer Unterwürfigkeit verneigte sich Mulai tief vor den Herren und verließ dann, unentwegt nach Miß Maud schauend, die Veranda. Das Mädchen hatte von all dem nichts gemerkt. Es saß etwas abseits auf einem geflochtenen Sessel, hatte den Rücken und das blonde Haupt an den Bambusstamm des Sonnendaches gelehnt, die Hände, die eine zierliche Tasse umfaßten, ruhten im Schoße. Verträumt und mit glückseligem Lächeln lauschte sie den Worten Mister Goulds, der vor ihr, auf den Tisch gestützt, stand und mit leiser, linder Stimme zu ihr sprach. Die Herrschaften am Tisch schauten verstehend und mit verstohlenen Blicken nach den beiden und gaben sich stille Zeichen, um ja die jungen, verliebten Leute nicht zu stören.

Mister Green, Mauds Vater, hatte sich in das Haus zurückgezogen, um auf dem



weichen Feldbett ein Schläfchen nach den überstandenen Anstrengungen zu tun. Eben ritt Mulai mit seiner Schar Kabylen drunten vorüber, dem Gebüsch zu, das den Gebirgsrand einsäumte.

Das Getrappel der Pferde ließ Miß Maud aus ihrer Versunkenheit erwachen.

„Wer sind diese Araber, Cony?" fragte sie Mister Gould.

„Das sind keine Araber, Darling! Das sind Kabylen, eine Mischrasse von Arabern und Berbern. Sie sind ein Teil, und zwar der bei weitem größere unserer Bewachungsmannschaft, die wir aus Kru Ven zu unserem Schutze mitnahmen. Die Truppe reitet aus, um Jussuff Hussan zu suchen, ihren Scheich, den wir mit etwa zehn Leuten heute früh Euch entgegengeschickt hatten, Euch zu suchen und hierher zu führen."

„Wie fürsorglich von Euch! Doch sag, Cony, wer ist dieser finstere Mensch, der

vorausreitet und mich mit seinen schwarzen Augen fast durchbohrt! Wer ist der Mann?"

„Mulai, der Unterführer! Ein Bursche, dem ich nicht über den Weg traue! Er war doch erst vor wenigen Minuten hier auf der Veranda und sprach mit Dalborg! Sahst Du ihn nicht?"

„Nein, Cony, ich sah nur Dich!" sagte sie leise und errötete dabei so lieblich, daß sich Gould beherrschen mußte, um das Mädchen nicht an sich zu reißen. Er bat nun Maud, mit ihm zur Radiostation zu gehen, er wolle nach der Oase Tafilelt funken, daß die Karawane mit Mister Green und Miß Maud zwar verspätet, aber wohlbehalten angekommen sei. Langsamen Schrittes gingen sie nun nach der Radiostation, und als sie den zerfallenen Wartturm mühsam auf einer rohgezimmerten Behelfsleiter erklommen hatten, mußte Gould, als er den Sendeapparat einstellte, zu seinem Erstaunen erkennen, daß irgend eine unberufene Hand sich am Sender vergriffen hatte. Er probierte und probierte, aber der Apparat versagte den Dienst.

„Aergerlich! Zu ärgerlich! Wenn ich den Burschen ertappe, der uns die Station in Unordnung gebracht hat, soll er exemplarisch bestraft werden!" rief Gould. „Ich geleite Dich jetzt zurück, Maud, und sobald Du Dich zu einem Ruhestündchen zurückgezogen hast will ich den Apparat wieder bauen. Hoffentlich gelingt es mir!"



Sie kehrten nun zur Veranda zurück, wo Hafid eben Kaffee servierte und dann zur Unterhaltung der Herrschaften allerlei orientalische Kunststücke vorführte. Der dürre, kakaobraune Bursche war ein fixes Kerlchen mit unglaublichen fakirhaften Begabungen. Er konnte Feuer fressen, lange Säbel bis tief in seinen Magen versenken, Nägel in das Fleisch seiner Schenkel treiben, ohne Schmerz zu zeigen und ohne Blutung der Wunden. Geradezu ein Meister war er in der täuschendsten Nachahmung aller nur denkbaren Stimmen, sei es von Tieren der Wüste oder von Menschen, Herren wie Damen. Er vertrieb den Herrschaften ein Stündchen Zeit auf die angenehmste Weise. Aber dieser sorglose, glückliche Nachmittag wurde plötzlich auf die grausamste Weise gestört.

Aus dem niederen Gebüsch, das etwa 50 Schritt vor dem Felsquartier sich hinzog, stürzte schreiend und wild rufend ein brauner Kabyle hervor und wankte auf die Veranda zu. Sein Fetz klebte vor Schweiß, und über sein Antlitz sickerte dickes, zähes Blut. Die Europäer auf der Veranda sprangen auf und Dalborg eilte mit mächtigen, langen Sätzen dem Verwundeten entgegen, faßte ihn mit kräftigen Armen und schleppte ihn, der sich kaum noch aufrecht erhalten konnte, unter das schützende Sonnendach, wo der Aermste zu Tode erschöpft auf einen Sessel niedersank. In seiner Eingeborenensprache stieß er hastige, wilde Worte hervor, die zunächst niemand verstand. Miß Maud flößte ihm, weil er ohnmächtig zu werden schien, schnell Kaffee mit Cognak vermischt ein, und dadurch erholte er sich rasch. Nun berichtete er etwa folgendes: Mulai habe mit seiner Truppe den Stammesfürst, den Scheich Jussuff meuchlings aus dem Hinterhalte überfallen und alle nieder gemetzelt. Selbst der arme, alte Scheich sei im Kampfe gefallen, und nur er sei, verwundet, entkommen. Mulai wolle sich anscheinend selbst zum Scheich aufschwingen. Er sei mit seinen Leuten dicht hinter ihm her und wolle vermutlich die Europäer überfallen, um sie zu vernichten und reiche Beute zu machen.

Und kaum gesagt, tauchten auch schon in der Ferne im Gebüsch die braunen Kerle auf. Hei, da kam Leben in die Männer! Sie stürmten ins Haus, ergriffen ihre Jagdgewehre und die Pistolen, und Mister Gould donnerte: „Alles hört auf mein Kommando! Die Frauen sofort in das Innere des Hauses! Alle Männer in Schützenlinie bis an den Gebüschrand vor unserem Quartier! Dort sind wir in gedeckter Stellung und geschützter wie auf der Veranda! Munition sparen! Nur schießen, wenn Treffer sicher.“ Die beiden Frauen flüchteten verstört in das Haus, nur Miß Maud riß aus der Satteltasche, die auf der Veranda lag, zwei Mehrladepistolen und rief: „Ich kämpfe an Deiner Seite, Cony!“

„Nein, Darling, Du birgst Dich im Hause vor der Gefahr!“

„Niemals! Ich würde umkommen in Sorge um Dich und Vater.“ Da ließ sie Gould gewähren. Nun stürmten alle Mann — es waren mit Hafid und dem Koch und dem Chauffeur im ganzen acht, dazu noch Miß Maud, auf das Kommando Goulds aus dem schützenden Hause, schwärmten aus, und noch ehe der erstaunte Feind, der eine Ueberrumpelung erhofft hatte, zum Schusse kam, lagen die Europäer hinter dem Gestrüpp und den Felsbrocken, etwa 50 Schritt vor der Veranda, so einen Schutzgürtel um das Quartier legend. Der finstere Mulai erkannte sofort, daß sein erster Plan, die Fremden zu überrumpeln und durch einen Handstreich niederzumachen, mißglückt sei, und so entschloß er sich, mit einem rücksichtslos durchgeführten Sturm auf die Felsenfeste sich den Sieg zu erringen. Ein kurzer Schrei von ihm war für seine Mannschaft das Zeichen zum Angriff. Wie wilde Teufel stürzten die braunen Kerle vor, aber unter dem mit äußerster Ruhe entgegengeschickten Abwehrfeuer der Europäer brachen neun der Kabylen tot oder kampfunfähig zusammen, die übrigen verkrochen sich, erschrocken und eingeschüchtert durch den unerwarteten heftigen Widerstand, im Gestrüpp und hielten nun die „weiße Stellung“ und die Veranda unter einem zwar langsamen, aber beständigen Feuer. Dabei war es das Merkwürdigste, daß jenes Stück Boden links und rechts vom Felsblock, hinter dem Miß Maud Deckung gefunden hatte und mit staunenswerter Ruhe und Sicherheit Schuß auf Schuß aus der Repetierpistole jagte, vom feindlichen Feuer ausgespart blieb. Die Kabylen mußten also sehr genau — vielleicht von einem erhöhten Punkt — festgestellt haben, daß und wo Miß Maud mit am Kampfe teilnahm. Diese Erkenntnis ließ in Mister Gould die schreckliche Gewißheit aufkommen, daß der wilde Mulai beabsichtige, das schöne Mädchen lebend und unverletzt in seine Gewalt zu bekommen. Gould teilte seine Befürchtung dem hinter dem nächsten Felsen liegenden Dalborg mit, und der Holländer mußte ihm diese Sorge bestätigen, er hatte ja vor wenigen Stunden gesehen, mit welch begehrlichen Blicken Mulai Miß Maud angestiert hatte.

„Sie sollen auf Granit beißen, die Halunken!“ rief Gould empört, und auf die Frage Mister Greens, der so unliebsam aus seiner Nachmittagsruhe gestört worden war, was Gould über ihre Lage denke, antwortete er: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Mister Green, daß die braunen Lumpen nur über meine Leiche zu Miß Maud gelangen sollen! So lange ich atme, wird Widerstand geleistet.“

Aber der dicke Holländer flüsterte: „Ich halte unsere Lage für sehr bedenklich, fast hoffnungslos! Wenn die Meute den Mut aufbringt, einen Sturm ohne Rücksicht auf ihre Verluste durchzuführen, so sind wir verloren! Und wenn sie das nicht wagen, so bringt uns die Nacht den Untergang! Wenn nicht Hilfe kommt, gebe ich keinen Penny für unser Leben!“

„So schreien Sie doch unsere Not in alle Welt hinaus, Gould! Schleichen Sie sich zur Radiostation und funken Sie in alle vier Winde um Hilfe!“ riet verzweifelt Vater Green.

„Hätte ich längst getan! Aber unsere Station ist gestört! Ich vermute, Mulai hat, ehe er seinen teuflischen Plan inszenierte, heimlich den Apparat zerstört, bevor er vorhin abritt!“ entgegnete wütend Gould.

„Versuche ihn wieder in Gang zu bringen. Vielleicht gelingt es Dir!“ rief Miß Maud, die das Gespräch gehört hatte, herüber. Da kroch der Ingenieur auf dem Bauche, Zoll um Zoll Boden gewinnend, nach dem Turme, erkletterte die Zinne und probierte, baute, besserte aus und probierte wieder — und wirklich, nach langer, mühseliger Arbeit hatte er das Glück, den Apparat wieder in Stand zu setzen, und nun sandte er seine Hilferufe hinaus in die Welt, immer und immer wieder. Minutenlang wartete er auf Antwort, von neuem seinen Notschrei um Hilfe aussendend, und es waren Augenblicke bangster Hoffnung. Da, endlich meldete sich jemand. Und, o Glück, es war Station Marrakesch, die Regierungsstelle in Südmarokko. Er hätte aufjubeln mögen vor Freude! Der Gouverneur von Marrakesch gab die Zusage, sofort zwei schwer armierte Kampfflugzeuge zu senden. In drei Stunden würden sie zur Stelle sein und sie aus ihrer furchtbaren Lage befreien.

Während Gould auf dem alten Turme fiebernd arbeitete, unternahm Mulai einen zweiten großen Sturm auf die Stellung der Weißen, der ihm zwar wieder Verluste brachte, die braunen Kerls aber dafür auch bis auf fünfzig Schritt heranführte.

Gould kroch nun vom Turme herab, aber als er auf der steilen Leiter herabrutschte, hatten ihn die Feinde entdeckt und überschütteten ihn mit Feuer, und es schien fast ein Wunder, daß er mit einem Streifschuß an der Schulter und einem Fleischschuß an der Wade davonkam. Er biß die Zähne zusammen und kroch zu den Seinen zurück.

„Mut, Kameraden! Mut, tapfere Maud! Rettung naht! Marrakesch schickt Panzerflugzeuge. Wenn wir nur drei Stunden durchzuhalten vermögen, sind wir gerettet!“

Gould verband sich mit seinem Hemd, das er sich stückweise vom Leibe schnitt, seine Wunden, dann lagerte er sich neben Hafid, den Feind immer im Auge.

Drei Stunden! Drei Stunden sind eine lange Zeit, sind eine Ewigkeit, wenn der Tod dahinter lauert! Immer näher kam Mulai mit seiner Horde, immer näher! Wie die Wildkatzen schlichen die Braunen durch das harte Gestrüpp. Besonders Miß Mauds Stellung gegenüber schienen die Feinde dicht zu liegen, dort schien auch Mulai selbst seine Position zu haben, vermutlich, um beim letzten Sturm und Einfall in die Stellung das Mädchen lebend zu fangen und durch ein paar treue, ergebene Leute fortschleppen zu lassen.

Eine Stunde von den langen drei ging dahin! Die zweite folgte langsam, ach so schrecklich langsam! Die dritte brach an. Jede Minute schien zu einer Ewigkeit zu werden.

Miß Maud schien jetzt selbst zu fühlen, in welch grauser Gefahr sie schwebte. Der Tod schien ihr doch tausendmal besser, als lebend in die Hände dieser gierigen Teufel zu fallen. „Conny! Ach, Conny! Wenn wir nur etwas wüßten, um Zeit zu gewinnen! Wenn wir doch die Halunken von uns ablenken könnten, und wenn es auf eine Viertelstunde wäre, die ihnen verloren geht!“ rief sie leise und doch eindringlich Gould zu, und man hörte die Angst ihrer Seele aus ihrer Stimme.

„Ja, Maud, ich zermartere mir das Hirn, wie wir die Feinde ablenken könnten! Zeit ist alles! Zeit ist Sieg und Leben für uns!“ erwiderte Gould. Er stierte vor sich hin und sann und sann, dann kroch er auf dem Bauche davon, so leise und heimlich, daß selbst seine Kameraden es nicht merkten.



Jeder arbeitete mit Händen, Füßen und Zähnen.

Die Kabylen hatten eben wieder ein töricht verschwenderisches Feuer auf die weiße Stellung geschüttet, vermutlich, um einen neuen und letzten Sturm vorzubereiten, nun trat eine plötzliche Stille ein, lastende, nervenzerreibende Stille, und in diese plötzliche Ruhe hinein geschah etwas so Unerwartetes, etwas so Grausiges, so betörend Aufreizendes, daß allen, selbst den im Gestrüpp versteckten Europäern, das Herzblut stocken wollte. Eine dumpfe, aber trotzdem überirdisch lauttönende Stimme, feierlich und beschwörend, wie Geisterruf, schallte über das Kampffeld, und in der Kabylensprache erklang es: „Mulai! Mulai! Hörst Du mich! Und Ihr, meine Brüder, hört Ihr mich! Ihr alle von meinem Stamme, vernehmet, was ich Euch sage, ich Euer Scheich Jussuff Hussan, den Ihr ermordet, ich befehle Euch, ich beschwöre Euch, laßt ab vom unseligen Kampfe! Kehret heim in Eure Zelte, laßt die Weißen in Frieden ziehen, und Allah und Muhamed, sein größter Prophet, werden Euch vergeben, daß Ihr mich erschluget!"

Weithin waren diese Worte erschallt und als sie verklungen, schrie drüben bei den Braunen einer auf: „Die Stimme des Toten! Jussuff Hussans Stimme!" Und ein anderer sprang auf und warf seine lange Flinte ins Gestrüpp und entfloh, ein zweiter und dritter folgte, und mit einem Male setzte sich die gesamte Horde rufend und schreiend und laut betend und klagend rückwärts in fluchtartige Bewegung, und die Europäer jagten ein rasendes Schnellfeuer hinterdrein, das noch einige der Flüchtenden ins Gras streckte.

In wenigen Minuten war das gegnerische Kampffeld geräumt und alles still. Man hörte nichts mehr vom Feinde, und erst nach geraumer Zeit sah man, weit, weit entfernt, und außer Schußweite, wie Mulai seine aufgestörten und eingeschüchterten Leute sammelte, auf sie einsprach und von neuem anfeuerte, wieder vorzugehen.

Der Kabyle ist voller Geister- und Gespensterfurcht und abergläubisch, wie alle Anhänger des Islams, und die Mahnung des Geistes ihres meuchlings ermordeten Scheichs hatte sie so aufgestört und ihren Mut erschüttert, daß Mulai alle Mühe hatte, sich wieder Gehorsam zu erzwingen.

Aber auch die im Gestrüpp liegenden Weißen vermochten sich vorerst diese seltsame Erscheinung nicht zu erklären, und alle stierten erschüttert nach dem Busche, in welchem Gould und Hafid lagen und aus welchem die Stimme des Toten zu kommen schien.

„Was war das, Cony?" rief Miß Maud endlich laut zu Gould, denn sie verstand ja die Sprache der Kabylen nicht, wie auch, außer Gould und Dalborg, die anderen Europäer die Eingeborenensprache nicht beherrschten.

„Was das war, kleine, liebe Maud?" jubelte Gould, „das war unsere Rettung, das war unser Zeitgewinn, der uns den Sieg bringen wird, wenn uns die Flugzeuge nicht im Stiche lassen!"

„Still, Herrschaften, still!" rief der alte Green in die Unterhaltung. Und alle lauschten.

Da — ein feines Surren aus weiter, weiter Ferne.

„Die Flieger! Die Flieger!" schrie Dalborg, und wirklich, immer näher kam das Surren und Brummen der Großflugzeuge, immer deutlicher war die Stimme der mächtigen Motore hörbar. Dann sah man am Horizont zwei schwarze Punkte auftauchen, die größer und größer wurden und mit rasender Geschwindigkeit näher kamen, und drei Minuten später prasselte auf die entsetzt nach oben starrenden Kabylen ein so mörderisches Maschinengewehrfeuer hernieder, daß binnen weniger Augenblicke der Sieg der Europäer gesichert war. Die Eingeborenen flohen mit Geschrei in die Klüfte und Schluchten des Gebirges, Mulai aber, der Aufrührer, bezahlte seine Untreue mit dem Leben, und mit ihm noch ein Dutzend seiner Brüder.

Als man am Abend mit der wackeren Besatzung der Flugzeuge auf der Veranda saß und nun die schrecklichen Ereignisse des Tages besprach, war die allgemeine, große Frage: „Wer erklärt uns nun die Geisterstimme des toten Scheichs. Wer deutet uns die Stimme des Toten?"

Da lächelte Gould und winkte Hafid herbei und sagte: „Da seht Ihr ihn, der uns die Stimme Hussans hervorzauberte!"

„Unmöglich," rief Miß Maud, „so laut, so überirdisch laut kann kein Mensch sprechen!"

„Geh, Hafid! Springe und löse das Rätsel!" gebot Gould. Der braune Diener schlüpfte leichtfüßig davon bis zum Gebüsch, an welchem Sie am Nachmittage so

furchtbare, qualvolle Stunden verlebt hatten, und als er nach wenigen Augenblicken zurückkehrte, hatte er in der Hand — einen Lautsprecher.

„Ihn holte ich vom Radio-Turme, als ich das zweite Mal und ganz heimlich davonschlich", erklärte Gould, „und die Kunst Hafids, Stimmen anderer täuschend nachzuahmen und der Lautverstärker hier waren es, die die Mahnung des toten Scheichs zur Einstellung des Kampfes so eindringlich an die Feinde heranbrachte! Wir danken dem guten Hafid wahrscheinlich unser Leben!"

„Und Ihnen nicht minder, bester Gould!" mischte sich Mister Green ein, „ohne Ihren Mut, Ihre Umsicht und nicht zuletzt ohne Ihre geniale Idee, des Toten Stimme nachzuahmen wären wir verloren gewesen. Die Halunken wollten gerade zum entscheidenden Sturme ansetzen, als die Grabesstimme Jussuffs die Kerle aufschreckte und betörte! Deshalb, bester Gould, bitte ich Sie, bestimmen Sie, wie ich Ihnen danken soll. Wenn es in meinen Kräften steht, soll Ihr geforderter Lohn bewilligt werden. Mein Wort darauf!"

Da faßte Gould nach Miß Mauds Händen und zog das Mädchen zu sich heran und lächelnd bat er: „Ich fordere viel, Mister Green, ich bitte, geben Sie mir Miß Maud für immer!"

So endete der Tag, der so voller Sorgen begann, der so grausig dahinschritt, am Abend mit einem fröhlichen Verlobungsmahl am Wüstenrande. Und um Mitternacht erhielt auch Hafid seinen Lohn. Mister Green, der mit Miß Maud und ihrer Zofe mit den heimkehrenden Großkampfflugzeugen mit gen Norden fuhr, nahm auch Hafid mit. Man fürchtete, daß er von seinen braunen Brüdern aus Rache, daß er den Weißen beigestanden hatte, verfolgt werden würde, und so nahm ihn Vater Green in seine Dienste.

Treue um Treue! Die Stimme des Toten brachte ihm Segen!

Merkwürdige Vererbung in Bluterfamilien.

Von Dr. Otto Gotthilf.

Eine sehr auffällige und ganz sichtbare Vererbung findet in den sogenannten Bluterfamilien statt. Unter „Bluterkrankheit" versteht man eine angeborene krankhafte Neigung zu heftigen Blutungen verschiedener Art, die sich entweder dadurch offenbart, daß schon auf eine außerordentlich geringfügige Verletzung (kleiner Schnitt, Zahnausziehen) beträchtliche, mitunter sogar unstillbare Blutungen eintreten, oder daß von Zeit zu Zeit bald in diesem, bald in jenem Organ ganz von selbst Blutungen sich einstellen (Nasen-, Magen-, Darmblutungen), die gleichfalls durch ihre Heftigkeit das Leben des Kranken auf das äußerste bedrohen können. Diese Bluterkrankheit vererbt sich auf die Kinder, von denen aber merkwürdigerweise meist nur die Knaben Bluter sind, die Mädchen dagegen verschont bleiben, während von den Kindern der letzteren wieder die Knaben Bluter sind. Es ergibt sich also die auffällige Tatsache, daß verheiratete männliche Bluter in der Regel keine blutenden Kinder bekommen, daß dagegen die Töchter eines Bluters, obwohl sie selbst nicht bluten, doch wieder Blutersöhne bekommen, so daß also die Krankheit beim Enkel erst wieder zum Vorschein kommt. Man hat Stammbäume von Bluterfamilien schon bis in die siebente Generation aufgestellt. Am genauesten ärztlich beobachtet ist die Familie Mampel. Die erste Untersuchung an einem davon behafteten Mitglied fand 1827 durch den berühmten Chirurgen Chelius statt. Von der bis jetzt insgesamt 111 Männer und 96 Frauen zählenden Familie sind immer nur männliche Mitglieder Bluter gewesen, während nach einer nie durchbrochenen Regel die weiblichen Angehörigen davon frei blieben, aber, obgleich mit Nichtblutern verheiratet, Blutersöhne bekamen 18 Todesfälle an Verblutung sind in dieser Familie vorgekommen, in der Regel im jüngeren Lebensalter, 13 waren unter 10 Jahren.

Diesen Blutungen ist eigentümlich, daß sie durch die gebräuchlichsten blutstillenden Mittel meist nicht zum Stillstand gebracht werden; sie dauern tagelang fort, das aus-

fließende Blut wird immer dünner und wässeriger, das Aussehen des Kranken wachsbleich, seine Lippen ganz farblos, bis sich Ohnmacht und andere Zeichen der Verblutung einstellen und der Kranke erschöpft zu Grunde geht — oder die eingetretene Schwäche der Herztätigkeit setzt schließlich doch noch dem Bluten ein Ziel, und der auf das höchste erschöpfte Kranke erholt sich freilich nur sehr langsam und allmählich von dem großen Blutverlust, um über kurz oder lang durch eine neue Blutung wieder in Lebensgefahr zu geraten.

Das Wesen dieser rätselhaften Krankheit ist noch in Dunkel gehüllt. Jedenfalls aber handelt es sich um eine abnorm leichte Zerreißbarkeit und regelwidrige Durchlässigkeit der Gefäßwände, sowie um mangelhafte Gerinnungsfähigkeit des Blutes.

Manche Bluter erliegen der Krankheit schon im Kindesalter, doch sind auch genug Fälle bekannt, in denen die Kranken sehr hoch betagt wurden. Je weiter ab der Bluter vom Kindesalter steht, desto günstiger sind die Aussichten für die Erhaltung des Lebens und für vollständige Genesung, da die Neigung zu Blutungen im späteren Lebensalter immer geringer wird. Von größter Wichtigkeit wäre es, die Verheiratung der weiblichen Familienmitglieder, die vorzugsweise die Krankheit durch Vererbung übertragen, so viel als möglich zu verhindern.

Aus aller Welt.

Auf Kuba bekommt man den besten Tabak fast so billig als hier das Kartoffelkraut, das man als Junge raucht. Wenn man dann aber so 25—30 Kuba-Zigarren raucht, so hat man am nächsten Tage eine Zunge wie ein Reibeisen und einen Kopf so dick, daß man meint, er geht nicht durch die Türe. Aber die Kubaner haben jetzt herausgebracht, daß Pfarrer Heumanns Brasantabletten, die so gut gegen Kopfschmerzen sind, auch dagegen helfen.



Die Wunderkur.

Eine orientalische Skizze von Kurt v. Oerthel.
Mit fünf Zeichnungen von Arthur Lewin.

Ja das war Omar ben Salim, der mächtige Dorfschulze von Sadi-Kalaun, der über neunhundert Fellachen gebot und zweimal zum Grabe des Propheten gepilgert war! Seit ihn das Podagra in allen Gliedern zwickte, lag er faul und rund und dick auf seinem geblümten Diwan, schmauchte vergnüglich das Nargileh, und verstänkerte die Luft mit seiner Haschischpfeife. Wenn morgens die nüchterne Sansara ihr breites Grinsen an der Tür des Selamliks vorübertrug, wenn abends die hochschenkligen Kamele zur Tränke gingen und der Muezzin Feier allem Werkeltag gebot, immer lag Omar ben Salim auf seinem Diwan, faul und rund und dick, spuckte im Bogen durch die Luft und spitzte die Oehrchen, wenn es so recht behaglich im Bauche des Nargilehs gluckste und gurgelte, so daß der süße, göttliche Keyf ihn jählings überkam.

Nach einer Woche trat seine Frau zu ihm heran und strich ihm wehleidig das wirre Haar aus der Stirn. „Schech el belad! Dorfschulze" redete sie ihm gemütlich zu, „du warst nun lange genug krank und mußt aufstehen!" Doch Omar strampelte ungnädig mit den Beinen und zog die Decke über den Kopf. Denn er war sehr krank und hatte das Podagra.

Wieder war eine Woche vergangen, da kam sein Eheweib von neuem und stieß ihn mit der Faust in die Rippen: „Wirst du wohl aufstehen, Sohn einer Hündin, es geht alles drunter und drüber im Dorf." Doch Omar hob unwirsch seine kleinen, müden, fettgepolsterten Aeuglein zu ihr empor und herrschte sie brüsk an: „Bukra inschallah! Morgen — so Allah will!"

Doch Allah wollte nicht. Denn nach abermals einer Woche trat sein Weib zu ihm und gab ihm einen Fußtritt, daß er vom Diwan flog und auf den Boden niederfiel. Dort blieb er liegen, der große Schech el belad. Alle, die hinzukamen, schüttelten die Köpfe und meinten, er sei ein Haschasch geworden, ein Faulenzer, ein Trunkenbold, der dem süßen Laster Haschisch frönt. Und er habe gläserne Wangen und eine fettige Stimme, wie sie ihnen vorher fremd gewesen sei. Er aber lächelte mitleidig über solchen Unverstand der Welt. Denn er war gar krank und sein Podagra wurde immer stärker.



Sein Eheweib suchte schließlich in ihrer Angst im Dorfe Zuflucht und ließ an allen Straßenecken forschen, ob der Prophet ihrem Mann nicht einen Arzt schicke. Da hub ein großes Wandern an von Aerzten, die Mitleid hatten mit dem armen Omar und seinem vollen Geldsack, hatte man auf seine Gesundung doch zwanzig gestrichene türkische Pfund gesetzt. Niemand aber brachte die Kur zuwege.

Das vernahm eine Koptin, eine resolute Frau, deren Mann auch gerade zu Bett lag und das Podagra hatte und sehr krank war. Und dabei schmauchte er wohlgefällig seine Haschischpfeife wenn es keiner sah, und horchte mit spitzen



Oehrchen, wenn es lieblich im Bauche des Nargilehs gluckste und gurgelte. Nur schade, er war nicht reich genug, um sich den Luxus langer Krankheit gestatten zu können und zwanzig türkische Pfund für Doktoren zu erlegen. Eines Tages kam nun der Prophet in der Kibla über die Koptin und blies ihr einen wundersamen Plan ein. Und sie ging hin und trat vor die Frau des Dorfschulzen und zeugte wider ihren Mann: „Liebe Leidensschwester! Mein Mann litt auch an Podagra.

Doch siehe, jetzt tanzt er wieder wie die Derwische von Kaß Kalaun. Allah hat sein Uebel von ihm genommen durch ein wohlfeil Tränklein, das Wunder wirkt. Ich möchte mir gern Eure zwanzig Pfund verdienen, liebe Leidensschwester, doch kennt nur mein Mann das Mittel und verrät es nicht, weil er schlecht in seinem Herzen ist und unserem ehrwürdigen Schech el belad — Allah behüte ihn! — lieber den Tod an den Hals hetzt, als daß er ihn heilen würde."



So sprach die schlaue Koptin und rang geschickt die hennafarbigen Hände. Da sandte Omar ben Salims Weib eilends zwei Kawassen in das Haus des anderen. Die zerrten ihn von seinem Lager und schleppten ihn vor den Kadi.

„Wo ist das Tränklein, Vater des Glücks, das dich geheilet hat?" fragte dieser und betastete seine Gewandung.

„Ich habe kein Tränklein, lieber Herr, und bin todsterbenskrank."

Doch man lachte verächtlich und glaubte ihm nicht, also daß er zwanzig wohlgezählte Hiebe mit der Nilpferdpeitsche bekam, denn er war gar verstockt in seiner Lüge.

„Bist du nun gesund?"

„Ich bin ganz gesund, lieber Herr, und laßt mich drum laufen!" wimmerte der Delinquent und sprang von einem Bein aufs andere, weil der Rücken ihm wie Feuer brannte.

„Du hast also gelogen?“ brüllte der Kadi ihn an, und flugs bekam er noch einmal die doppelte Portion Schläge. Dabei bedeutete man ihm, er würde ins Gefängnis geworfen, wenn nicht in zwei Tagen der Schech el belad mit seinem Mittel kuriert sein würde. Dem Aermsten wurde da himmelangst und er flehte um einen Aufschub von 14 Tagen.

Auch diese verstrichen nutzlos, wie er sich auch mühte, das Wunderkräutlein zu finden, bis er endlich am vierzehnten Tage mit leeren Händen inmitten seines Hauses stand. Als aber zur festgesetzten Stunde die Kawassen den Klöppel der Haustür schlugen, um ihn zu holen, trat plötzlich sein ehelich Weib vor ihn hin und sprach ihm Mut zu.



„Schäme dich, Ali,“ sagte sie, „du bist selbst von deinem Podagra geheilt und wüßtest nicht einen andern ebenso zu heilen?“

Da fiel es ihm wie Schuppen von seinen Augen, er klatschte in die Hände und ließ sich willig vor Omar ben Salim führen, der immer noch zusammengerollt wie ein Igel neben seinem Diwan lag und gemütlich sein Pfeifchen schmauchte. Denn er war sehr krank und hatte das Podagra.

Ali, der Mann der Koptin, erfand da eine List, und als er mit dem Kranken allein war und dessen Freunde und Sippschaft geduldig vor der Tür harrten, um den Ausgang der Kur zu ersehen, da stieß er verächtlich mit dem Fuß nach dem großen Schech el belad. Der aber rührte sich nicht. Da spie er ihn an, Omar rührte sich aber noch nicht. Da sprach Ali mitleidig zu ihm:

„Ich sehe es, lieber Omar ben Salim, Ihr seid wirklich recht krank!“

Das klang dem Angeredeten wie köstliche Musik in den Ohren. Er richtete sich verwundert ein wenig in die Höhe und nickte wohlgefällig. Ali ließ sich indessen nicht beirren und dozierte weiter:

„Gebt acht, ich habe Euch ein Wundertränklein gebraut, lieber Omar. Das wird Euch heilen, dieweil Ihr so krank seid. Es ist aber, merkt es wohl, der Scheitan in diesem Trank. Denn wisset, nur dem Guten ist er dienlich. So jemand aber desselben Tags eine Lüge tut und nimmt den Trank, so muß er elendiglich des Todes sterben.“

Diese Worte haben Omar sehr entsetzt. Er fing plötzlich an, an allen Gliedern zu schlottern, und stotterte in heilloser Verwirrung: „Das ist mir traun ein böses Tränklein, lieber Doktor. Ich — ich — ich will es lieber doch nicht nehmen, wißt Ihr! Mich dünkt, ich sei schon viel wohler und gar nicht mehr so krank.“

„Maschallah! Doch sollt Ihr nun ganz gesund werden.“

„Ich mag den Teufelstrank aber nicht!“ lallte er eigensinnig.

„Das dünkt mich sonderbar, verzeiht es mir!“ gab Ali mit eiserner Ruhe zurück. „Wenn Ihr das Tränklein nimmer nehmen wollt, seht lieber Omar, dann müßt Ihr wohl ein Lügner sein.“

Lügner? — — Omar ben Salim vergaß Podagra und Nargileh und Haschischpfeife und richtete sich plötzlich der Länge nach empor, wie er nie zuvor getan hatte. Eine heiße Zornesröte kroch ihm über das feiste Gesicht und die Arme baumelten haltlos hin und her. Was, einen Lügner hatte er ihn genannt? Ihn, den mächtigen Schech

el belad, der über neunhundert Fellachen gebot und zweimal zum Grabe des Propheten gewallfahrtet war?

Noch kein anderer Mensch hatte sich dessen je erdreistet.

„Du bist ein Wasserkopf! Ein Giaur! Eine Hyäne! Ein Tier, das Blindheit geschlagen hat!" Omar war um Ausdrücke keineswegs verlegen.

„Dein Leben lang sperre ich dich in einen Käfig!" grölte der Dorfschulze, und seine Stimme überschlug sich zu den höchsten Fisteltönen.

„Allah bilir! Wie Gott will! — Und ich lasse Euch hängen, großer Schech el belad, als Haschasch, als Betrüger!"

Da hatte ihm Omar eine schallende Ohrfeige versetzt, daß der Tarbusch ihm rücklings vom Kopfe fiel.

Ali, der ein starker Mann war, faßte den Feind geschwind und mit Absicht am Boden seiner Beutelhose und verprügelte ihn so weidlich, daß selbst das letzte träge Glied ihm wieder geschmeidig wurde.

Draußen stand indessen seine Sippschaft und hörte durch die Wand ein dumpfes Getön. Und alles sank in die Knie und vermeinte, der Scheitan sei aus des Kranken Bauch gefahren, der ihn besessen habe. Schließlich aber hielt es sie nicht mehr vor Angst und Ungewißheit zurück. Sie stießen die Tür gewaltsam auf und kamen gestürzt.



Und siehe: Omar ben Salim stand aufrecht im Zimmer, hüpfte von einem Bein fest auf das andere, gerade wie dem armen Ali vor dem Kadi geschah und schaute sich mit großen, verwunderten Augen in der Runde um, als sei er aus einem langen Schlaf erwacht.

Und alles staunte und pries laut den großen Wunderdoktor, der solches Heil über den Schech el belad gebracht hatte. Dieser aber fühlte wohl, daß er etwas sagen und sich erklären müsse und machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Ja, liebe Brüder," wandte er sich an die Umstehenden und schmunzelte verlegen über die plötzliche Wandlung der Dinge, „nun bin ich allerdings gesund. Das muß wohl so sein, denn seht, ich stehe auf meinen Beinen und bewege sie, und alles ist schon wohl in mir. Ja, ja, der Ali, der ist wirklich ein Wunderdoktor."

Doch als man dem glücklichen Ali zwanzig Pfund gemünzten Goldes auf den Tisch zählte, da steckte Omar ben Salim ihm heimlich noch weitere zehn Pfund unter den Burnus, damit er das Geheimnis der Wunderkur nicht verrate. Denn er, der mächtige Schech el belad, sei ohne Zweifel sehr krank gewesen und habe das Podagra gehabt.

Wichtigkeit der Tränen.

Von Dr. H. Grumbach.

Ganze Bücher könnte man schreiben über die Wichtigkeit der Tränen im ehelichen Leben, im Armenwesen, hinter den Kulissen der politischen Bühne und, wovon fast nie die Rede ist, im stillen Kämmerlein eines bitter bereuenden Menschen, wo sie das größte Wunder bewirken: eine Selbstreinigung der befleckten Seele. Aber davon soll hier nicht die Rede sein, sondern von der hygienischen Wichtigkeit der Tränen für das Auge.

Wenn wir an einem schönen trockenen Sommertage einen Spaziergang machen durch Feld und Flur, so sind, zu unserm großen Aerger, am andern Tage unsere Kleider arg bestaubt. Aber auch auf der unbedeckten Haut unseres Gesichtes und auf den Schleimhäuten in Mund und Nase setzt viel Staub an, was sich beim Schnauben und Spucken — Entschuldigung! — deutlich zeigt. Ebenso müßte natürlich der Augapfel allmählich mit einer dicken Staubschicht bedeckt werden, wenn eben nicht die Tränen wären, welche ihn fortwährend überspülen und alle unnützen Stoffe mit fortnehmen. Kommt aber einmal ein verhältnismäßig größeres Staubteilchen in unser Auge, dann entsteht eine förmliche Ueberschwemmung, so daß der Gegenstand sofort im Tränenwasser schwimmt und mit seinen etwaigen scharfen Kanten keine Verletzungen im Auge verursachen kann.

Eine andere Aufgabe der Tränen besteht darin, den Augapfel stets feucht zu erhalten und vor Vertrocknung zu bewahren. Wir wollen jedoch auf die physiologische Wichtigkeit dieser Tätigkeit nicht näher eingehen.

In neuester Zeit hat man aber auch einen dritten, nicht minder wichtigen Vorteil der steten Tränenberieselung festgestellt. Wie allgemein bekannt, wimmeln in der Luft im Freien und namentlich in unsern Wohnungen zahlreiche, auch Krankheiten erregende Bakterien herum. Natürlich gelangen diese, ebenso wie der Staub, überallhin. Diphtheriebazillen z. B. fliegen in den Hals und bewirken eine kindermordende Krankheit; Tuberkelbazillen kommen mit der Atmungsluft in die Lunge und erzeugen schnelles Siechtum. Ebenso müssen sich auch auf unsern Augen häufig Bakterien festsetzen und in diesem edlen Organ, wie man erwarten sollte, verhängnisvolle Krankheiten verursachen. Da kommen nun aber wieder die Tränen zu Hilfe, welche den Augapfel stets unmerklich überspülen und reinigen. Um dies zu beweisen und um zugleich zu untersuchen, welches das weitere Schicksal der fortgeschwemmten Bakterien ist, hat Dr. van Genderen Stort im hygienischen Institut zu Amsterdam interessante Versuche angestellt. Ein Tropfen einer Flüssigkeit, welche große Mengen von Bakterien enthielt, wurde in das Auge geträufelt. Unmittelbar danach und in darauffolgenden kürzeren Zeitabschnitten wurden Teile von der Augenflüssigkeit entnommen und untersucht. Das Ergebnis war folgendes:

Zeit nach der Einträufelung	Anzahl der gefundenen Bakterien
nach 1 Minute	unzählbar
„ 5 Minuten	725
„ 15 „	55
„ 30 „	7
„ 60 „	0

Also nach fünf Minuten schon hatten die unzählbaren Bakterien bedeutend abgenommen, und nach einer Stunde war keine einzige mehr nachweisbar. Wohin waren sie nun gekommen? Bekanntlich fließt das Tränenwasser, wenn es nicht in zu großer Menge vorhanden ist, durch den Tränennasengang in die Nasenhöhle ab. Daher muß man ja beim Weinen auch immer wieder die Nase schnauben. Dr. van Genderen Stort untersuchte nun in gleichen Zeiträumen wie vorher die Flüssigkeit der Nase und fand in derselben jedesmal ungefähr die gleiche Menge Bakterien, welche im Auge fehlte. Aller Unrat des Auges war also durch eine natürliche Kanalisation in die Abwässer der Nase geschwemmt worden.

Somit erweist sich die Bespülung des Auges mit Tränenflüssigkeit als ein höchst wichtiger natürlicher Schutz gegen parasitische Organismen, welche in Staubform in das Auge gelangen und durch weitere Entwicklung dort großen Schaden verursachen könnten. Die Bakterien werden dem Nachbar, der Nase, rücksichtslos überliefert. Das Auge verfährt dabei wie eine Stadt, die, an einem Flusse gelegen, diesem die Abfallwässer von Wohnungen und Fabriken beimengt und nicht weiter Rücksicht darauf nimmt, ob der abwärts gelegene Nachbarort anstatt des reinen Flußwassers ihren Schmutz empfängt.

Herrscher der Wildnis.

Jagderlebnisse von F. Keim, Karlsruhe.
Illustrationen von Reinhold Bach.

Indien.

Durch das tiefe Dunkel des Urwaldes schleicht mit blutlechzender Zunge der Tiger. Kein trockenes Reis bricht warnend unter seinen samtweichen Pranken. Kein Donnergrollen verkündet sein Kommen. Nur zwei matt phosphoreszierende Punkte verraten seine Nähe. Fester legt sich die Hand um die treue Büchse, langsam krümmt sich der Finger des Schützen, dessen Beruf es ist, die Räuber des Urwaldes zu tilgen, ein Feuerstrahl, ein dumpfes Krachen und im Todeskampfe streckt und reckt sich die große Katze.

Ein anderes Bild:

Ueber moosgrünen Steinen rauscht, hunderte kleiner Wasserfälle bildend, der klare Gebirgsbach. Neckend im fröhlichen Spiele entweicht er der Obhut des dichten Gebüsches, den großblätterigen Pflanzen, die ihren kostbaren Schatz vor den brennenden Strahlen der Sonne behüten.

Mutwillig stürmt er hinab ins kleine Becken, das am Fuße des Felsens eine ideale Tränke für Jäger und Gejagtes bildet.

Festgetretene Wildpfade durchbrechen die grünen Wälle von dornigem Gestrüpp und breitblätterigen Pisangstauden strahlenförmig nach allen Richtungen. Eine vereinzelte Kokospalme mit luftiger Krone schaut als stummer Wächter auf alles herab. Ein Wringingbaum, weitverzweigt mit einem Wald von Luftwurzeln spendet der Tränke erquickenden Schatten. — „So, wir sind am Ziele“! unterbricht eine menschliche Stimme die Stille und aus dem Gebüsch treten zwei Männer.



„Ich habe selten einen schöneren Flecken Erde gesehen“ bemerkte nach längerer Pause der jüngere der beiden Männer, dessen Gesichtsfarbe grell gegen den sonnbraunen Teint seines Gefährten absticht. „Ja“! stimmt ihm dieser bei, „im hellen Sonnenlicht gesehen ist mein Grundstück voll Poesie. Doch in der Nacht, bester Neffe, möchte ich dich nicht allein an dieser Stelle wissen. Sieh dir nur die Spuren im Sande an. Hm! ich vergesse immer wieder, daß du erst vierzehn Tage im Lande bist und daß dir das

Spurenlesen noch ein versiegeltes Buch ist. Vier der ersten Zeichen sind hier sehr deutlich im Sande verzeichnet. Dieses zum Beispiel, rührt von einem Wildschwein her. Jenes von einem zierlichen Gitang, das größere von einem Herd (Hirsch) und das, was du wohl für die Abdrücke eines Bernhardiners halten könntest, war ein Leopard."

„Onkel", unterbrach ihn der Jüngere eifrig, „könnten wir nicht hier bleiben und uns das Fell des Burschen aneignen?."

„Doch! er wird sicherlich wieder kommen, aber ich habe im Sinn zuerst einen Jäger aus dir zu machen."

„Aber Onkel, ich bin doch ein guter Schütze!"

„Weiß ich, Erwin. Es ist aber ein Unterschied zwischen toten und lebenden Scheiben. Du würdest, trotz deiner Treffsicherheit, dem Auge eines Leoparden gegenüber weit ins Blaue treffen. Glaube mir, ich spreche aus Erfahrung, denn auch ich war kein Hasenfuß als ich ins Land kam, der wie du, Klein-Wild verschmähte und nur großes suchte. Doch es währte nicht lange und ich erhielt meine Lehre, die mir noch heute in Erinnerung ist. Ich habe es nur der Vorsorge meines verstorbenen Beraters zu danken, daß ich noch lebe."

„Du machst mich neugierig, Onkel, erzähle doch!"

„Ja, ich bin ja eben daran, während wir hier rasten will ich's erzählen:

„Mein erstes Wild sollte nichts weniger als ein Tiger sein, trotz der Warnung meines ersten Aufsehers, eines erfahrenen Jägers, auf dessen Begleitung ich in meinem Größenwahn verzichtete.

Dennoch ließ er es sich nicht nehmen mir einen Stand in dem Geäst eines Baumes zu errichten. Obwohl ich das sichere Nest, wie ich es nannte, kurz und verächtlich ansah, so lange es Tag war, so saß ich doch, ich wußte selbst nicht wie, als die Dunkelheit immer tiefer wurde, plötzlich mitten drinnen. Immer schwärzer wurde die Nacht. Der Mond vermochte nicht durch das Blätterdach, das sich über mir wölbte, zu dringen. Angestrengt lauschte ich hinab zu dem Wildpfade, den mein Wild zur Tränke nehmen mußte. Wohl huschten allerlei Schattenbilder, schnell oder bedächtig, je nach ihrer Art unter mir vorüber, doch der Tiger ließ mich lange warten. Meine Jagdlust war schon bedeutend abgedämpft, als der Zeiger meiner Uhr Zwei wies.

Ich vernahm kein Geräusch, sah auch keinen sich nähernden Schatten, und doch zwang ein unbeschreibliches Gefühl meinen Blick zum Grunde. Es waren zwei mattleuchtende Punkte, die sich auf mich hefteten und einen Sturm der Erregung in mir wach riefen, wie ich es noch nie erlebt hatte. Keine Furcht war es und doch tanzten meine Hände. Nicht nur die Hände, sondern jede Muskel meines Körpers wurde in einen zerrenden Aufruhr versetzt. Minutenlang starrten wir uns ins Auge. Ich war unfähig das Gewehr anzulegen, geschweige denn abzudrücken. Mein Gegner verschwand so geräuschlos wie er gekommen war und ich dankte im stillen meinem ersten Aufseher, da ich einsah, wie übel es mir ergangen wäre wenn ich meinen Standort an der Wurzel des Baumes behauptet hätte."

Als der Erzähler schwieg rief der Zuhörer aus: „Bester Onkel, du hattest Jagdfieber einundvierzig Grad."

„Mag sein, mein Junge! Doch mein Trost ist, daß es jedem so ähnlich ergeht, der seinem ersten Tiger ins Auge blickt."

„Ich wette, mir nicht!"

„Wenn du nicht mein Neffe wärest, und ich dich nicht, so Gott will, noch viele Jahre an meiner Seite haben möchte, würde ich dir zur Lehre die Wette halten. Hier ist gerade die richtige Stelle, wo dir, in diesem Fall ein Leopard, das Gruseln beibringen, oder der Sand dein junges Blut schlürfen würde. Doch genug, komm wir wollen weiter. Habe Geduld, so wirst du in guter Zeit deinen Tiger, ja mehrere zur Strecke bringen.

* * *

Die letzten purpurnen Strahlen der scheidenden Sonne verglühen in den Kronen der Palmen. Scheu nach allen Seiten äugend tritt ein Hirsch zur Tränke. In langen gierigen Zügen löscht er den brennenden Durst. Ueberrascht fährt der Kopf mit dem starken Geweih in die Höhe. Aufmerksam lauscht sein Ohr, darauf setzt er in Windeseile davon. Einige Minuten später tritt Erwin zur Tränke und übermütig lachend erklingt es von seinem Munde: „Wenn es der liebe Onkel wüßte, daß ich mir heute das Leopardenfell hole und nicht gemütlich bei dem Nachbar sitze, so würde er mich gewiß mit Volldampf zurückholen. Und wie wird er staunen, wenn ich ihm in der Frühe zeigen kann, wie er mich als Jäger unterschätzt hat."

Die Nacht eilt mit beflügeltem Fuß über das Land. Geheimnisvolles Flüstern

und Raunen im Urwald. Sprühende Funken durchschwirren das Dunkel. Stoßweise seufzend huscht der Wind durchs Blätterdach, fährt rasselnd zur Erde nieder in die dürren Blätter von Pisang und Palmen, gleitet spielend an breitblätterigen Schlingpflanzen empor und verpaust staunend in den blonden, schweißgetränkten Haaren eines Menschen.

Erwin ist's, der in hoher Astgabel schutzsuchend zusammenkauert, seit ihm die tiefe schwarze Nacht das Büchsenlicht nahm.

Horch! War das nicht eine rufende Stimme? Krachend bricht der morsche Zweig, den seine Linke umklammert. Ein kratzendes Geräusch, ein leises Fauchen dringt an sein Ohr. Jeden Nerv aufs äußerste gespannt, starrt er hinab in den Abgrund. Was hilft es, daß er sich immer wieder sagt: es ist nur fünf Meter tief. Immer dichter drängt er sich gegen den Stamm, Angstschweiß träufelt von seiner Stirne. Das Entsetzen drückt ihm die schmerzenden Lider zu. Jetzt hat er die dunklen Umrisse des Tieres erblickt, vielleicht 20 Meter von seinem Baum. Zwei funkelnde Punkte heften sich auf ihn; jetzt verschwinden sie, er sieht nichts mehr, aber er ahnt und fühlt, wie sich die Riesenkatze aufbäumt, wie sie von Ast zu Ast herankommt. Jetzt leuchten auch die glutsprühenden Augen wieder auf, sie zwingen ihn, gegen seinen Willen dem Blick zu begegnen.

Nun fühlt er auch schon den fauchenden Atem, der Leopard ist auf dem nächsten Ast sprungbereit zusammengeduckt, der penetrante Raubtiergeruch aus nächster Nähe



erhöht noch seine Qual. Hilfesuchend tasten seine Hände ins Leere. Das Gewehr entfällt der verkrampften Rechten. Die Todesangst reißt ihn vom Aste und schleudert ihn hinab zur Erde. Die Dunkelheit hält ihn in ehernen Krallen, drückt ihn zum Grunde nieder. Keuchend, nach Atem ringend, flüchtet er fort. Ziellos — — ! denn überall wohnt das Grauen.

Hat er doch das Tier vom Baume herabgleiten hören. Bald hinter sich, bald neben sich merkt er die blutgierige Katze. So leicht der Tritt der Pfoten ist, er dröhnt in seinen Ohren und kommt näher, immer näher. In ziellosem Hasten treibt ihn die Todesangst weiter; der Kopf stößt sich blutig an Aesten und der Fuß bleibt hängen an Wurzeln und Schlingpflanzen, er strauchelt und fällt. Und schon ist neben ihm das Raubtier, der heiße Atem geht über sein Gesicht, der Raubtiergestank nach Blut und Mord nimmt ihm den letzten Rest von Bewußtsein.

Da fährt die Katze fauchend zurück, rot tanzende Fackeln spiegeln sich in ihren blutgierigen Augen wieder. Hundegebell und menschliche Stimmen verscheuchen die Stille. Und wieder beschnuppert den regungslos am Fuße des Baumes Liegenden

der heiße Atem eines Tieres. Doch diesmal bedeutet es nicht Tod und Vernichtung, nein es bringt sichere Rettung.

Aufjubelnd will Erwin es umfangen, doch seine Glieder sind wie gelähmt. Karo ist bei mir! hämmert freudig sein Puls, er wird mich nicht mehr verlassen und alles um ihn versinkt lautlos in nichts.

Karo zurück! hierher! befiehlt eine tiefe Stimme. Ein Standlaut antwortete und gleich darauf ruht der Bewußtlose auf schwingender Bahre.

„Dacht ich's mir doch! Ja, die Jugend!" brummte der Baß. Die „Abgabe des Jagdberichtes" beim Frühstück war nicht ganz so schön, wie es sich Erwin am Abend vorher vorgestellt hatte. Dabei hörte er übrigens von Onkel, daß er auch ein ganz selten auserwähltes Pech gehabt hatte. Er mußte an einen sogenannten Menschenfresser geraten sein, was bei Leoparden bedeutend seltener vorkommt als bei Tigern. Es sind das Tiere, denen durch irgend einen Zufall einmal Menschenfleisch unter die Zähne kam und welche dann dieses allem anderen vorziehen. Ein Leopard, der nicht Junge zu verteidigen hat oder angeschossen in sinnloser Wut handelt, fällt sonst niemals einen Menschen an.

* * *

Zehn Jahre später. — Afrika.

Silbern spiegelt sich der aufgehende ostafrikanische Vollmond an den aufgebauchten Stämmen der Boababbäume und wirft die grotesken Schatten der Euphorbien auf gelb schimmernde, lange Gräser der Ebene.

Schwarze Sumpflöcher, in denen der Tod in mannigfaltiger Gestalt für den Menschen lauert, locken wie Teiche von gediegenem Silber.

An einem der hell auflodernden Lagerfeuer ist ein Neger beschäftigt, den Abendbraten am Bratspieß durch eifriges Drehen mundgerecht zu machen. Schweigsam lauschen die beiden Weißen, die auf Feldstühlen in seiner Nähe sitzen dem Redeschwall, der über des Schwarzen Lippen sprudelt. Er erzählt von den Taten seiner Landsleute, denn August der Askari von einst ist Soldat, deutscher Soldat von der Sohle bis zum Scheitel gewesen und geblieben, wie er wohl hundertmal am Tage versichert. Traurig nickt der ältere der Weißen hin und wieder mit dem grau gewordenen Haupt, während sein jüngerer Gefährte sich schüttelt als würfe er eine Last ab und den Erzähler unmutig unterbricht: „S'ist gut August, wir wissen das bereits alles; doch jetzt mach, daß du etwas zu Essen herbringst."

„So ein saftiges Rückenstück von unserem Springbock wird dir nach dem heutigen Gewaltmarsch auch gut tun, Onkel, und dich auf bessere Gedanken bringen."

„Ja du hast Recht, Erwin, haben wir auch alles verloren, so danke ich doch Gott, der mich aus dem Getriebe der Großstadt wieder in die Wildnis führte. Besser ist's mit zwanzig Trägern von Negerdorf zu Dorf zu ziehen als sich in der Heimat, für die wir unser Leben in die Schanzen schlugen, als Aufdringling zu fühlen," brummte der Alte. „Lieber Onkel, du bist noch immer erbittert. Man hat es dir allerdings schlecht gelohnt, daß du dein schönes Besitztum in Indien geopfert hast, um deine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen.

Wir haben verloren und sind eben die Leidtragenden. Doch du vergißt, daß uns das Zeug geblieben ist — das vielen verloren ging — um wieder neu zu beginnen und auch du wirst eines Tages wieder Herr auf der eigenen Scholle sein, trotz des Nomadenlebens, das wir zu führen gezwungen sind."

„Du vielleicht, Erwin, doch ich bin zu alt!".

„Ich weiß das besser, Onkel, auch daß es nur hin und wieder Stunden sind, wo dich solch ein Gefühl beherrscht. Wären wir sonst hier? Oder bist du nicht die Seele des ganzen Unternehmens?

Ich könnte beinahe wünschen ein Löwe käme zur Stelle. Wie schnell würde aus dem alten Manne ein junger totsicherer Schütze."

„Das verstehst du nicht, Erwin, mein Junge. Die Gefahr war von jeher meine beste Nerventonik. Doch wie ein Jude von Hütte zu Hütte zu ziehen, feilschend und disputierend, hat mir früher vor zirka fünfundzwanzig Jahren nicht gefallen, viel weniger ist es heute nach meinem Geschmack."

„Mit dir, lieber Onkel, ist heute abend nicht zu reden."

„Ich wiederhole nur: das verstehst du nicht mein Junge."

Stille wurde es im Lager. Aus weiter Ferne drang das dumpf donnernde Gebrüll eines Löwen; doch niemand beachtete den König der Wildnis, selbst die Neger nicht, wußten sie doch, daß die beiden Weißen Waffen mit sich führten, die, wenn sie sprachen,

den Tod verkündeten. Ungestört verlief die Nacht. Als der Morgen graute, war der Troß schwarzer fröstelnder Träger bereit zum Weitermarsch.

Im ziemlich raschen Tempo bewegten sie sich über den ebenen Plan, als Erwin das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, sekundiert von August, der seinen Kolonial-Kasernen-Erfahrungen freien Lauf ließ: „Beine raus, höher, schmeiß ihm raus! immer höher," zeterte er mit einer Stimme, die jedem Unteroffizier zur Ehre gereicht hätte, und hüpfte wie ein Besessener an der Trägerreihe entlang.

Ihm antwortete nur ein breites, fröhliches Grinsen.

Niedrig gelegene, sumpfige Flächen, von langen zähen Gräsern überwuchert, wechselten mit höherem Terrain von spärlichen, dürstenden Akazien und rotschimmernden Termitenhügeln bedeckt.

Elefantenfährten und Wechsel von Nashörnern kreuzten den Pfad.

Höher stieg die Sonne. Selbst die munter plaudernden Träger verstummten allmählich unter der brennend harten Faust der Tageskönigin.

„Laß uns rasten," bat Erwin den vor ihm schreitenden Alten, der stumm und still durch das hohe Steppengras stampfte.

Der Warnungsruf eines Madenhackers antwortete und in demselben Moment stand die Trägerkarawane wie aus Erz gemeißelt. Ein jeder weiß, daß dieser Warnungsruf einem Büffel oder einem weit gefährlicheren Gegner galt. Ist doch der Madenhacker fast immer der Begleiter der dickhäutigen Herrscher der Wildnis. Mit schußbereitem Gewehr tritt Erwin an die Seite des Alten; doch wie sehr sie auch Augen und Ohren anstrengen, sie vermögen nicht das mindeste von einem Tiere wahrzunehmen.

Aus aller Welt.

So ein armer Chinese hat es schwer. Wie muß er sich plagen, bis er sein Opium hereingeschmuggelt kriegt und wie muß er Obacht geben, daß er beim Opium-Rauchen nicht erwischt wird! — Und dazu dann noch diese ewige Verstopfung — —. Da hat er dem Master-Missionär sein Leid geklagt, natürlich vom Opiumrauchen hat er ihm nichts gesagt. Der hat ihm Pfarrer Heumanns Balsamische Pillen gegeben, jetzt ist ihm geholfen.



Leicht legt sich die Hand August's auf des Onkels Schulter und flüsternd bittet er: „Herr, gebt mir euer Gewehr, ich werde vorausgehen, um zu sehen was es gibt."

Ein Wunsch, der ihm in einem unbedachten Augenblick gewährt wird. Lautlos schleicht der Schwarze durch's hohe Gras voraus, während Erwin die rechte, einer Sumpfstelle zugekehrten Seite erforschte. Er stand bereits am Rande des schwarzen Tümpels, ohne ein Wild gesehen zu haben, als ein Schuß die Stille zerriß, dem rasch ein zweiter folgte. Die Kugeln konnten das Ziel nicht erreicht haben, denn der aufmerksam Lauschende hörte das Angstgezeter des Soldatennegers, das sich einige Sekunden später mit dem Geschrei der Träger vermengte. Das Dröhnen der Erde sagte Erwin, daß der dreiste Neger entweder einen Elefanten oder ein Nashorn angeschossen hatte. Zugleich wußte er, daß keine Zeit zu verlieren war; denn ein angeschossener Dickhäuter ist der furchtbarste Gegner, der in seiner Wut keine Furcht kennt und mit seiner unbändigen Kraft Tod und Verderben um sich verbreitet. Auch war zu befürchten, daß der Neger seine kopflose Flucht direkt nach der Seite des Onkels nehmen würde, und der stand ja waffenlos dem Angreifer gegenüber, da er August seine Büchse gegeben hatte.

Wie ein Sturmwind jagte er den begangenen Wildpfad zurück und fand seine schlimmsten Erwartungen nicht nur bestätigt, sondern weit übertroffen.

Die Träger hatten ihre Lasten von sich geworfen und flohen nach allen Richtungen. Ganz schauerlich war ihr Gebrüll und Geheul, aus dem man die gräßlichste Todesangst heraushörte. Wußten sie doch, welch furchtbare Wunden ein gereiztes Nashorn schlägt, die selten anders als tödlich sind.

Schon zeigte es sich auch, wie berechtigt ihre Furcht war. Das sonst so plumpe Tier, dem man eine solche Schnelligkeit nie zugetraut hatte, kam ihnen immer näher. Jetzt hatte es einen der Schwarzen erreicht und ein Ruck mit dem mächtigen Haupte genügte, um mit dem Horn den dunklen Körper vom Schenkel bis zur Brust vollkommen aufzuschlitzen. Ohne sich aufzuhalten, stürmte es weiter. Gleich darauf hatte es den Nächsten furchtbar verstümmelt hoch in die Luft geschleudert. Die Todesschreie der Beiden gellten noch hell über das Angstgeheul der anderen hinaus.

Es war furchtbar für Erwin, diesem Wüten und Morden des rasenden Untieres zusehen zu müssen, ohne helfend eingreifen zu können. Drei Schüsse hatte er während des Heranlaufens schon aus dem Rohr gejagt; war auch aus dieser Entfernung keine Möglichkeit, das Tier zu töten oder auch nur ernstlich zu verletzen, so hoffte er doch das Ungeheuer von seinen Opfern abzulenken. Und nun war immer der Körper eines der Fliehenden zwischen ihm und dem Tier, also unmöglich einen Schuß anzubringen.

Jetzt war August der nächste, dem das gleiche schauderhafte Schicksal drohte. Wohl sprang der Alte dem Neger, dem in zirka dreißig Meter Abstand das angeschossene Rinozeros schnaubend folgte, entgegen um seines Gewehres habhaft zu werden, doch August's Fuß verwickelte sich in die zähen Gräser, er fiel und schleuderte das Gewehr weit von sich. Der Kolben traf den ihm Entgegeneilenden so unglücklich, daß er bewußtlos zusammenbrach.

Näher und näher stürmte das Rinozeros im unbeholfenen, doch fördernden Galopp. Es schien, als müßten auch noch die beiden im Grase Liegenden ihr Leben unter den Füßen des Untiers lassen. Doch jetzt hatte Erwin freies Schußfeld, und dadurch, daß er auf das Tier und dieses auf ihn zulief war der Abstand fast bis auf einige Schritte zusammengeschwunden. Beinahe riesenhaft erschien ihm das Tier aus der Nähe. Fast noch im Laufen riß er das Gewehr heran und wie ohne Pause krachten zwei Schüsse.

Der Dickhäuter prallte zurück, wie von einem Riesenhammer getroffen; — doch nur eine Sekunde. Darauf setzte er mit verdoppelter Schnelligkeit seinen Weg fort.

Diese kurze Frist genügte Erwin, um einen weiten Sprung zur Seite zu tun und obwohl ihn die rauhe Haut des ganz knapp vorbeirasenden Nashorns streifte, fand er doch Gelegenheit, demselben eine dritte Kugel hinter das Ohr zu jagen.

Kurz vor der Stelle wo die beiden immer noch im Grase lagen, gelang es dem Dickhäuter sich zu wenden und prustend wie eine Lokomotive stürmte er abermals auf den kühnen Schützen los. Die Lebenskraft dieses Kolosses schien unverwüstlich.

Das Magazin seiner Büchse war leer, würde es ihm gelingen nochmals sich durch einen Seitensprung zu retten, — und selbst wenn?? Einmal mußte ihn doch ein Stoß des Hornes oder ein Tritt der Füße treffen. Von den feigen Schwarzen hatte er auf keine Hilfe zu rechnen. Sollte er wirklich, statt den anderen helfen zu können, auch noch sein Leben auf eine so furchtbare Weise einbüßen?



Doch nein, dieses Schicksal blieb ihm erspart. Kurz vor Erwins Standplatz schlug der Riese dröhnend zur Erde. So schnell wie die Träger geflohen waren, kehrten sie zurück und umringten, ohne sich um ihre beiden toten Gefährten zu kümmern, mit lautem Jubelschrei das erlegte Tier — — bedeutete doch für sie die Beute ein Festessen.

„So, mein Junge", empfing Erwin der im Grase sitzende Alte, „habe ich dir nicht gesagt, daß ich zu alt werde? Hätte ich mir sonst mein eigenes Gewehr an den Kopf werfen lassen, oder wäre ich wie ein zierliches Dämchen zusammen gebrochen im Augenblick der höchsten Gefahr? Doch ich danke dir mein Junge, obwohl dein Unterfangen tollkühn war."

„Was soll ich dir antworten, bester Onkel. Seit jener unvergeßlichen ersten Leopardenjagd war es mein Bestreben, dir einen gleichen Dienst erweisen zu dürfen und ich freue mich, nun endlich einmal einen kleinen Bruchteil meiner Schuld an dich abgetragen zu haben."

„Schwatze keinen Unsinn, mein Junge", erwiderte der Baß grob; doch der liebevolle Blick, der den Neffen streifte, verriet sein wahres Empfinden.



Wir bringen eine Anzahl von Abbildungen, um unseren Lesern zu zeigen, wie der so beliebte und oft mit Schmerzen erwartete Briefträger früher hier bei uns und auch in nahen und entfernten anderen Ländern ausgesehen hat und teilweise heute noch aussieht.

Auch einige interessante Zahlen wollen wir mitteilen. Viele haben wohl nicht gewußt, welche Riesenarbeitsleistung so mancher von diesen Beamten im Laufe der Jahre vollbringt.

Richard Worth hat in einem Londoner Blatt, in dem er „Weltrekorde des Alltags" zusammengestellt hat, auch staunenerregende Zahlen aus dem Leben von Briefträgern angeführt.

So hat man z. B. ausgerechnet, daß der Briefträger Thomas King, der in dem Landbezirk von Ingleton 33 Jahre seinem Beruf nachging, während dieser Zeit 250 000 Kilometer matschiert ist. Seine Leistung wurde noch übertroffen durch den Briefträger William Parke, der in 34 Jahren mehr als 300 000 Kilometer gegangen ist.

Als dritter Fall sei erwähnt: In London wurde einer der ältesten Briefträger der City am 1. Juli 1926 in den Ruhestand versetzt. Der Mann hat 43 Jahre lang an jedem Werktage den gleichen Weg zurückgelegt und dadurch eine Gesamtwegstrecke von 229 000 englischen Meilen (= 55 800 deutsche Meilen) hinter sich.

Wenn der Briefträger noch ein Jahr im Dienste geblieben wäre, so würde er einen Weg zurückgelegt haben, welcher dem Abstande von der Erde bis zum Monde gleichkommen würde.

Endlich wollen wir noch einen Fall aus einer uns näherliegenden Gegend anführen. In Spindlermühle waltete 30 Jahre lang der vielen Gebirglern und Fremden bekannte Briefträger Wenzel Hollmann seines Amtes.



Nürnberger Postbote Mitte des 17. Jahrhunderts



Baseler Briefbote zu Ende des 17. Jahrhunderts

Was? Dieses schöne Besteck nur 95 Pfg.?



„Jawohl, Frau Meier! Ich habe es mir vom **Bavaria-Versandhaus, Nürnberg,** schicken lassen. Hier bekommt man **alles gut u. billig.** Bin froh, daß ich mir nun auch alles andere, was in Haus und Küche fehlt, auf **solch** vorteilhafte Weise anschaffen kann".



Auch Sie

sollten es nicht versäumen, Ihren Bedarf im **Bavaria-Versandhaus,** Nürnberg zu decken. Lassen Sie sich den reichhaltigen

Katalog gratis

kommen. Sie werden erstaunt sein, wie billig Sie allerlei schöne und nützliche Gegenstände kaufen können. — Senden Sie heute noch Ihre Adresse auf untenstehender Karte an:

Bavaria-Versandhaus G. m. b. H., Nürnberg 2, Briefach 238



Breslauer Postbote aus dem 16. Jahrhundert



Hamburger Briefträger 1808



Kaufen Sie nichts,

vor allem auch nicht Ihren Weihnachtsbedarf,
bevor Sie nicht die **billigen Preise** des **Bavaria-Versand-hauses, Nürnberg,** kennen gelernt haben.

Verlangen Sie daher unseren reichhaltigen

Gratis-Katalog

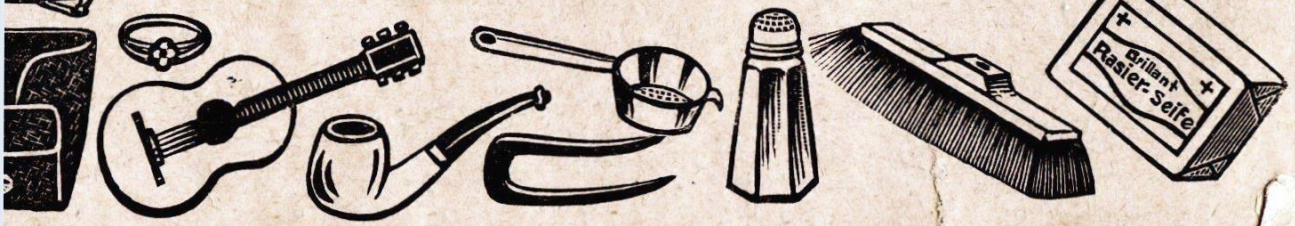
über unten aufgeführte Waren.
Besonders hervorzuheben sind unsere

Nürnberger Spielwaren

die Sie **nirgends so vorteilhaft** kaufen wie bei uns.

Jeder Empfänger des Kataloges ist erstaunt über unsere wirklich schönen und billigen Waren!

Bavaria-Versandhaus G.m.b.H.
Nürnberg 2, Brieffach 238



SPANDEL-NÜRNBERG



Dänischer Briefträger 1813



Pariser Briefträger 1830

In diesen dreißig Jahren hat er Sommer wie Winter die Strecke Spindlermühle — Leiersbuden — Petersbaude — Davidsbaude begangen und dabei weit über 8 000 mal das Riesengebirge bestiegen.



Breslauer Postbote aus dem 16. Jahrhundert



Hamburger Briefträger 1808



Chinesischer Briefbote



Marokkanischer Postbote



Japanischer Postläufer aus früherer Zeit



Indischer Briefträger



Post in der Wüste



Postbote i. d. „Landes" (Frankreich)



Postbote auf der Insel Brazza (Dalmatien)

Der hohe Nährwert des Käses.

Von Dr. Thraenhart, Freiburg i. Br.

In dem vom Gesundheitsamt herausgegebenen „Gesundheitsbüchlein" heißt es wörtlich: „Infolge seines Reichtums an Eiweißstoffen besitzt der Käse den doppelten bis dreifachen Nährwert mancher Fleischarten." Diese Tatsache ist leider noch zu wenig bekannt und wird daher in der Ernährung nicht genügend ausgenutzt. Es enthält Magerkäse mit seinen 34% Eiweiß weit mehr als doppelt so viel wie Schweinefleisch (14 %).

Vollkäse, aus Vollmilch bereitet, besitzt nach Ausscheidung der ziemlich wertlosen Molke alle Bestandteile der Milch in konzentrierter Form, ist gleichsam Milchextrakt.

Am sichersten geht man, wenn man offene Käse kauft und nicht solche in feiner Verpackung mit irgendwelchen Phantasienamen wie Appetit-, Delikateß-, Frühstücks-, Kloster-, Münster-, Schloßkäse. Diese sind oft außerordentlich wasserreich; nach Untersuchungen im Leipziger hygienischen Universitäts-Institut beträgt ihr Wassergehalt bis zu 73 Prozent. Die Phantasienamen sollen eben vielfach mit ihren hochtönenden Bezeichnungen nur eine besonders gute Beschaffenheit vortäuschen.

Mit Bezug auf den Fettgehalt kann man im allgemeinen als preiswert bezeichnen die Schweizer, Holländer und Tilsiter Käse. Zwar fettarm, aber sehr eiweißreich sind die Magerkäse (Land-, Bauern-, Handkäse); sie bilden ganz vorzügliche Volksnahrungsmittel. Dagegen ist der Nährwert im Verhältnis zum Preis beim Kamembert- und Briekäse sowie bei den mit Phantasienamen geschmückten Käsen meist so gering, daß man sie als „Luxuskäse" bezeichnen muß.

Je fetter ein Käse ist, um so langsamer wird er verdaut. Ueberhaupt ist fetter, harter Käse an sich schwer verdaulich, weil bei seinem kompakten Zustande der Magensaft nicht leicht in den Käse eindringen und ihn auflösen kann. Deshalb ist recht tüchtiges Zerkauen jedes Käsebissens durchaus notwendig. Dann aber ist, wie klinische Versuche ergeben haben, die Ausnutzung des Käses im Magen eine ganz vorzügliche und vollkommene. Er wird fast restlos verdaut und für den Körperhaushalt vollständig ausgenutzt, und „man lebt nicht von dem was man ißt, sondern von dem was man verdaut". Hierzu tragen hauptsächlich die beim „Reifen" sich bildenden Fettsäuren bei, die den appetitanregenden und verdauungsfördernden Geruch und Geschmack bedingen. Daher wirkt alter Käse wie ein Gewürz im Magen und wird vorteilhaft am Schlusse der Mahlzeit genossen, aber nur in geringer Menge.

Trockene harte Käse kann man leichter verdaulich machen durch Zerreiben, was beim Parmesan- und Kräuterkäse allgemein üblich ist.

Wegen des Fettreichtums und hohen Eiweißgehaltes bildet Käse eine vorzügliche Beigabe zu einer hauptsächlich aus Kohlehydraten bestehenden Nahrung. „Die Holländer und Schweizer Käse und erst recht die billigeren Sorten sind für die Volksernährung von außerordentlichem Werte, und die Magerkäse sind gerade die billigsten Eiweißlieferanten" (Professor Hüppe). Besonders der noch unfertige Käse, nämlich der leichtverdauliche, billige, eiweißreiche Quark empfiehlt sich als ausgezeichnete Zukost zu den eiweißarmen Kartoffeln und zu Brot.

Der Schnee als Luftreiniger.

Von Dr. Thraenhart, Freiburg i. Br.

39 420 Kilogramm Schmutz, also eine Menge, die zwei Eisenbahn-Güterwagen füllen würde, hat ein einziger Schneefall in der Stadt Hagen aus der Luft auf den Erdboden niedergerissen. Im dortigen städtischen Laboratorium schmolz man den gefallenen Schnee von einigen Quadratmetern und fand für jeden Quadratmeter 1,2 Gramm Verunreinigungen, also für einen Hektar 12 Kilogramm. Da die Stadt Hagen einen Flächeninhalt von 3285 Hektar hat, kommt die obige ungeheure Schmutzmenge zusammen. Aehnliche Ergebnisse haben die Untersuchungen in anderen Städten gehabt. Auf dem Dache des Gebäudes der größten englischen medizinischen Zeitschrift „Lanzet" in London hat man auch die Bestandteile dieser Verunreinigungen genauer untersucht und gefunden, daß in ihnen enthalten sind, außer schädlichen und unschädlichen Bakterien, hauptsächlich Fabrikgase, Rauch- und Rußteilchen, und zwar schwefelige Säure, Ammoniak, Chlor, Kochsalz und teerartige Substanzen.

Ganz gewaltig ist also die reinigende Wirkung eines Schneefalles und für den Gesundheitszustand namentlich der Industrie- und Großstädter von unschätzbarem Vorteil. Die losen Schneeflocken wirken wie ein Sieb; beim Fallen durchsieben sie die Luft, reißen alle Unreinheiten mit zur Erde und lagern sie dort ab. Von hier fließen sie entweder mit dem Schmelzwasser in die Kanäle oder werden mit dem Schnee abgefahren und in Wasser- oder Flußläufe geschüttet. An den trüben Wintertagen, wenn Rauch, Staub und andere Schädlichkeiten in den unteren Luftschichten sich stauen, wenn kein reinigender Wind alles Schädliche in Wälder und Felder verweht, wenn die mächtige Reinigungskraft der Sonnenstrahlen gänzlich fehlt, da würde die Atmosphäre in und über den Städten bald einen Luft-Sumpfpfuhl mit Lungengiften darstellen, wenn nicht immer mal ein Schneefall käme, der alles Schädliche schnell und sauber beseitigt; gerade an solchen trüben Tagen pflegt er als Erlöser zu erscheinen. Nun ist es auch erklärlich, weshalb uns nach einem frischen Schneefall die Luft so besonders klar und rein und erquickend vorkommt.

In größeren Städten verursacht die Beseitigung frisch gefallenen Schnees stets ziemliche Kosten, aber diese sind ganz bedeutungslos gegenüber den unschätzbaren Gesundheitswerten, die allen Einwohnern zugute kommen.

Aus aller Welt.

Der schwarze Jumbo hat sich recht dumm gestellt, wie er dem Herrn Straußen-Papa die schönsten Federn hat ausrupfen wollen und hat Eins mit dem Fuße auf den Kopf bekommen. Nun lacht er aber schon wieder mit dem ganzen Gesicht. Erstens war es nur sein Kopf, also kein edler Teil von ihm, zweitens hat ihm der gute Massa-Missionär Pfarrer Heumanns Pediheilsalbe aufgelegt. Die heilt ja jede Wunde schnell und der Schmerz ist auch weg.



Fremdlinge.

Erzählung von Johanna Weiskirch.

Illustrationen von Frl. A. M. Brochier, Nürnberg

Ganz am Ende des behäbigen Bauerndorfes mit den von breitästigen Linden überschatteten Giebelhäusern duckte sich eine in einem verwilderten Weißdorngehege liegende baufällige Hütte unter das tief herabhängende Strohdach. Gleichsam um ihre Armseligkeit von der Behäbigkeit des Dorfes zu trennen, lag ein Stück Brachland zwischen ihnen. Darauf wuchsen dem Dorfe zu noch fette Grashalme und Wiesenblumen, aber je mehr sich der Boden der Hütte näherte, um so magerer und spärlicher war seine Vegetation. In der Mitte etwa blühte zur Frühsommerzeit auch der Ginster golden, aber auch der gedieh nahe bei der Hütte nicht einmal mehr. Es war als ob ein Pesthauch aus den schadhaften Fensterscheiben wehe.

Längere Zeit hindurch war die Hütte, die auch in früheren Jahren nicht immer bewohnt wurde, geschlossen gewesen. Ihren Besitzer, den Zigeunersepp, hatte vor zwei Jahren die ihm im Blut steckende Wandersehnsucht wieder einmal so gepackt, daß er ihrer nicht Herr wurde. Er machte kurz entschlossen die Türe der Hütte zu und ging auf und davon, ohne jemand zu sagen, wohin. Das wußte er übrigens selbst noch nicht.



Solche Weisen hatte man im Dorf noch niemals vernommen

Es ging aber auch keinen Menschen was an, da ja doch keine Seele um ihn weinen würde, wenn er nicht wieder käme. Seiner Habe wegen konnte er ruhig gehen. An deren Armseligkeit vergriff sich niemand und die windschiefe Hütte trug ihm auch keiner fort. Höchstens, daß sich Mäuse, Ratten und Fledermäuse darin breit machten und sich ihrer Ungestörtheit freuten, bis der Zigeunersepp wiederkam und sie ihnen etwas beschnitt. So trieb er es schon lange. Früher, solange seine Mutter, die braune Maruschka, noch lebte, war er mit ihr zusammen auf die Wanderschaft gegangen, aber in gewissen Zeiträumen waren die beiden immer wieder an den Ort zurückgekehrt, auf dessen Fried-

hof in einer Ecke der Mann der Maruschka und der Vater ihres Sohnes, begraben lag. Der tolle Sepp, so nannte man ihn, der eigentlich kein rechter Zigeuner gewesen, aber der Maruschka zuliebe unter sie geraten war, wurde bei einem Streit mit einem Gaukler erstochen. Das war damals gewesen, als die Zigeunerbande, der sich der tolle Sepp angeschlossen, zugleich mit einer Gauklergesellschaft vor dem Dorfe gelegen hatte. Die braune Maruschka, die ihrem Manne in leidenschaftlicher Liebe angehängt war, erwarb die alte Hütte, um sich nicht von dem Grab, das ihr totes Glück barg, für immer trennen zu müssen. Die meisten Dorfanwohner waren gegen das Sichansässigmachen des fremden Weibes gewesen, aber der menschenfreundliche Bürgermeister hatte doch schließlich die Zustimmung der Dorfältesten erreicht. Als Zugehörige waren die Maruschka und ihr Sohn aber nie betrachtet worden. Im Gegenteil. Beide hatten den Haß wohl gefühlt, den man ihnen entgegenbrachte und waren zufrieden gewesen, daß ihre Hütte abseits des Dorfes lag. Als die Maruschka, an der die Sehnsucht nach ihrem Sepp zehrte, starb, dachten die Bauern, daß ihr Sohn sich nun auf Nimmerwiederkehr in der weiten Welt herumtreiben würde; aber darin irrten sie sich. Wie es zu Lebzeiten seiner Mutter gewesen war, so blieb es auch jetzt.

Ab und zu tauchte der Zigeunersepp, wie ihn die Dorfjugend getauft hatte, ganz plötzlich auf, um ebenso plötzlich wieder zu verschwinden. Aber etwas, was man früher nie gehört, vernahm man jetzt: Der Sepp spielte oft halbe Nächte lang die Geige. Solche Weisen hatte man im Dorfe noch niemals vernommen. Die Einwohner, die diese wilden, ruhelosen Klänge vernommen hatten, meinten, den Zigeunersepp müßte wohl eine schwere Schuld drücken, die ihm des Nachts keine Ruhe lasse und deren trübes Mahnen er übertönen wolle. Da vermieden sie es noch mehr als früher, mit dem Sepp und seiner Hütte in Berührung zu kommen. Viele, die in der Dunkelheit an dem windschiefen Bauwerk vorbei mußten, taten es mit so scheuer, ängstlicher Hast, als ob ihnen der Teufel selber auf den Fersen wäre.

Man atmete allgemein auf, als der Sepp nahezu zwei Jahre hindurch sich nicht mehr hatte blicken lassen und glaubte ihn gestorben oder verdorben. Aber eines wunderschönen Frühlingstages, als die ersten Schwalben wie blitzende Pfeile durch die blauen Lüfte schossen, war er auf einmal wieder da.



Diesmal aber nicht allein. Eine junge, schöne, fremdartig aussehende Frau, die ein kleines Kind auf dem Arm trug, begleitete ihn und ging mit ihm in die Hütte. Sie trug ein feuerrotes, schwarzgeblümtes Kleid und um den Kopf ein ebensolches Tuch, sodaß man von ihrem Gesicht wenig mehr sah, als die großen samtdunklen Augen, die mit einem merkwürdigen Ausdruck auf den ihr begegnenden Dorfleuten geruht hatten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft des Zigeunersepp und seiner Begleitung, an der allenthalben Anstoß genommen wurde. Der Bürgermeister, dessen Schützling der Heimgekehrte war, sah sich veranlaßt, ihn sogleich zu sich kommen zu lassen. Der Sepp brachte gleich seine und der Marianka, seiner Frau Papiere mit und es zeigte sich, daß sie sein rechtmäßig angetrautes Weib war. In einem der fernen Balkanländer hatte ein christlicher Priester den Segen über die Ehe gesprochen und die kleine Laska war regelrecht getauft. Trotzdem konnten sich die Dorfeinwohner mit der Anwesenheit des „Zigeunervolkes“ nicht aussöhnen. Namentlich die Marianka

war ihnen ein Dorn im Auge, weil sie wie eine leibhaftige Heidin aussähe. Als sie in ihrer feuerroten Schabmeke zum erstenmal in der Kirche erschienen war und sich neben eine der Bürgerfrauen gesetzt hatte, war diese wie vor einer Aussätzigen von ihr weggerückt und von allen Seiten waren dem armen, jungen Weibe feindselige Blicke entgegengeflogen. Es waren große, heiße Tränen aus den schönen Augen der Marianka gefallen. Seitdem setzte sie sich immer auf den letzten Platz der Kirche hinter einen Pfeiler und lauschte von dort aus, einen andächtigen Ausdruck in dem dunklen Gesicht, auf des Pfarrers Worte, die sie nur zum Teil verstand. Ins Dorf huschte sie nur des Abends, um Einkäufe zu machen, aber auch das unterließ sie, seitdem ihr die Jugend Spottreden nachgerufen hatte. Der Sepp machte nun die Besorgungen.

Er schien übrigens ein glückliches Leben mit den Seinen zu führen. Während er das zur Hütte gehörige Land bebaute, und das Futter für die neuangeschafften zwei Ziegen beschaffte, saß die Marianka neben dem Eingang unter dem blühenden Rosenstrauch und koste mit der kleinen Laska. Sie gab ihr die zärtlichsten Kosenamen und sang ihr mit weicher Stimme, die fremden schwermütigen Weisen ihrer fernen Heimat zum Schlafe.

Der Zigeunersepp schien mit den Seinen auch ein sorgloses Leben zu führen, denn das Betteln, das man im Dorfe allgemein von dem „Zigeunerpack" erwartet hatte, blieb zur allseitigen Verwunderung aus. Man hätte gar nicht gewußt, wovon die Fremdlinge lebten, wenn nicht der reiche Viehhändler aus dem Nachbarort Auskunft hätte geben können. Der kam sehr weit im Lande herum und noch darüber hinaus und war dem Zigeunersepp öfter auf großen Märkten begegnet, wo er die Geige gespielt und sein Weib dazu gesungen hatte. Und immer sei der Zuhörerkreis um ihn ganz bedeutend gewesen und die Geldstücke seien nur so auf den Teller der Marianka geflogen.

Eine Leidenschaft hatte der Zigeunersepp, der er schon früher ab und zu erlegen war, der er aber, je älter er wurde, mit immer öfterer Wiederkehr fröhnte: er wilderte. Schon mehrmals hatte ihn der Förster gewarnt und einmal hatte er eine kurze Strafe verbüßen müssen, was seine und der Seinen Stellung im Dorfe noch mehr erschwerte. Eine Weile unterließ der Sepp das Wildern, aber dann kam die alte Leidenschaft wieder über ihn. So kam es, daß er eines Tages im Kampf mit dem Förster erschossen und der Marianka auf einer aus Buchenästen hergestellten Tragbahre in die Hütte getragen wurde. In grenzenlosem Jammer hatte sich das arme Weib über den Toten geworfen und gemeint, ihn mit ihren Liebkosungen wieder aufwecken zu können. Aber der Sepp hatte sich nicht mehr gerührt und nach drei Tagen mußte die Marianka es zugeben, daß der Sarg, in dem er lag, geschlossen und zum Friedhof gebracht wurde. Stumm und starr ging sie, ihr nun dreijähriges Töchterlein, die Laska, an der Hand, in ihrem feuerroten Kleid und Kopftuch hinter dem Totenwagen mit schwankenden Schritten einher. Nur wenige neugierige Dorfeinwohner, die es nicht der Mühe wert gehalten hatten, ihre üblichen Beerdigungskleider anzulegen, begleiteten den Zigeunersepp auf seinem letzten Wege. Der Pfarrer sprach ein kurzes Gebet und dann polterten schon die ersten Schollen auf den ärmlichen Tannensarg hernieder. .... Da hatte die Marianka einen gellenden Schrei ausgestoßen und es hatte den Anschein gehabt, als wollte sie sich in das Grab stürzen. Gleich darauf aber hatte sie mit ihrem Kinde den Friedhof verlassen, ohne das Zuschaufeln des Grabes abzuwarten.



Die Dorfeinwohner sahen sie in der kommenden Zeit noch weniger als früher, da sie ihre geringen Einkäufe ab und zu einmal in der nahen Stadt machte. Spät abends, wenn im Dorfe alles schlief, wanderte sie auf Umwegen nach dem Friedhof. Dann

warf sie sich jammernd an des Sepp Grab nieder und krallte ihre Hände in die gelbe Friedhofserde. Und ehe sie ging, bestreute sie das Grab mit Rosenblättern, solange noch eine Blüte an dem Rosenstrauch bei der Hütte blühte. Sie erwog häufig, ob sie nicht mit ihrem Kinde in ihre frühere Heimat ziehen sollte, aber ebensowenig, wie ihres Sepp Mutter, die braune Maruschka, sich vom Grabe ihres Mannes hatte trennen können, konnte sie es. Sie blieb und versuchte sich eine Einnahme zu verschaffen, indem sie kleine, reizende Binsenkörbchen flocht und sie in der Stadt verkaufte. Eine geringe Barschaft besaß sie noch und im Notfall wollte sie das wertvolle Kreuz verkaufen, das ihr die Gräfin Matuschka, deren durchgehenden Pferden sie sich in der Heimat einmal mutig entgegengeworfen hatte, schenkte.

So verging ein Jahr, währenddessen die kleine Laska zu einem wunderschönen, schwarzlockigen Kinde aufwuchs, das, wenn es gutes Wetter war, in der Umgebung der Hütte spielte und die Ziegen hütete. Häufig mußte die Kleine die Spottrufe der Dorfkinder über sich ergehen lassen. „Taternhexe, Taternhexe" schrie'n sie ihr zu, streckten ihr die Zunge heraus und warfen mit Kot und Steinen nach ihr.



Da kam das Kind oft weinend zu der Mutter gelaufen und barg mit dem Ruf: „Mammi, Mamminka, warum sind die Kinder so böse zu mir"? den Lockenkopf an der vor Leid und Empörung zitternden Frau. Mit kosenden Händen strich sie beruhigend über ihres Kindes Haar und redete ihm tröstend zu. Manchmal auch sprang die Kleine mit zornfunkelnden Augen und geballten Fäustchen hinter ihren Peinigern her, die dann schreiend ins Dorf stoben und erzählten, die Taternhexe sei hinter ihnen her. Dann kam eine Zeit, die das Martyrium der geächteten Fremdlinge noch erhöhte. Im Dorfe brach eine Kinderkrankheit aus. Fast in jedem Hause knickte der unerbittliche Würger, der Tod, eine junge Menschenblüte, aber an der Hütte der Marianka ging er vorüber und verschonte das Leben der kleinen Laska.

Wer es im Dorfe aufbrachte, daß die Marianka eine verkappte Hexe und Schuld an dem über so viele Einwohner gekommenen Unglück sei, hätte wohl niemand zu sagen vermocht, aber man tuschelte es sich von Haus zu Haus zu, und eines Abends hagelte es Steine und Schimpfworte gegen die Hütte. Der Bürgermeister vermochte zwar



Und des Abends regnete es Steine und Schimpfworte gegen die Hütte

mit Hilfe von einigen verständigen Dorfältesten weiteren Ausschreitungen Einhalt zu tun, aber die Wut gegen die Fremdlinge glomm fort und fort.

Die Marianka, die in der letzten Zeit öfter gekränkelt hatte, verfiel geradezu und nur mit Mühe vermochte sie sich in die Stadt zu schleppen, um ihre Binsenkörbchen zu verkaufen und den Lebensunterhalt einzuholen. Auf diesen Wegen begegnete ihr öfter die Botenkatrin, die für die vermögenden Einwohner des Dorfes die Besorgungen in der Stadt übernahm. Die gutmütige Frau hatte schon immer mit mitleidigen Augen auf die fremde junge Frau gesehen und auch ab und zu ein paar freundliche Worte für sie und ihr Kind gehabt. Das durfte aber beileibe niemand aus dem Dorfe sehen, da man ihr sonst die Kundschaft entzogen hätte. Eines Tages fand sie die Marianka am Wege zusammengebrochen und die kleine Laska verzweifelt weinend neben ihr. Sie hatte Mühe, die ohnmächtige Frau wieder zu sich und nach dem Dorfe zu bekommen. Und dann hörte sie, als die Marianka gebettet lag, daß ihre Mittel beinahe aufgezehrt seien und sie nicht mehr im Stande sei, zu arbeiten. Die Botenkatrin sprach der Kranken zwar Mut zu und versprach, jeden Abend zu kommen und für sie und ihr Kind sorgen zu wollen, bis es wieder besser mit ihr gehe, aber die Botin hatte kaum noch Hoffnung auf Genesung für die junge, wie ein welkes Blumenblatt in den Kissen ruhende Frau. Und die Marianka selbst wußte, wie es um sie stand und schrieb eines Tages, als sie ihr Ende nicht mehr fern wähnte, unter großen Mühen einen Brief in die ferne Heimat, in dem sie die Eltern, die sie um ihrer Heirat mit dem Sepp willen halbwegs verstoßen hatten, bat, ihr Kind zu sich zu holen. Die Botenkatrin brachte den Brief zur Post und versprach der Marianka, die kleine Laska solange bei sich zu behalten.

Das arme Kind wich fast nicht vom Bette der Mutter und diese strich, vor Jammer um das Geschick der Kleinen fast verzweifelnd, mit ihrer abgezehrten Hand wieder und wieder über die dunklen Locken. Dabei gab sie Laska unzählige Kosenamen. Und das Kind schmiegte sich an die Mutter und flüsterte: „Mamminka, liebe, süße Mamminka, werde doch bald wieder gesund! Hörst du, Mamminka?“



Eines Tages fand sie die Marianka zusammengebrochen

Die alte Botenkatrin fand sich jeden Abend regelmäßig ein. In der Dunkelheit der früh sich neigenden Herbsttage konnte sie ihre Menschenfreundlichkeit betätigen, ohne darum von den Dorfbewohnern scheel angesehen zu werden. Sie melkte und versorgte die Ziegen, die von der kleinen Laska des Morgens, so gut es ging, gemolken wurden.

Sie bettete die Marianka frisch und bereitete die Mahlzeit für den nächsten Tag. Voller Dank hingen die Augen der Kranken an dem verwetterten Gesicht der Alten, das so unendlich gütig aussehen konnte, und die abgezehrten Finger des armen, jungen Weibes strichen oft wie in scheuer Liebkosung über die arbeitsharten und doch so linden Hände der Botenkatrin.

Das Ende kam schneller als die Botin es erwartete. Als sie eines Abends, von innerer Unruhe früher als sonst nach der Hütte getrieben, eintrat, erschrack sie über die sie empfangende Stille. Die Marianka lag, ein seliges Lächeln auf dem schönen Gesicht, stumm und starr in den groben Kissen, und die kleine Laska, die Hand der Toten auf dem Lockenköpfchen, schlief den gesunden Schlaf der Kindheit. Erschüttert stand die alte Frau vor dem Bild. .... Nun, da das Erwartete eingetreten war, überfiel sie doch die Verantwortlichkeit dessen, was sie übernommen hatte, schwer. Aber nur wenige Minuten, dann reckte sie ihre zusammengesunkene Gestalt auf. Fort mit den Bedenken. Sie würde ihr Handeln schon zu verantworten wissen und das Wort einlösen, das sie der Sterbenden gab. Aber ihr bangte doch davor, wie Laska den Verlust der heißgeliebten Mutter hinnehmen würde. Mit unendlichem Erbarmen strich sie über das holde Köpfchen der Schlummernden, die langsam aufwachte und mit den großen, schönen Augen um sich sah, während sie lächelnd sagte: „Mamminka, liebe, liebe Mamminka!" „Komm, Kind Mamminka schläft, wir wollen sie nicht stören" sagte die Botenkatrin, mühsam ihr Schluchzen unterdrückend. Aber Laska ließ sich nicht von der Mutter fortführen. Sie strich liebkosend über ihre Wangen und schmiegte ihr Gesicht an das der Toten. „O, wie kalt bist du Mamminka, frierst du, süße Mamminka?" fragte sie und in die weitgeöffneten Kinderblicke kam ein Ausdruck, der die alte Botin bis in die tiefste Seele erschütterte.

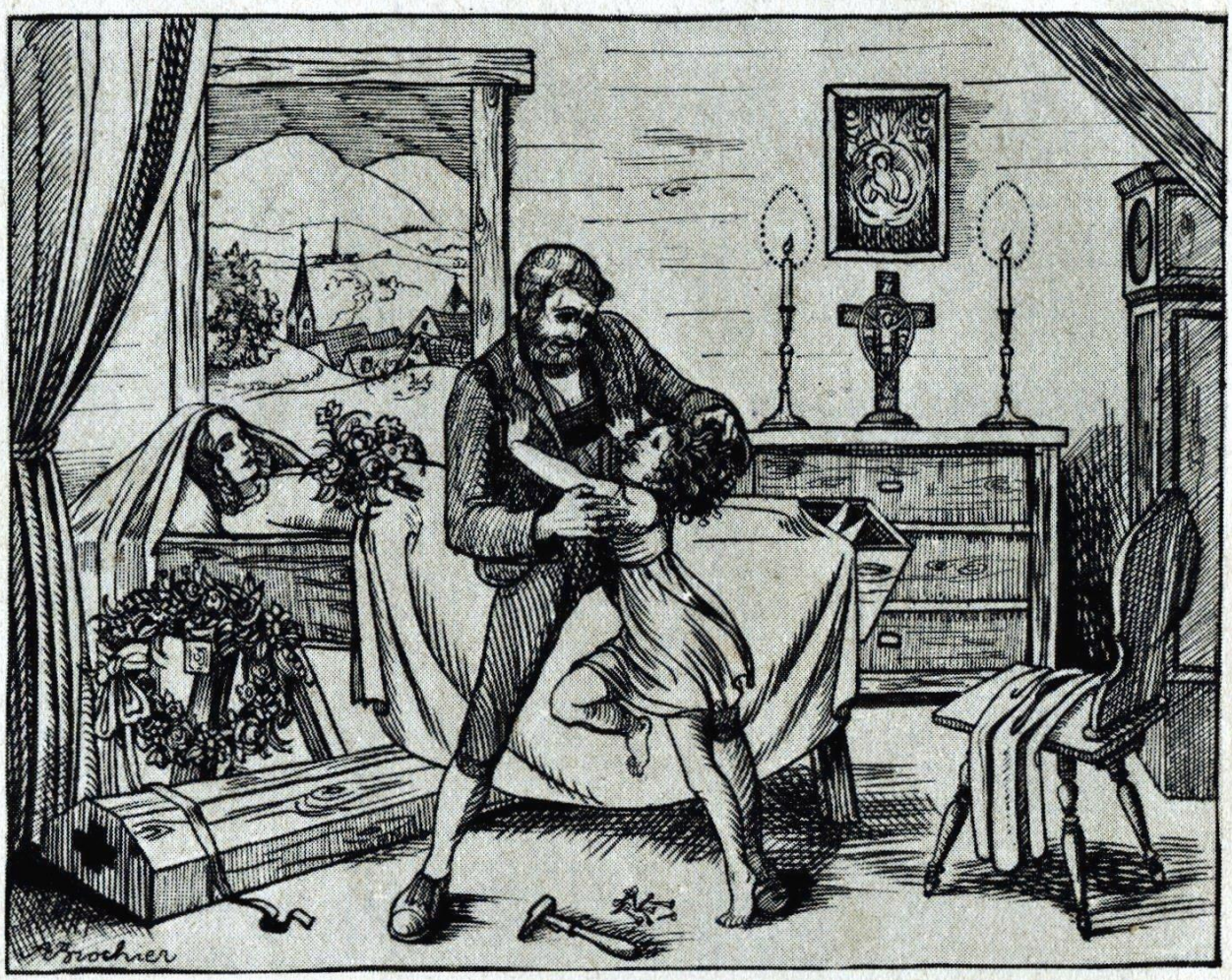
„Mamminka, sag doch ein Wort," flehte Laska und griff mit beiden Händen nach der Mutter wächsernen Fingern.

„Komm Kind, laß die Mutter schlafen," bat die alte Frau wieder. Hilflos irrten Laskas Augen von der Mutter zu ihr und von ihr zu der Mutter, und dann brach mit einem Mal ein gellender Aufschrei von den erbleichenden Lippen der Kleinen. Sie warf sich über die Tote und flehte in einer Flut halbfremder Worte, doch wach zu werden. Es dauerte lange, bis es der Botenkatrin gelang, das Kind von der toten Mutter zu lösen und es zu Bett zu bringen. Und dann benutzte sie den bleiernen Schlaf Laskas, um alle die traurigen Vorbereitungen zu treffen, die der Tod mit sich bringt. Zunächst ging sie zum Bürgermeister, der gar nicht gewußt hatte, wie es um die Marianka gestanden hatte und sich nun doch Vorwürfe machte, sich nicht um das arme Weib gekümmert zu haben. Niemand wagte der Botin etwas über ihr Handeln zu sagen, aber man atmete im Dorfe auf, daß nun das Zigeunervolk, das Hexenvolk, für immer fort käme.

Die Botenkatrin hatte die Hütte verschlossen und die kleine Laska mit in ihre Behausung genommen. Entgegen den ersten Schmerzensausbrüchen, war das Kind nun merkwürdig teilnahmslos. Es gab in seinem gebrochenen Deutsch nur die notwendigsten Antworten und nahm fast keine Nahrung zu sich. Aber ein Zittern flog ab und zu über den zarten Kinderkörper, daß er wie vom Winde geschüttelt hin und her flog. So kam der Beerdigungstag heran. Die Botenkatrin hatte Laska ein schwarzes Perkalkleidchen

genäht und ihr die Locken mit einem schwarzen Band zusammengeflochten. Dann nahm sie die Kleine an der Hand und ging mit ihr zur Hütte, wo der Deckel des Armensarges gerade über die stille Schläferin gedeckt werden sollte, um ihn zu schließen.

Da kam Leben und Bewegung in Laska's Gestalt. Unter einem wilden Aufschrei sprang sie auf den Mann zu, der an der Mutter Sarg hantierte. Mit lautem Poltern entglitt der Deckel seinen Händen, in die sich Laska verbissen hatte.

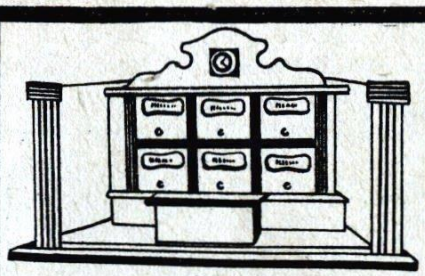


Die kleinen, braunen Hände krallten sich in seine Arme und die zarten Kinderfüße traten nach ihm. „Taternbrut!" kam es aus dem Munde des Mannes, der Mühe hatte, sich von dem verzweifelten Kinde zu befreien und es wie ein giftiges Reptil so von sich schleuderte, daß es bis zur Wand durch die armselige Totenstube flog. Die Botenkatrin hob das Kind auf und ging mit ihm hinaus. Wenige Minuten später kam der Pfarrer und die Träger, und dann bewegte sich der nur wenige Begleiter zählende Leichenzug nach dem Friedhof. Die Botin und Laska schritten hinter dem Sarge her, das Kind mit seltsamem Ausdruck in den schönen Zügen und mit schwankendem Körperchen.

Das Gebet war schnell gesprochen und der Totengräber schickte sich an, das Grab, das neben dem des Sepp lag, zuzuschaufeln. Das wenigstens war der Marianka beschieden worden: sie fand die letzte Ruhe an der Seite dessen, den sie mehr als Vater und Mutter geliebt, um dessen Grabes willen sie Unendliches ertragen hatte. Der Platz neben ihm war von keinem der Dorfeinwohner für ihre Toten begehrt worden.

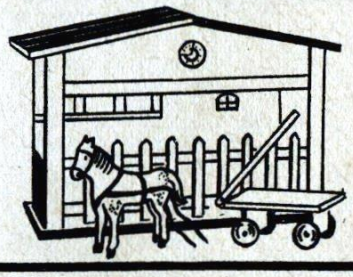
Als die ersten Schollen auf der Marianka Sarg polterten, geschah etwas, von dem die Zuschauer später nicht sagen konnten, wie es geschehen war. Die kleine Laska riß sich von der Hand der Botenkatrin los und sprang unter einem gellenden Schrei in der Mutter Grab. Und dann war es lautlos stille darin. Als der Totengräber das Kind heraufholte, war jedes Leben in ihm erloschen.

Auch für die kleine Laska fand sich noch Platz neben Vater und Mutter, sodaß die drei Fremdlinge zusammenschlafen. Auf ihren verfallenen Hügeln wuchern heute Gras und Ried, denn seit die Botenkatrin auch auf dem Friedhof liegt, hat ihnen kein Mensch mehr eine Blume gebracht. Und bald wird man nicht mehr wissen, wer in diesen Gräbern ruht.



5000 Kaufläden

aus Holz fein tapeziert 6 Schubfächer



5000 Pferdeställe

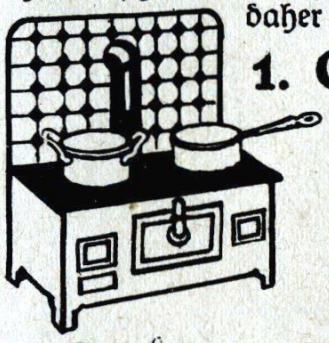
mit Pferd und Rollwagen

umsonst!

Unsere beliebten Sortimente

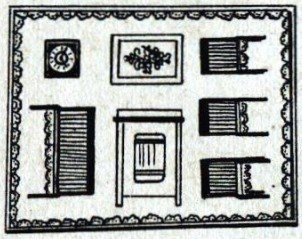
Nürnberger Spielwaren

haben schon in Tausenden von Familien große Freude erweckt. Bestellen Sie daher frühzeitig, ehe der Andrang zu groß wird.



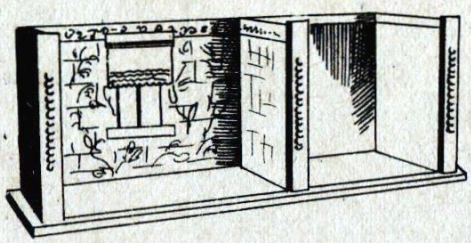
1. Sortiment für Mädchen (7 Gegenstände):

Kochherd, hochfein weißblau lackiert, Kochröhre, Kochtüre, Kasserolle und Kochtopf, Spiritusheizung, **Puppenzimmer,** hochfein tapeziert, 1 Fenster, Wohn- und Schlafzimmer. **Puppe** in hübscher Kleidung, mit Kopfbedeckung, sehr strapazierbar, 27 cm Länge. **Kinderwaage** vermessingte Schalen, weiß lackiert mit Gewicht. **Puppenbesteck,** Messer, Gabel, Löffel, sehr hübsche Ausführung. **Puppenmöbel-Garnitur,** 7teilig,





Holzmalkasten mit 17 Farben.



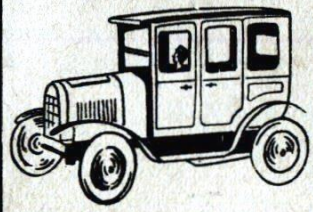
Tisch, Schrank, 3 Stühle, Sofa, Uhr.



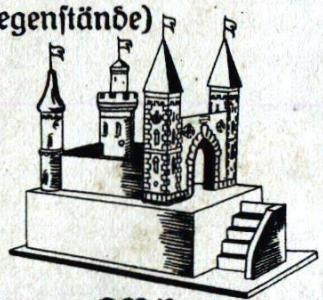
Alle diese **7 Gegenstände nur Mk. 3.95**

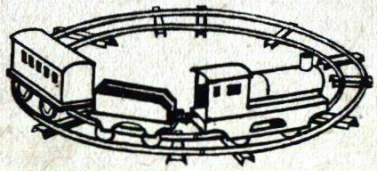
Dazu noch als **Extrageschenk** 1 Kaufladen wie oben abgebildet.

2. Sortiment für Knaben (7 Gegenstände)



Burg aus starkem Holz, naturgetreu, 4 Türme. **Eisenbahnzug,** sehr solide Ausführung, mit prima Uhrwerk, Lokomotive, Tender, Personenwagen und Schienen. **Personen-Auto** zum Gerade- und Kreisfahren, prächtig lackiert, bestes Uhrwerk. **Baukasten** aus Holz, sehr gut gearbeitet, mit Bauvorlage. **Soldaten,** Reiter. **Soldaten,** Infanteristen, in sehr hübscher Aufmachung. **Holzmalkasten** mit 17 Farben.





Alle diese **7 Gegenstände nur Mk. 3.95**

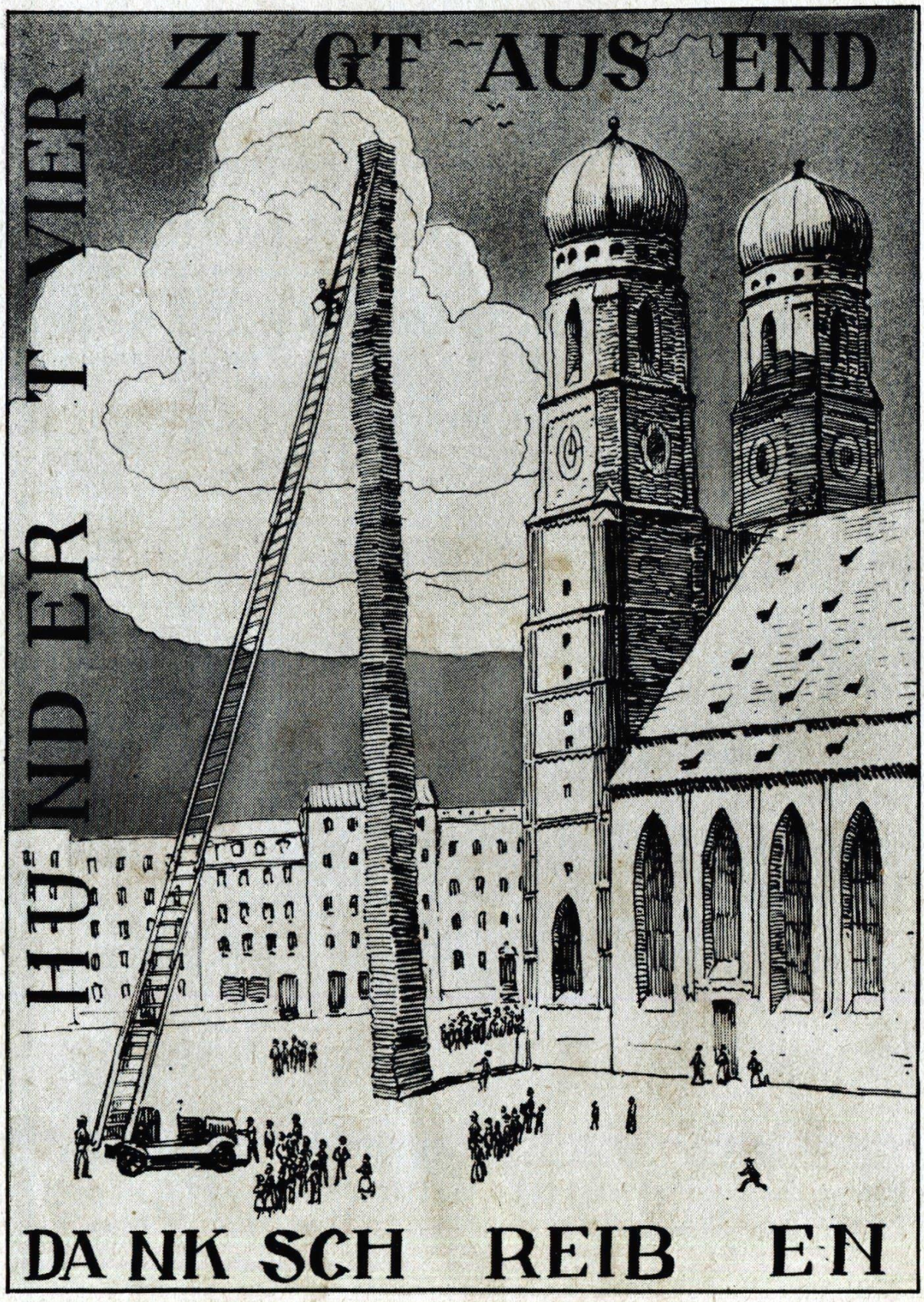
Dazu noch als **Extrageschenk** 1 Pferdestall wie oben abgebildet.

Porto und Verpackung wird billigst berechnet. — **Genau so billig sind unsere Haus- und Küchengeräte, Schmuckgegenstände usw.** Beachten Sie bitte unseren Prospekt auf S. 160.

Bavaria-Versandhaus G.m.b.H. Nürnberg K Brieffach 238.

Der Versand erfolgt gegen Nachnahme oder Vorausſendung des Betrages.

Lösung der Preisaufgabe 1927.



Auch im Jahre 1927 war das Interesse, das dem Preisrätsel im Pfarrer Heumann-Kalender entgegengebracht wurde, wieder äußerst rege. Ueber 62 000 Lösungen sind uns zugegangen. Unsere Leser hatten sich große Mühe gegeben, so daß nur wenige Lösungen nicht richtig waren. Bei richtiger Zusammensetzung zeigte das Bild, daß die bei der Firma L. Heumann & Co. eingelaufenen Dankschreiben aufeinandergelegt ungefähr die Höhe der Türme der Münchner Frauenkirche erreichen würden. Die Anzahl der Dankschreiben hat sich natürlich inzwischen weiter erhöht und kann jetzt mit ca. 155 000 angegeben werden.

Das Pfarrer Heumann-Buch im Bauernhaus.

In den Städten, besonders in den Großstädten ist für alle gesundheitlichen Bedürfnisse in der hervorragendsten Weise gesorgt. In jeder Straße sehen wir an den Schildern, daß eine ganze Anzahl von Aerzten zur Verfügung steht. In eiligen Fällen ist ein telefonisch herbeigerufener Arzt in ein paar Minuten zur Stelle. Für die verschiedensten Gebiete sind noch Spezialärzte besonders ausgebildet. Bei ernsteren Fällen, Unfällen oder wenn eine rasche Operation nötig ist, bringt das Sanitätsauto den Kranken in kürzester Frist zum Krankenhaus oder zur Klinik. Bei Tag und Nacht ist der Apotheker dienstbereit; jedes größere Werk, jede Polizeiwache hat eine Nothilfestelle mit Verbandsmitteln für dringende Fälle. Die werktätige Bevölkerung ist ausnahmslos in Krankenkassen und wird also nicht versäumen, die stets leicht, bequem und ohne Unkosten erreichbare ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dazu kommt noch eine unablässige Aufklärung in Vorträgen und Presse-Artikeln, eine ständig weiter fortschreitende Verbesserung aller hygienischen Einrichtungen, der Waschgelegenheiten in den Werken, der Bäder etc.

Wesentlich anders sieht es immer noch auf dem Lande aus. Stundenweit ist nicht selten die Fahrt zum Arzt und zur Apotheke. Die Beiziehung ärztlicher Hilfe und die Beschaffung von Arzneimitteln sind also oft mit wesentlich größeren Mühen und Kosten verbunden, als in der Stadt. Dazu kommt leider noch eine recht bedauernswert große Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit der Bauern, sowohl in hygienischer Beziehung, als auch in ihrem Verhalten bei all' den Krankheitsfällen, die nicht mit auffallenden, besorgniserregenden Erscheinungen verbunden sind. Als weiterer Umstand kommt dazu, daß von einer Anzahl gewissenloser Elemente die Einfalt und der Hang zum Aberglauben bei manchen Bauern in der raffiniertesten Weise ausgenützt wird, um diesen ganz wert- und zwecklose Dinge als angeblich heilkräftig für teueres Geld aufzuhängen. Noch dazu werden auf diese Weise Kuren angeraten und durchgeführt, deren bloße Schilderung bei uns Schauder und Ekel erregen würden, die an die Dreck-Apotheke des Mittelalters erinnern und bei denen die Exkremente von Mensch und Tier eine große Rolle spielen.

Gerade hier auf dem Lande leistet die Werbetätigkeit der Arzneimittel-Industrie eine unermüdliche Pionierarbeit. Der Bauer wird in seinen landwirtschaftlichen Blättern, in seinen Kalendern, die er in der ruhigen Winterszeit liest, erreicht und bearbeitet, aufgerüttelt und auf die Folgen seiner hygienischen und gesundheitlichen Unterlassungssünden aufmerksam gemacht. Einen wesentlichen Anteil an den Bemühungen, auf dem Lande Aufklärung in dieser Richtung zu verbreiten, hat die Firma Ludwig Heumann & Co., Nürnberg, durch die Verteilung ihres Pfarrer Heumann-Buches auf sich genommen. Hier wird dem Bauern klargemacht, daß Licht und Luft ebenso nötig sind als Essen und Trinken, daß er seine Stube lüften muß, daß er durch die Nase atmen soll, daß er sich der Witterung entsprechend kleiden muß, daß und wie er in vielen Fällen durch einfache Maßnahmen einer Erkrankung vorbeugen kann, daß er ein wochenlanges Krankenlager vermeiden kann, wenn er sich oder ein krankes Glied zur rechten Zeit ein paar Tage schont, daß er die Wunden nicht vernachlässigen und keine schmutzigen Spinnweben darauflegen darf, daß er zur rechten Zeit, also schon am Anfang der Krankheit, seinen Doktor holen muß und daß und wie er dessen Anweisungen ausführen soll.

So ist dieses Büchlein, das in getreuer Weiterführung der volksaufklärenden Bestrebungen Pfarrer Heumann's jedem Haushalt umsonst zur Verfügung gestellt wird, zu einem wertvollen Ratgeber in gesunden und kranken Tagen geworden.

Dasselbe immer noch weiter und weiter zu verbreiten, ist eine der Hauptaufgaben der Firma Ludwig Heumann & Co., welche unablässig bemüht ist, im Sinne des verstorbenen Pfarrers Ludwig Heumann fortzuwirken.

Die Auslosung
der ausgesetzten Preise hatte folgendes Ergebnis:

Zwei I. Preise:

Karl Georg, Burscheid, Bez. Düsseldorf
Theod. Sjndt b/H. Sjndt, Kronprinzenkoog/Holstein

Drei II. Preise:

Frau Herta Haemmerle, Reutlingen/Wttbg. Johann Kuhlenkamp, Graue b. Asendorf. Johann Müller, Bröl (Sieg).

Drei III. Preise:

Frl. Johanna Maier, Blümreit-Kronberg/Obb. Bernhard Müller, Laubenheim am Rhein. Oberlandjäger Piontek, Tiedmannsdorf.

Fünf IV. Preise:

Johann Drescher, Pommersfelden/Ofr. Joseph Hofberger, Weißenbach/Obb. Karl Kunzler, Altenkessel/Saargebiet. Anton Kollmann, Augsburg. Ludwig Ehrhardt, Freinsheim/Pfalz.

Trostpreise:

E. Hübner, Wendischfähre/Sa.; Otto Johne, Möhrsdorf/Sachsen; Michael Kilger, Straubing; Gertraud Ackermann, Coblenz; Richard Franz, Naumburg/Saale; Richard Friedrich, Wildenfels/Sa.; Joseph Greiner, Dachau/Obb.; G. Wichmann, Stolpmünde; Else Rogge, Althütten/Pommern; Käthe Notz, Dettingen/Erms; Ferdinand Flaitz jr., Beuren/Hohenzoll.; Alois Knie, Schwabmühlhausen; August Sommer, Essen/Oldenburg; Jakob Weiler, Kottenheim/Rheinld.; Kathi Deml, Diepoltsried/Oberpf.; Fridl Spiller, Ahlen/Westfalen; Julius Ostermann, Osten b. Hamburg; R. Jäckle, Locherhof/Wttbg.; Franz Rastätter, Durlach b. Karlsruhe; Walter Gofferjé, Isselburg-Niederrhein; Ida Friedrich, Groß-Rosen b. Striegau; Heinrich Gorski, Plowzen, Kr. Lyck; Kurt Rabe, Konradswaldau/Schlesien; Ewald Schmidt, Milspe/Westfalen; Jakob Valerius, Braunweiler/Rheinland; Paul Globisch, Neu-Kattendorf/Schlesien; Max Fritz, Lübben/Niederlausitz; Jos. Muhle, Bscht. Hassel P. Bork; Johann Fischer, Arztingerberg/Niederby.; Hans Zieß, Fulda; Heinrich Reinke, Marienfeld/Westfalen; Georg Geier, Kagerhof/Oberpfalz; Sefi Krawczyk, Kostenthal Kr. Kosel; M. Büntemeyer, Bruchhausen b. Bremen; Ludwig Boschert, Goldscheuer/Baden; Emil Fuchs, Herschweiler/Pfalz; Emil Doletzki, Heegermühle b. Eberswalde.

Die Bilder auf den Seiten 54, 56, 100 und 135 sind aus dem sehr empfehlenswerten Buch von Dr. F. Kahn, „Leben des Menschen" 4 Bände, **Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart.**

Die Geschichte „Die Bratwurst" ist entnommen aus der Anekdotensammlung „Die Bratwurst", erschienen im **Industrie-Verlage, Düsseldorf.**

Technikum Mittweida

Höhere technische Lehranstalt zur Ausbildung von Elektro- und Maschineningenieuren. Programm vom Sekretariat des Technikums Mittweida i. Sa.

3000 Mark verschenke ich

und zwar sind einem Teil meiner Katalogauflage Wertmünzen, die bei Bestellung von mir in Zahlung genommen werden, beigelegt. — Wenn Sie daher Bedarf in Musikinstrumenten haben, so bestellen Sie sich meinen Katalog, der gratis versandt wird.

Erstes und ältestes Musikinstrumenten-Versandgeschäft

Ernst Heß Nachf., Klingenthal i. Sa. 590

Stammfabrik gegründet 1872

Versand direkt an Private! Eigene Fabrik. Niedrige Preise bei garantierter Qualität! Umtausch gestattet, daher kein Risiko! Reell!

20 000 Dankschreiben, die meinem Vorgänger und mir zugingen, beweisen die Zufriedenheit der Kunden.

Aufträge über 9.— Mark erfolgen portofrei!



Sprechmaschinen
mit 3 Jahren Garantie
von 17.— Mk. an

Schallplatten
von 1.— Mk. an
Verzeichnisse umsonst!

Beste Werke. Voller Ton ohne Nebengeräusche.



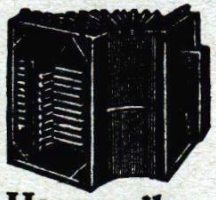
Mandolinen
von 7.— Mk. an

Gitarren
von 11.— Mk. an

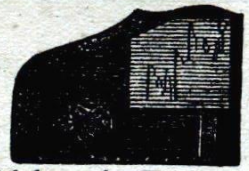
Lauten von 14.— Mk. an



Violinen
von 5.— Mk. an



Harmonikas
Deutsches Modell
von 4.80 Mk. an



Akkord-Zithern
von 11.— Mk. an

Mein großer Hauptkatalog enthält eine große Auswahl aller erdenklichen Musikinstrumente, so daß jedem Geschmack Rechnung getragen werden kann.

Verlangen Sie denselben sofort gratis und portofrei.

Reell! Keine Schleuderware, sondern verbürgt Qualitäts-Instrumente

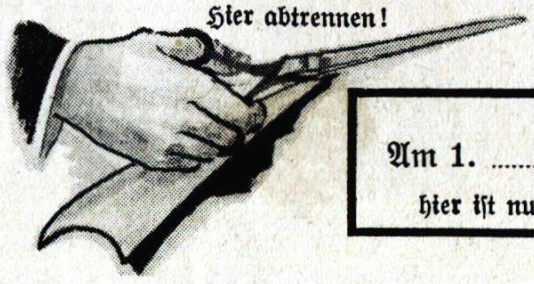
Preisrätsel.



Nur wer selber einmal jahrelang einen unerfüllbaren Wunsch im Herzen herumgetragen hat, der weiß, wie es dem Buchmüller Franz zu Mut war, wenn er so einen nach dem andern auf einem Fahrrad an sich hat vorüberflitzen sehen müssen.

Aber dann ist ihm von Monat zu Monat leichter ums Herz geworden, er war ja der Besitzer eines kostbaren Schatzes und der hat ihn getröstet. Dieser Schatz war seine Fahrradsparkasse. Jeden ersten hat er von seinem Gehalt 20 ℳ weg und in seine Fahrradsparbüchse. Je mehr es aber dann auf das Monatsende zuging und je leerer also sein dünner Geldbeutel geworden ist, um so öfter hat er halt aus seiner Schatzkammer eine Mark um die andere wieder herausholen müssen und zwar jeden Monat 15 ℳ. Mehr geworden ist es aber doch, am 1. Februar 1927 hat er zu sparen angefangen, 80 ℳ kostet ihm das Rad, auch wenn er ein billiges nimmt; aber das weiß er gewiß, an dem Monatsersten, wo er die 80 ℳ beisammen hat, ist sein erster Gang zum Fahrradhändler.

Der Buchmüller Franz hat es sich schon lange ausgerechnet, wann dieser bedeutungsvolle Monatserste ist und unsere Leser sollen es jetzt auch ausrechnen.



Hier abtrennen!

Lösung des Preisrätsels

Am 1. ..... 1928 sind 80 ℳ beisammen und kann das Rad gekauft werden.

hier ist nur der Name des Monats einzusetzen.

Name: ..... Post: .....

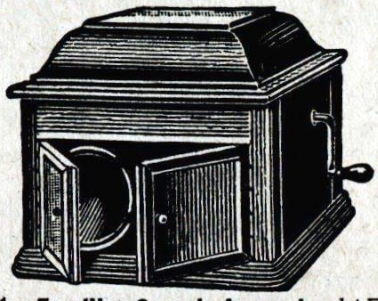
Wohnort: ..... Straße u. Haus-Nr. .....

100000 Schallplatten umsonst!

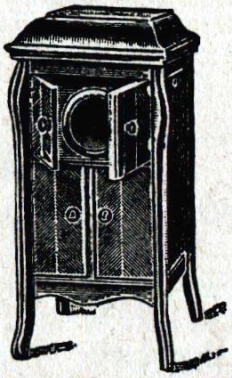


Wunderbarer Sprech-Apparat genau wie Abbildung, echt Eiche, 32×32×18 cm groß, **Einfederwerk** mit **10 Musikstücken** nur Mk. 25.— **Schallplatten in großer Auswahl nach Katalog** von Mk. 2.—, 3.50 5.—, 7.50

3 Jahre Garantie für jeden Apparat

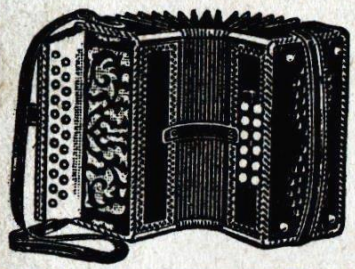


Nr. Ia. **Familien-Sprech-Apparat,** echt Eiche, 42×42×31 cm groß, Ia. **Einfederwerk,** Nickeltonarm u. Ia. Schalldose, sowie **10 Musikstück.** n. Mk. 37.50. Nr. 2a. Derselbe Apparat wie Nr. Ia, aber mit Ia. **Doppelschneckenfederwerk** u. **10 Musikstück.** wie oben nur Mk. 44.-



Salon-Schrankapparat echt Eiche, 105×48×43 cm groß, Ia. **Doppelschneckenfederwerk,** Nickelbügeltonarm u. Ia. **Alumin.**-Schalldose sowie **10 Musikstücke** nur Mk. 90.-

Wiener Konzert-Ziehharmonikas mit 10 Tast., 4 Bäss., Ia. Messingst. Mk. 9.50. Dieselbe Harmonika aber mit Ia. **Stahlstimmen** nur Mk. 10.50. Mit **21** Tast., **8** Bäss., Messingst. nur Mk. 15.50. Mit 21 Tast., 8 Bäss.,



Ia. **Stahlstimmen** nur Mk. 17.50. Mit **Stradella**-Ecken kostet jedes Instrument Mk. 2.— mehr

25 Notenblätter gratis



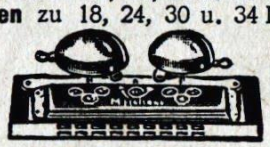
Bozener Harmonikas



mit 11 mm dicken Helikonbässen. Mit 21 Tast., 8 Bäss., 2 chörig Mk. 60.—. Mit 34 Tast., 12 Bäss., 2 chörig Mk. 74.-. Mit 44 Tast., 16 Bäss., 2 chörig Mk. 96.-. **Chromatische Harmonikas:** mit 34 Tast., 24 Bäss. Mk. 85.-. Mit 70 Tast., 80 Bäss. Mk. 140. Mit 100 Tast., 200 Bäss. Mk. 210.

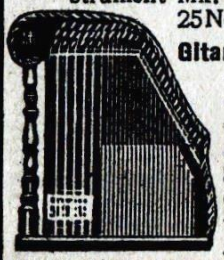


Mandolinen zu 8, 10, 12, 15, 20 Mk.
Gitarren zu 12, 15, 20 u. 25 Mk.
Lauten zu 18, 24, 30 u. 34 Mk.

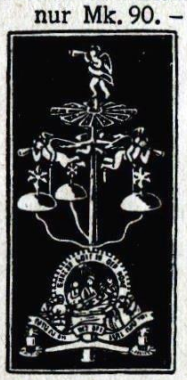


Glocken-Mundharmonika mit 2 Glocken, 40 f. Stimm., genau wie Abb., einschl. Porto u. Verpck. 1.80

Umtausch oder Geld zurück, daher kein Risiko

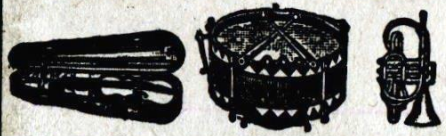


Gitarre-Zithern: 5 Akkorde, 41 Saiten Mk. 9.—, 6 Akk., 49 Saiten Mk. 11.—. Mit doppelten Melodiesaiten u. daher herrl. Mandolinenton: 5 Akk., 62 S. Mk. 11.—, 6 Akk., 74 S. Mk. 13.-. Mit verstärkt. Akkord. à 7 Sait.: 5 Akk., 56 S., Mk. 12.—, 6 Akk., 67 S., Mk. 14.—. Mit verstärkt. Akkord. à 7 Saiten u. mit doppelt. Melodiesaiten, daher ganz herrlicher Ton: in 5 akkordig mit 77 Saiten Mk. 15.50, in 6 akkordig mit 92 Sait. Mk. 17.50



Engels-Geläut aus Metall, farbenprächt., Ausführung mit drei harm. abgest. Glokken, werden durch vier die Baumspitze umschwebend. Engel z. Läuten gebracht. Ein sich dreh. Pos.-Engel bildet die Spitze des Geläutes, am Fuße dessen ein Relief mit Inschrift: Ehre sei Gott in der Höhe usw. 1 Stück nur Mk. 1.50

Katalog über Spielwaren u. Christbaumschmuck führe ich nicht



Klarinetten, Trompeten Trommeln, Flöten, Komplette Violinen

Vor anderweitigem Kauf verlange man den neuesten Katalog von der zweitältesten Musikinstrumentenfirma gegr. 1893

Robert Husberg, Neuenrade Nr. 325 i. W.

Vertrauenssache ist unbedingt der Einkauf von Bettfedern, fertigen Betten usw. Wohlbefinden und Gesundheit sind davon abhängig. Man wende sich daher bei Anschaffung dieser Artikel nur an eine wirklich verläßliche reelle Firma. Als solche empfehlen wir unseren Lesern das **Bettfederngroßhaus Rudolf Blahut in Deschenitz 206/1, Böhmerwald.** Dieses altbekannte, deutsch-christliche Unternehmen übernimmt die Rohware direkt von den ländlichen Produzenten und ist daher in der Lage, billig und gut zu liefern, was die täglich einlaufenden Anerkennungsschreiben und Nachbestellungen wohl am besten beweisen. Jeder Auftrag wird auf das sorgfältigste durchgeführt. Näheres in der Anzeige dieses Kalenders.



Preisrätsel 1928.

Als Preise für die richtige Lösung unseres Preisrätsels setzen wir aus:

2 erste Preise — und zwar entweder ein **Fahrrad** oder eine **echt goldene Armband- oder Taschenuhr.** (Nach Wunsch für Herren oder Damen.)

3 zweite Preise — und zwar entweder **erstklassigen Stoff** zu einem Herren-Anzug oder Damen-Kostüm, oder eine **Kücheneinrichtung,** bestehend aus: 1 Satz Töpfe mit Deckel, 1 Satz Spülbürsten, 1 Satz Fettlöffel, 1 Durchseier, 1 Milchkocher, 1 Puddingform, 1 Tiegel, 1 Kaffeesieb.

3 dritte Preise — und zwar entweder eine **echt silberne Taschen- oder Armband-Uhr** (nach Wunsch für Herren oder Damen), oder einen **Werkzeugkasten** mit folgenden Werkzeugen allerbester Qualität: 1 Kasten, 1 Brustleier mit Zubehör, 1 Drahtzange, 1 Beißzange, 1 Schraubenzieher, 2 Hämmer, 1 Nagelbohrer, 1 Zollstock, 1 Fuchsschwanzsäge.

5 vierte Preise — und zwar entweder einen vorzüglichen **Photographen-Apparat** oder eine elegante **Damen-Handtasche,** oder einen großen **Rucksack** in allerbester Verarbeitung.

500 Trostpreise:

Praktische Gegenstände im Werte von ca. **Mk. 3.—**

Bedingungen:

1. Zur Lösung müssen die Originalausschnitte aus dem Kalender verwendet werden. Einsendungen, bei denen diese Originalausschnitte nicht verwendet oder nicht wenigstens beigefügt sind, sind ungültig.
2. Die Einsendung der Lösung muß in hinreichend frankiertem Briefe geschehen. Unzureichend frankierte Sendungen sind ungültig. Die Ausgabe für die Einsendung als **Eilbrief** oder **Einschreibebrief** ist ganz **unnötig** und jeder kann sich diese ersparen.
3. Letzter Termin für die Einsendung ist der 1. März 1928. Einsendungen, deren Poststempel ein späteres Datum trägt, sind ungültig.

In der ersten Hälfte des Monats März 1928 findet die Entscheidung über die Verteilung der Preise statt, worauf den Preisträgern schriftliche Mitteilung zugeht. Die Zusendung des Preises erfolgt kostenlos.

Unter den Einsendern richtiger Lösungen werden die Preise verlost und zwar so, daß die Reihenfolge der Lose maßgebend ist. Die Auslosung geschieht in der ersten Hälfte des Monats März 1928 in Nürnberg durch eine Kommission, bestehend aus den Herren Verlagsdirektor Möckel, Nürnberg, Fabrikbesitzer Robert Pfaller, Nürnberg, und Gerichts-Assessor Kochendörffer, Nürnberg. Die durch das Los getroffene Entscheidung ist für alle Teile bindend. Durch Beteiligung an dem Preisausschreiben werden die vom Verlag des Pfarrer Heumann-Kalenders aufgestellten Bedingungen ohne weiteres anerkannt.

Die richtige Lösung des Preisrätsels, sowie die Namen der ersten 50 Preisträger werden im „Pfarrer-Heumann-Kalender" für das Jahr 1929 veröffentlicht werden.

Wie bereits erwähnt, sind im Jahre 1927 62000 Lösungen des Preisrätsels eingelaufen. **Eine leider sehr große Zahl der Einsender hatte anscheinend die Bedingungen nicht gelesen, nach denen die Verteilung der Preise stattfindet,** was uns so viele Mühe und Schreibarbeit machte, daß sie heuer nicht mehr geleistet werden kann. Wir ersuchen also höfl. folgende Punkte unbedingt beachten zu wollen:

System-Pfeife Dr. Perl.

VAUEN



Mehrfach ges. gesch. durch D. R. G. M. und D. R. W. Z.
aus bestem, altabgelagerten Bruyèreholz

Eingetragene Schutzmarke

Nicotin-Saugpatrone
Hygienisches Para-Mundstück

Diese beste Gesundheitspfeife der Welt garantiert absolut trockenes, kühles und angenehmes Rauchen. Schmeckt nicht bitter, brennt nicht heiß und beißt nicht auf der Zunge. Das sonst so gefürchtete Anrauchen ist bei dieser Konstruktion von vorneherein überwunden.

Ia. Bruyère	VAUEN		Mk. 3.—	per Stück	Ia. Brasilhorn		Mk. 3.50	per Stück
Ausgesuchte Qualität:	VAUEN	*A*	„ 4.—	„ „			„ 4.—	„ „
Extra feine Qualität:	VAUEN	A	„ 6.—	„ „			„ 6.—	„ „

Wo nicht erhältlich, direkt vom

Bavaria-Versandhaus, G. m. b. H., Nürnberg, Postschließfach 238.

„Weiss-Schmalzler"

(Sorten 1.0 und Fresco)



Anerkannt beste Bezugsquelle für

billige böhmische Bettfedern!



1 Pfund graue, gute, geschlissene Bettfedern 80 Pfg., bessere Qualität 1 Mk., halbweiße, flaumige 1.20 Mk. und 1.40 Mk.; weiße flaumige, geschliss. 1.70 Mk., 2 Mk., 2.50 Mk., 3 Mk.; feinste, geschliss. Halbflaum-Herrschaftsfedern 4 Mk., 5 Mk., 6 Mk. Graue Halbdaunen 2.75 Mk., halbweiße Daunen 5 Mk., weiße 7 Mk., hochfeine 10 Mk.; Rupffedern, ungeschlissene mit Flaum gemengt, halbweiße 1.75 Mk., weiße 2.40 Mk., 3 Mk.; allerfeinster Flaumrupf 3.50 Mk., 4.50 Mk. Versand jeder beliebigen Menge zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfd. an franko. Umtausch gestattet oder Geld zurück. Muster und Preisliste kostenlos.

S. Benisch in Prag XII., Americká ul. Nr 26/407 Böhm.

Gesundheit / Ihr Kapital

Die natürlichsten und billigsten Mittel sie zu erhalten und wieder zu gewinnen erfahren Sie in unserer aufklärenden Broschüre Nr. 326 über die in der ganzen Welt verbreiteten Naturheilschriften von Pfarrer Seb. Kneipp. Verlangen Sie umgehend kostenlose Zusendung vom Verlag

JOSEF KÖSEL & FRIEDRICH PUSTET K.-G., Abt. 26, MÜNCHEN 2 NR.

1. Bei der ungeheuer großen Zahl unserer Kalenderleser, die sich am Erraten des Preisrätsels beteiligen, kann nicht **jeder** den ersten Preis bekommen.

2. Sehr häufig kommt es vor, daß ein Leser das Rätsel **richtig** löst und den Schein zur rechten Zeit einsendet, daß aber bei der Verlosung kein Preis auf ihn fällt. Die Zahl der richtigen Lösungen ist **ganz erheblich größer,** als die Anzahl der ausgesetzten Preise.

Dafür wird ja auch andererseits keinerlei Zahlung oder sonstige Leistung für die Teilnahme an der Preisrätsellösung verlangt.

3. Es ist uns nicht möglich, jedem der Rätsellöser eine Mitteilung zu machen, wenn bei der Auslosung der Preise unter den Einsendern richtiger Lösungen kein Preis auf ihn gefallen ist. Wir hätten z. B. sonst 62000 Karten fortschreiben müssen.

Wer aber einen Preis erhalten hat, dem wird es rechtzeitig und kostenfrei ganz von selbst mitgeteilt, ohne daß er ein- oder mehrmals an uns schreibt. **Es hat also keinen Zweck, besonders ehe überhaupt die Auslosung stattfand, an uns zu schreiben, ob man einen Preis erhalten hat.** Unmöglich ist es vor allem, auch die große Anzahl von Anfragen zu beantworten, **denen kein Rückporto beigelegt ist.**

Wir wiederholen aber nochmals ausdrücklich:

Wer nach der für die Auslosung festgesetzten Zeit **von uns keine Nachricht** erhält, **auf den ist kein Preis entfallen.** Unmöglich ist es vor allem, auch die große Anzahl von Anfragen zu beantworten, **denen kein Rückporto beigelegt ist.**

Wir wiederholen aber nochmals ausdrücklich:

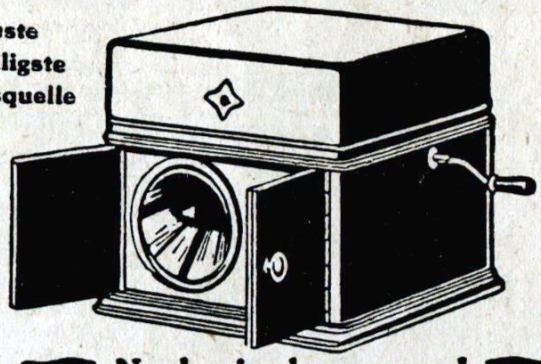
Wer nach der für die Auslosung festgesetzten Zeit **von uns keine Nachricht** erhält, **auf den ist kein Preis entfallen.** Eine schriftliche Anfrage bei uns ist **überflüssig.**

Es wird immer im nächstfolgenden Jahrgang des Kalenders veröffentlicht, auf wen die Preise bei der Auslosung gefallen sind, außerdem wird es jedem Preisträger **ganz von selbst** und ohne daß er darum schreibt, mitgeteilt. Es muß dies ja schon aus dem Grunde geschehen, da er die Auswahl zwischen verschiedenen Gegenständen hat.

Also sparen Sie sich und uns Porto, Mühe und Zeit!

Verlag des „Pfarrer Heumann-Kalenders", Nürnberg, Heideloffstr. 24.

Beste u. billigste Bezugsquelle



Noch nie dagewesen!

Konzert-Sprechapparat,

genau wie Abb., Ia. Qual., Größe 42 mal 42 mal 31 cm mit Haube, starkes Federwerk mit Geschwindigkeitsregulierung, Tonarm hochfein vernickelt mit Klappbügel, ff. Schalldose, 25 cm Plattenteller, prima runde Resonanztonführung, daher volle u. edle Tonwiedergabe, mit 200 Nadeln, **8 Konzertmusikstücken auf 4 doppelseitigen großen 25 cm Platten,** in Buche **Mk. 35.—,** in Eiche **Mk. 40.—.** Mit extra stark. Doppelfederschneckenwerk **Mk. 5.— mehr.**

Sämtliche Apparate werden im eigenen Werk fachmännisch hergestellt und vor dem Versand geprüft. Verlangen Sie unseren neuen Prachtkatalog über sämtliche Musikinstrumente.

Billige 15 cm und 18 cm Kinderplatten führen wir nicht.

Wir warnen vor minderwertigen Nachahmungen!

Tausende unserer Kunden haben uns unaufgefordert ihre höchste Zufriedenheit über die hochwertige Ausführung und Tonwiedergabe ausgespr., u. a. Herr J. K. aus Hamborn: „Ich bin mit dem gesandten Apparat u. Schallplatten sehr zufrieden u. spreche Ihnen meinen verbindl. Dank aus. In meinem Bekanntenkreise werde ich Sie sehr empfehlen.

Husberg & Comp. Sprechapparate- und Musikinstrumentenfabrik

Neuenrade Nr. 460. (Westf.)

Sämtliche Musikinstrumente und Sprechapparate liefert zu staunend billigen Preisen bei bester Qualität die Firma **Husberg & Co., Neuenrade, Westf.** (siehe Anzeige). Man verlange illustrierten Prachtkatalog.

Sind sie Ihnen bekannt? Original „Miele"-Waschmaschinen und -Mangeln werden aus den besten Materialien in Präzisions-Serien-Fabrikation — nicht etwa am Transportband — hergestellt. „Miele"-Fabrikate genießen infolge ihrer unübertroffenen Güte und unbestrittenen Preiswürdigkeit Weltruf. — Fordern Sie Sonderlisten über Original-„Miele"-Melkmaschinen, -Milch-Zentrifugen, -Buttermaschinen, -Butterkneter, -Elektromotore, -Kleinmolkereien, -Fahrräder, -Waschmaschinen, -Wäschezentrifugen, -Wringmaschinen, -Wäschemangeln, -Kasten- und -Leiterwagen in den einschlägigen Geschäften oder direkt von der größten Spezialfabrik **Miele-Werke Akt.-Ges., Gütersloh in Westf.**

Damm Klavierschule

Absatz über 2 000 000

Halbleinen M. 7.50

Ganzleinen M. 9.50

Steingräber Verlag, Leipzig C 1

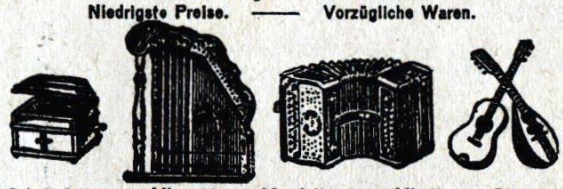
C. Hugo Meinel

Musikwaren aller Art

Klingenthal / Sachsen Nr. 145

Versende direkt an Private meine von Meisterhänden hergestellten erstklassigen Musikinstrumente.

Niedrigste Preise. —— Vorzügliche Waren.



Schallplatten von Mk. -.90 an, Mandolinen von Mk. 7.- an, Gitarren von Mk. 11.- an, Klarinetten von Mk. 9.- an, Trommeln von Mk. 3.20 an

Kein Risiko, da Umtausch gestattet oder Geld zurück.

Aufträge von Mk. 10.- portofrei. Verlangen Sie meinen großen Katalog umsonst. Der beste Beweis für die Güte meiner Waren sind die eingehenden Dank- und Anerkennungsschreiben.

Auf Wunsch Zahlungserleichterung.

Anerkannt beste deutsche

Bezugsquelle für billige böhmische

Bettfedern



1 Pfd. graue, neue, geschliss. M. —.80 u. 1.—, flaumige **halbweiße** M. 1.20 u. 1.50 **weiße** flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, feinste schneeweiße **Halbflaum-Herrschafts-Federn** 4.—, 5.— u. 6.—, **Rupffedern,** ungeschliss. mit Flaum gemengt, halbweiße M. 1.80, **weiße** M. 2.40 u. 3.—, feinster **Herrschaftsrupf** M. 3.80, allerfeinst. **Flaumrupf** M. 4.80, **Daunen** (Flaum) **grau** M. 4.25 u. 5.25, **weiße Daunen** M. 7.— u. 8.— allerbest. **Brustflaum,** feinflockig, schneeweiß (Spezialität) M. 10.— u. 12.— zollfrei durch meine **reichsdeutsche** Versandstelle gegen Nachnahme, jede beliebige Menge, von 10 Pfd. an postfrei. **Nichtpassendes** umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste u. Muster kostenlos.

Rudolf Blahut

Bettfederngroßhaus

Deschenitz 206/1 (Böhmen)

Nur preiswerte zufriedenstellende Sorten, daher auch täglich Nachbestellungen und Anerkennungen.

Feinstes Tafel-

Pflaumenmus

garant. rein, mit Zucker eingekocht

10 Pfd.-Eimer, Postkolli	. . . . .	Mk. 3.75
25 „ Bahnkolli	. . . . .	„ 8.50
Fässer mit 50—140 Pfd. à Pfd.	. . . . .	„ —.34
ff. Preißelbeeren mit Zucker, 10 Pfd.-Eimer		„ 6.—
ff. Rübensaft, beste Qualität, 10 Pfd.-Dose		„ 2.75

Preise ab hier, gegen Nachnahme

Heinr. Eckstein, Konservenfabr. Magdeburg N. 301

GERSTER's

Nähmaschinen

in allen Preislagen

Günstige Zahlungsweise

Mk. 2.50 pro Woche

Anzahlung Mk. 10.—

Kostenloser Näh- u. Strickunterricht. Langjähr. Garantie

Stephan Gerster, Hauptsitz Reutlingen

Filiale Stuttgart, Eberhardstraße 23

Spezialität:

HEILIGEN STATUEN (wunderbar geschnitzt)

Madonnen usw. Betstühle, Leuchter, Weihkessel, Kreuze, Bilder, Rosenkränze, Medaillen usw.

Versehgarnituren fünfteilig Mk. 3.50 — Kreuz und Leuchter gut versilbert Mk. 12.—

Negerautomaten Mk. 3.50 bis Mk. 7.— usw. — Christkind mit Spieldose 40 cm Mk. 20.—

WEIHNACHTSKRIPPEN In jeder Größe in einfachster u. feinster Ausführung

20 Figuren 9 cm Mk. 15.—, 12 cm Mk. 22.—, 16 cm Mk. 45, 22 cm Mk. 60, 30 cm usw. Mk. 80.—

LOURDES WASSER Originalflasche mit Verpackung u. Porto Mk. 3.50

LEUCHTKREUZE, Elfenbein-Masse 40 cm Mk. 4.-, 50 cm Mk. 6.-, 80 cm Mk. 9, 1 Meter Mk. 12.-

Bitte verlangen Sie kostenlose Kataloge!

Eugen Storr, Religiöser Verlag u. Kunstanstalt, München, Kaufingerstr. 23

Umsonst

und portofrei versende an jedermann meinen großen **Hauptkatalog** über

Rasiermesser, Rasierapparate, Rasierbedarfsartikel, Scheren, Taschenmesser, Tischbestecke, Eßlöffel, Sensen, landwirtschaftl. Artikel, alle Arten Werkzeuge, Haus- u. Küchengeräte, Seifen, Parfüm, Bürstenwaren, Uhren, Gold-, Silber- u. Nickelwaren, Lederwaren, Schreibwaren, Bücher, Hosenträger, Musikinstrumente aller Art, Sprechmaschinen, Reisetaschen, Rucksäcke, Zigarrenspitzen, Mutzpfeifen, Bilder, Scherzartikel, Kinderspielwaren, Christbaumschmuck usw. usw.

30 Tage zur Probe!



versende **Rasiermesser** eigenes Fabrikat gegen Nachnahme

Nr. 42	fein hohl . . .	p. St. Mk.	**1.65**
„ 29	sehr hohl . . .	„ „ „	**2.25**
„ 33	extra hohl ff.	„ „ „	**2.60**
„ 80	beste Qualität	„ „ „	**3.95**



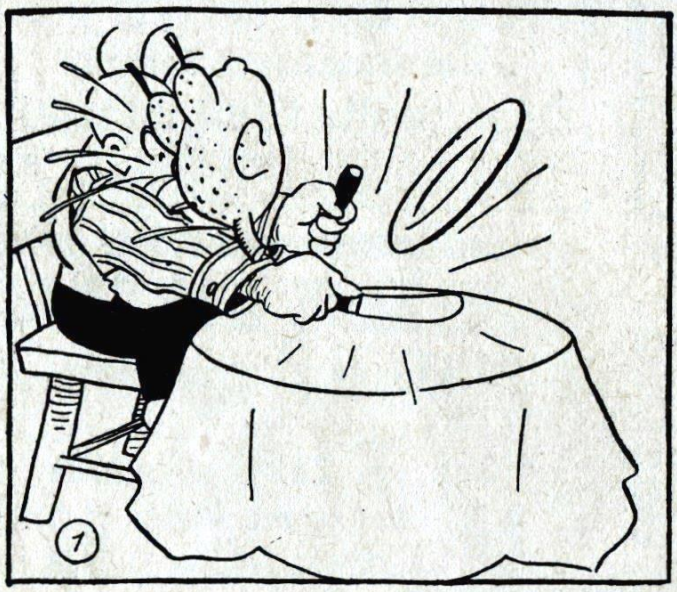
Haar- u. Bartschneidemaschine die Haare ½, 3 u. 5 mm schneid., nur Mk. **3.95.** Versand per Nachnahme. Porto extra. Nichtgef. Betrag zurück.

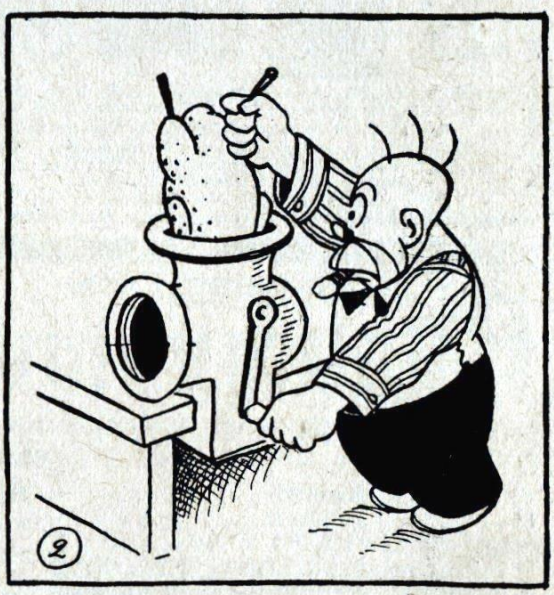


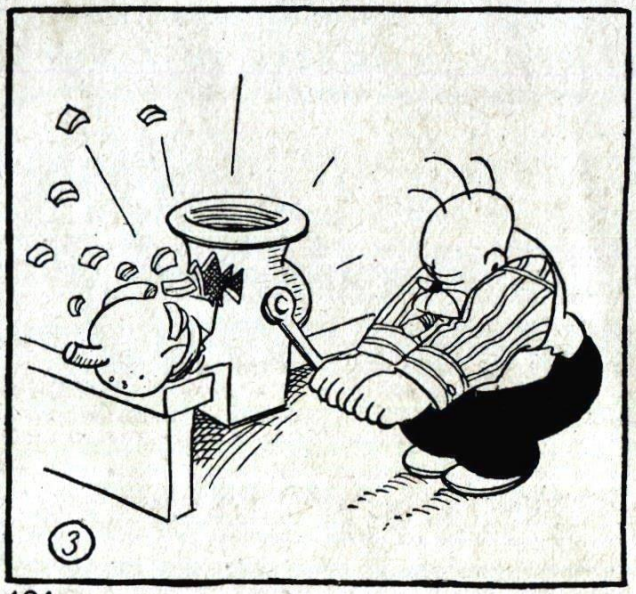
Kompl. Rasier-Einrichtung in fein poliertem Holzkasten, mit Spiegel, sämtlichen Rasierutensilien u. Rasiermesser Nr. 42 nur Mk. **5.75**

EMIL JANSEN, Wald 408 bei Solingen,
Stahlwarenfabrik und Versandhaus.

DAS ZÄHE HUHN



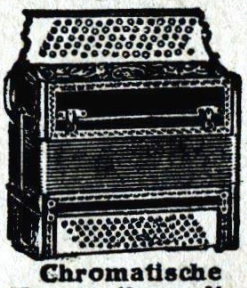






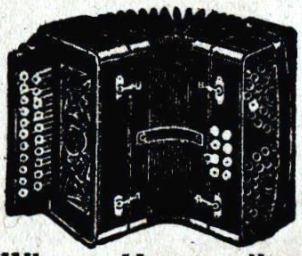
In jedes Haus gehört Musik!

Um dieses zu ermöglichen versenden wir unsere Instrumente zu außerordentlich billigen Preisen gegen Nachnahme:



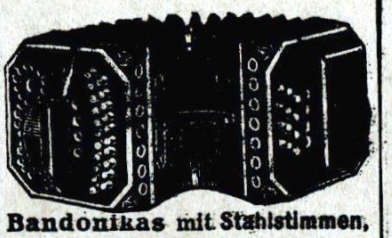
Chromatische Harmonikas m. Aluminiumplatten, allerbesten Stahlstimmen und Baßkuppelung Künstlerinstrumente

Tasten	Bässe	Mk.
56	60	120.—
70	80	130.—
70	120	160.—
100	120	185.—
100	200	225.—



Wiener Harmonikas
beste Qualität, mit **Stahlstimmen** und **Stradella-Ecken.**

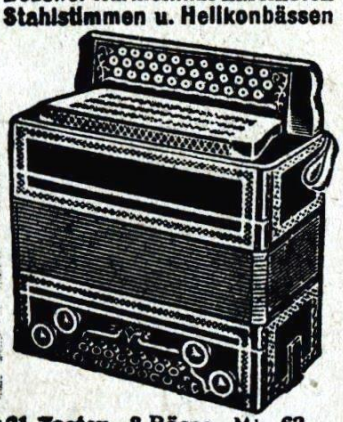
10 Tasten,	4	Bässe	Mk.	12.—
21 „	4	„	„	17.—
21 „	8	„	„	19.—
21 „	12	„	„	21.—
33 „	12	„	„	40.—



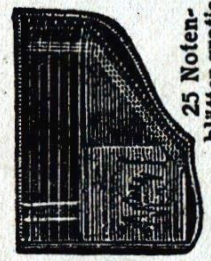
Bandonikas mit Stahlstimmen, so leicht zu spielen wie Ziehharmonikas, aber mit Ton ähnlich wie bei einem Bandoneon, mit echtem Bandoneonhebel an der Luftklappe und Lyra-Ecken.

10 Tasten,	4	Bässe,	Mk.	24.—
21 „	8	„	„	37.—
21 „	12	„	„	42.—
34 „	12	„	„	51.—
34 „	16	„	„	55.—

Bozener Harmonikas m. feinsten Stahlstimmen u. Helikonbässen

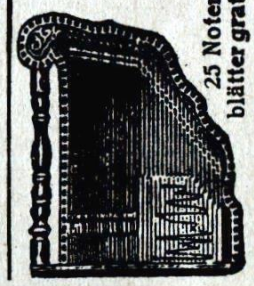


21 Tasten,	8	Bässe,	Mk.	63.—
21 „	12	„	„	68.—
21 „	16	„	„	73.—
34 „	12	„	„	92.—
34 „	16	„	„	98.—



25 Notenblätter gratis

Guitarre-Zithern mit Zubehör:
5 Akkorde, 41 Saiten, Mk. 9.—
6 „ 49 „ „ 11.—
Mit **doppelten Melodiesaiten** u. daher herrlichem Mandolinenton:
5 Akkorde, 62 Saiten, Mk. 11.—
6 „ 74 „ „ 13.—
Mit **verstärkten Akkorden**, à 7 Saiten und mit **doppelten Melodiesaiten**, daher ganz herrlichen Ton: 5 Akkorde, 77 Saiten Mk. 14.—
6 Akkorde, 92 Saiten, Mk. 16.—



25 Notenblätter gratis

Guitarre-Harfen-Zithern:
5 Akkorde, 41 Saiten Mk. 13.—
6 „ 49 „ „ 15.—
Mit **doppelten Melodiesaiten** u. daher herrlichem Mandolinenton:
5 Akkorde, 62 Saiten, Mk. 15.—
6 „ 74 „ „ 17.—
Mit doppelt. Melodiesaiten u. außerdem noch mit verstärkten Akkorden à 7 Saiten und deshalb ganz herrlichen Ton, 5 Akkorde, 77 Saiten, Mk. 17.—
6 Akkorde, 92 Saiten, Mk. 19.—

Guitarren mit Perlmutter-Einlage, vorzügliche Konzert-Instrumente. Mk. 16.—



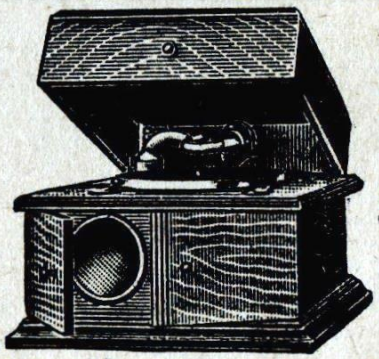


Trommeln ordonnanzmäßig 38 cm Mk. 37.—
Militärtrommeln für Vereine, 38 cm Mk. 29.—



Nur noch 38 Mark

kostet der nebenstehend abgebildete **Konzert-Sprech-Apparat** 42×42×30 cm groß mit gutem Einfederwerk.



Nur noch 43 Mark

kostet derselbe **Konzert-Sprech-Apparat** von 42×42×30 cm Größe, aber mit **Doppelfeder-Schneckenwerk** von 8 Minuten Laufzeit.

1 Jahr Garantie für Werke und Aufzugsfedern. Alle Apparate werden in **echt Eiche** dunkel, runder Tonführung mit aufklappbarem Tonarm, Geschwindigkeitsregulator, Ia. Schalldose und 200 Nadeln geliefert. **Außerdem legen wir jedem Apparat 6 Stück 25 cm große Konzert-Schallplatten** (12 Musikstücke) **gratis bei** und machen besonders darauf aufmerksam, daß diese 6 Gratis-Schallplatten einen **reellen Verkaufswert** von **15 Mark** haben. Die kleinen nur 15 cm großen Schallplatten die andere Firmen beilegen u. die hauptsächlich für Kinder-Apparate Verwendung finden, liefern wir grundsätzlich nicht, ebenso nicht die kleineren u. billigeren Apparate.

Niemals wollen Sie **anderweitig** ein Instrument **kaufen** ohne sich vorher **gratis** u. **franko** unseren neuen **Haupt-Katalog** über sämtliche Instrumente zu bestellen.



Violinen, vorzügl Qualität Mk. 8.—, mit Kasten, Bogen und Zubehör, Mk. 12.50



Mandolinen in bester Qualität, mit Schmetterling-Spielplatte in Perlmutter wie Abbildung, nur Mk. 11.50

Dadurch daß wir in mehr als 25 jähriger Praxis nur das Allerbeste zum billigsten Preise lieferten und unsere Kunden stets reell bedienten, haben wir den Weltruf unserer Firma begründet und die jetzige Größe und Bedeutung derselben erreicht.

Herfeld & Compagnie in Neuenrade Nr. 228 Westf.

Tatsächlich größte und leistungsfähigste Musikinstrumenten-Firma in Neuenrade.

Leicht Geld verdienen kann jeder, wenn er neben seinem Hauptberuf noch das Spiel irgend eines Instruments erlernt. Musiker im Nebenberuf werden überall gesucht und bestens entlohnt. Zu einem Musiker gehört aber als erstes ein gutes Instrument und wäre Ihnen zu empfehlen, ein solches direkt von der Musikinstrumentenfabrik **Meinel & Herold, Klingenthal i. Sa. Nr. 708 a** zu kaufen. Diese Firma arbeitet nicht mit Agenten, Vertretern usw., sondern verkauft ihre Erzeugnisse direkt an Musiker. Ca. **100 000** im vergangenen Jahre verkaufte Instrumente sowie über **14 000** amtlich beglaubigte Dankschreiben, die der Firma täglich aus Musikerkreisen zugehen, beweisen schlagend ihre Leistungsfähigkeit. Keine Konkurrenzfirma kann gleiche Zahlen aufweisen. Wer sich nun mit der Anschaffung eines Musikinstruments beschäftigt, dem kann nicht dringend genug geraten werden, sich vor anderweitem Einkauf den Hauptkatalog dieser Firma kommen zu lassen, der Jedem auf Verlangen **kostenlos zugestellt wird.**

Ein erquickender Schlaf ist ein Labsal und ein tiefesBedürfnis für jedermann. Je besser das Bett, desto besser der Schlaf. Bei Bezug von Bettfedern sollten Sie sich daher nur an die anerkannte und solide Firma **S. Benisch, in Prag XII., Americka ul.** Nr. 26/407, **Böhmen,** wenden. Unterlassen Sie deshalb nicht, sich vor Ankauf von Bettfedern die reich illustrierte Preisliste obiger Firma gratis kommen zu lassen.

Seit über 100 Jahren werden in Klingenthal (Sachsen) und Umgebung Musikinstrumente aller Art verfertigt und nach allen Weltteilen versandt. Diese Tatsache ist ein Beweis von der Vorzüglichkeit der Klingenthaler Fabrikate. Die Firma **Wolf & Comp.** in **Klingenthal** führt in ihrem neuen Hauptkatalog für 1927/28 Hunderte Sorten Zieh- und Mundharmonikas und eine enorme Auswahl in allen übrigen Musikinstrumenten. Der genannten Firma gehen viele Tausende Anerkennungen zu, welche das beste Zeugnis ablegen, **daß gerade diese Firma nur in jeder Hinsicht vorzügliche Waren führt.** Wer darum Bedarf hat in Zieh- und Mundharmonikas, Geigen, Zithern, Guitarren, Mandolinen, Lauten, Holz- und Messingblaßinstrumenten, Sprechapparaten, Konzertinas, Bandonions usw. usw., der wende sich vertrauensvoll an Wolf & Co., Klingenthal Sa., No. 58.

Dölling's Instrumente sind die besten!



Verkauf an Private zu **staunend niedrigen** Preisen. Günstige Teilzahlungen.

Vogtländische Musikinstrumentenfabr.u.-Handlg. Hermann Dölling jun. Markneukirchen No. 238

Preisliste frei unter Angabe des gewünschten Instrumentes

Jagd- und Kleinkaliber Waffen



Waffenfrankonia Würzburg H. Nr. 329

Wenn man Pech hat!



Kennst Du das?



KALI

Das kennt doch jedes Kind

Kostenlose Ratschläge zur richtigen Düngung erteilt:

Deutsches Kalisyndikat Berlin SW 11

Die Kalisalze sind zu haben in den Verkaufsstellen landwirtschaftl. Genossenschaften und Vereinigungen sowie bei allen Düngemittelhändlern



Für 99 Pfennige

können Sie sich überzeugen, daß Sie billig und gut rauchen und sich **viel Geld ersparen** beim Bezug direkt von der Fabrik.

Sie können sich auch selbst ein Sortiment zusammenstellen durch Angabe der gewünschten Sorten.

Beliebte Probesortimente **franko und freie Verpackung.**

Sortiment Nr. 3

100 gr Groschensparer Grob 18 Pfg.
100 „ Landmannstab. Grob 19 „
100 „ Wolkenformer Krüll 29 „
100 „ Köllwelt „ 33 „
Nachnahmebetrag nur Mk. 0.99

Sortiment Nr. 4

100 gr Waidmannsheil Grob 32 Pfg.
100 „ Jagdkanaster Grob 48 „
100 „ Stammtisch „ 54 „
100 „ Furtlew-Shag Krüll 47 „
Nachnahmebetrag nur Mk. 1.81

Sortiment Nr. 6

100 gr Primus Krüll 72 Pfg.
50 „ Raganab „ 58 „
100 „ Shamuzi Haarschnitt 55 „
50 „ Rellök „ 34 „
50 „ E.-K.-B. „ 38 „
50 „ Blaue Ringe „ 58 „
Nachnahmebetrag nur Mk. 3.15

Schon **25 Jahre** rauche ich von Ihrem Tabak und bin damit immer **zufrieden** gewesen, schreibt Herr **Gremmelmayer** in **D . . .**

Ihre Probebestellung adressieren Sie bitte:

Tabakfabrik Weltruf **Emil Köller** **Bruchsal Nr. 182 Baden**

„Ersatz Schrotsteine"

in jeder Größe für sämtliche Mühlensysteme liefert in franz. Feuerstein, Schmirgel etc. in bester Qualität

Freiburger Schmirgelwerk
Fritz Schmidt
Abtl. Mühlsteinfabrikation
Freiburg i. B.
Weisstr. 90, Postfach 4
(üb. 80 000 Paar geliefert)

Alles zur
Laubsägerei
Kerbschnitt Holzbrand
sämtliche Hölzer und Werkzeuge, Vorlagen usw. liefert billigst:

J. L. HAHN
Säge- u. Hobelwerk
Maxdorf 4 (Pfalz.)
Preisliste gratis und franko.

Liebesdienst.





„Alle von Ihnen bezogenen Musikinstrumente haben vollsten Beifall gefunden und empfehlen sich von selbst, wohl die beste Anerkennung die ich Ihnen geben kann." So urteilt ein Fachmann (älterer Musiklehrer), der 30 Jahre lang von der Firma **Wilhelm Kruse Markneukirchen Nr. 15** seine Instrumente bezogen hat.



Bettfedern, billig

und trotzdem nur füllkräftige Ware.

Pfund grau 60 ₰, geschl. 90 ₰, Rupf ℳ 1.75, Halbdaune ℳ 2.75, weiße ℳ 4.— und 5.—, Flaumrupf weiß ℳ 4.—, beste 5.50, Daune grau ℳ 4.—, 7.—, weiße 8.— bis 10.—. Schleißdaune ℳ 3.50 bis 5.—. Oberbetten Ia. dicht. Inlett ℳ 12.—, 18.—, 20.—, Unterbetten ℳ 10.50, 17.—, Kissen ℳ 3.50, 5.50, 7.— aufwärts. Daunen und Steppdecken billigst. Nachnahme. Muster, Preisliste gratis. Kein Risiko da Nichtpassendes zurück.

Böhm. Bettfedern-Spezialhaus

SACHSEL & STADLER, BERLIN C. 220, Landsberger-Straße 43.

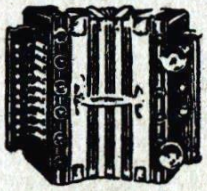
Ohne viel **Geld!**



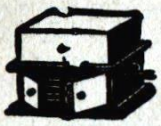
Sprech-Apparat
mit Gratis-Schallplatten
nur M. 25.—



Gitarre-Zither
5 Akkorde mit 50 Musikstücken nur M. 10.—



Glocken-Harmonika
10 Tasten, 2 Bässe,
2 Register M. 7.50
Baßhorn-Harmonika
10 Tasten, 2 Bässe,
2 Register M. 10.—



Hauben-Sprechmaschine
mit Gratis-Schallplatten,
Größe 42×42×30
M. 40.—

Hauptkatalog 2 farbig, franko.

Heinr. Suhr, Musikinstrumenten-Fabrik, Neuenrade W. 555

Gründer der Neuenrader Musikinstrumenten-Industrie 1889.

WOLF & Comp., Musikinstrumente aller Art KLINGENTHAL Sa., No. 58

liefern seit 20 Jahren Qualitäts-Musikinstrumente direkt an Private. — Größte Auswahl. — Herabgesetzte Preise.



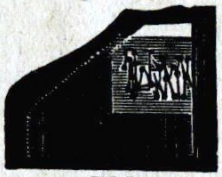
von RM. 5.— an



von RM. 12.— an



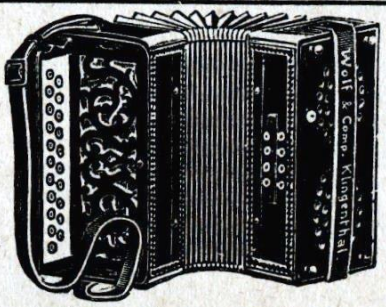
von RM. 7.— an



von RM. 9.75 an



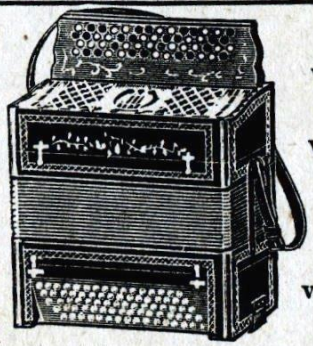
von RM. 2.60 an



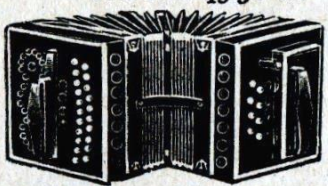
Ziehharmonikas von RM. 4.75 an



Sprechmasch. v. RM. 20.- an
Schallplatten v. RM. 1.50 an



Chromatische Harmonikas
von RM. 49.50 an



Bandonikas von RM. 19.— an



Bandonions und Concertin.
von RM. 47.50 an



von RM. 3.75 an



von RM. 9.— an



Trompeten
von RM. 28.— an



Fanfaren
von RM. 16.50 an



von RM. 13.50 an



In allen übrigen Instrumenten und Bestandteilen größte Auswahl, Ia. Qualitäten, billigste Preise. Reparaturen aller Instrumente. Viele Tausende Dankschreiben amtl. beglaubigt. Großer Katalog umsonst. Aufträge von RM. 10.— an in Deutschland portofrei.

Garantol

Eier-Konservierungsmittel

hält Eier über 1 Jahr lang frisch!

Vorzüge gegenüber Kalk- und Wasserglas-Eiern:
Ohne jeden Beigeschmack zähes Eiweiß. Dotter leicht vom Weißen trennbar. Glatte starke Schale. Halten sich auch nach dem Herausnehmen aus der Lösung noch monatelang gut.



Antityphoid

das bekannte Spezialmittel für Kücken- u. Geflügelaufzucht

Überall zu haben!

Alleinige Herstellerin
Garantol-Gesellschaft m. b. H. Heidenau b/Dresden

Für Schwerhörige!

Herr K. S. in K. schreibt wörtlich: „Da sich die von Ihnen bezogene Hörtrommel bei mir sehr gut bewährt hat und ich in dieser kurzen Zeit nicht nur das Ohrensausen verloren habe, sondern daß sich sogar mein Gehör erheblich gebessert, ersuche ich um Zusendung einer weiteren Hörtrommel."

Bei Schwerhörigkeit



ist Hörtrommel **„Gorka"** unentbehrlich. Kaum sichtbar im Ohr getragen, wird sie mit großem Erfolg bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. angewendet. Tausende im Gebrauch. Unzählige Dankschreiben. Auskunft kostenlos.

G. Weiß & Cie., Wien IV, K 79
Wiedener Hauptstraße 41.

CHR. LORENZ ERFURT SAMENZUCHT

Gegründet 1834

10 m lange Bohnen

habe ich trotz 90jähriger Tätigkeit leider noch nicht züchten können, wohl aber hochwertige Samen, Knollen und Pflanzen. Verlangen Sie sofort den reichhaltigen Pracht-Katalog! Er geht Ihnen umsonst zu und enthält **alles für Garten u. Feld**

CHR. LORENZ / ERFURT 96

Hochwertige Musik-Instrumente

für Schule und Haus, sowie erstklassige Saiten!

C. A. Wunderlich

Siebenbrunn (Vogtl.) Nr. 198

gegründet 1854

Katalog frei! / Reparaturen!



Böhmische Bettfedern

fertige Betten zu den niedrigsten Preisen

bei besten Qualitäten garantiert staubfrei Gr. Füllfedern Pfd. Mk. 1.10, h. weißer Flaumrupf Mk. 2.90, weiß. Schleiß Mk. 3.20, schneeweiße Halbdaunen Mk. 4.80, sehr flaumig Mk. 6.80, reine w. Daunen Mk. 8.80, ab 9 Pfd. portofrei. **Ober- u. Unterbetten** dick gefüllt Mk. 13.90, in echtrot Mk. 24.—, Kissen Mk. 4.40, im Viereck echtrot Mk. 7.80. Großes Kinderbett komplett Mk. 21.—. Muster u. Preisliste gratis, Umtausch gestattet oder Geld zurück.

M. Mühldorfer, Bettfedernversand, Haidmühle D (Bayer. Wald, böhm. Grenze)

BAYERISCHE HYPOTHEKEN- UND WECHSEL-BANK

MÜNCHEN NÜRNBERG AUGSBURG

mit Niederlassungen an allen größeren Plätzen Bayerns.

Gegründet 1835.

Annahme von Bargeld gegen tägliche Fälligkeit und auf längere Zeit — Scheckkonti — Kredite — Wechseldiskontierung — An- und Verkauf von Wertpapieren und ausländischem Geld — Verwaltung von Wertpapieren — Weltkreditbriefe — Ausschreibung von Schecks auf alle größeren Weltplätze — Gewährung von Hypothekdarlehen — Ausgabe mündelsicherer Goldpfandbriefe — Beratung in Geldangelegenheiten.

Nur gute Ware bricht sich Bahn! Im Jahre 1927 konnte die Firma **Emil Jansen, Wald 408** bei Solingen, auf ein 30jähriges Bestehen zurückblicken. Von Anfang an hat die Firma sich zum Prinzip gemacht, nur allerfeinste Ware herzustellen und ohne Zwischenhandel direkt an Private zu liefern, so daß diese für billiges Geld wirklich gute Ware kaufen können. Auf diese Weise hält ein Stamm von Kunden all die Jahre zu der Firma und durch die Weiterempfehlung wächst der Kundenkreis ständig derart, daß diese Firma heute als größtes Versandhaus am Platze dasteht. Wie groß der gute Ruf dieser Firma ist, geht auch daraus hervor, daß Konkurrenzfirmen die Käufer täuschen wollen, indem diese Drucksachen und Zeitungsanzeigen der Firma nachahmen. Aber was sind Worte gegen Taten! Die Ware selbst läßt sich nicht nachmachen, die auf Grund langjähriger Erfahrung und nach eignen Fabrikationsmethoden und unter Verwendung von allerbestem Material hergestellt wird. Darum hüte sich jeder vor Nachahmungen. Jeder, der den großen Hauptkatalog dieser Firma noch nicht besitzen sollte, verlange denselben sofort und geschieht die Lieferung umsonst und portofrei.

Es ist eine sehr unangenehme Überraschung, wenn ein Kuchen sitzen bleibt. Ungenügende Hitze, oder schlechte Triebmittel, zu denen auch Eier gehören, können die Ursache sein. Auch Eier mit schlechtem Beigeschmack vermögen einen Kuchen total zu verderben. Frischgelegte Eier in **Garantol** eingelegt, behalten alle Eigenschaften von frischgelegten Eiern bei. Sie färben die Kuchen goldgelb und verleihen ihnen Wohlgeschmack. Sie sind starkriechenden Häckseleiern, sowie Kalkeiern, die leicht wässerig werden, bei weitem vorzuziehen. Garantoleier sind für jede Hausfrau von größtem Wert.

Annie Kehl-Kehrmann, Kochschriftstellerin.

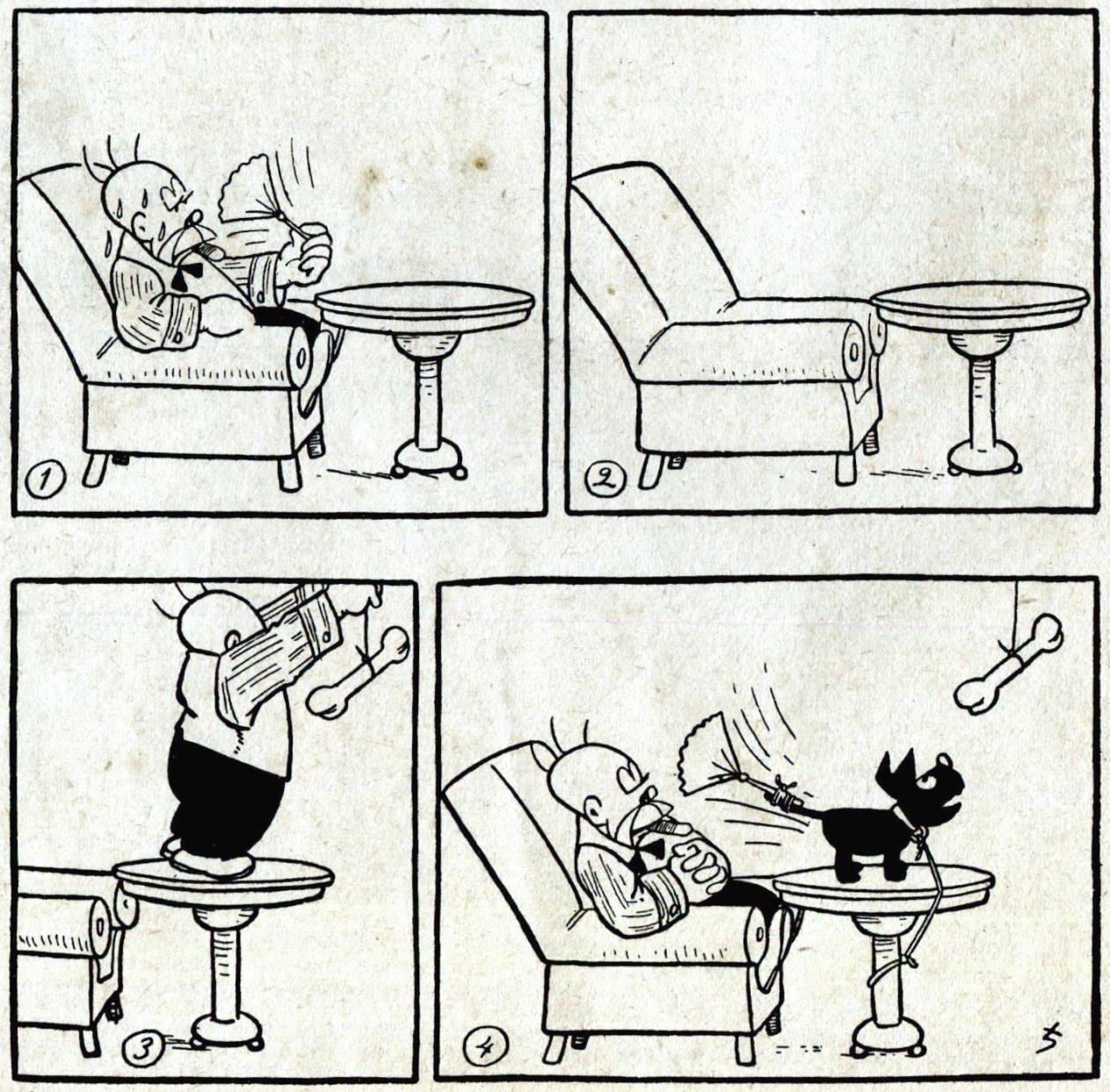
Schwellende, federleichte Betten sind der Stolz einer jeden Hausfrau, denn nicht selten wird das Ansehen und Reichtum einer Familie nach den vorhandenen Betten beurteilt. Darum ist beim Einkaufe neuer Betten größte Vorsicht in der Wahl des Lieferanten geboten. Ein gutes Bett darf nicht zusammenklappen, muß vielmehr im Gebrauch noch aufgehen (anschwellen). Das **Böhm. Bettfedern-Spezialhaus Sachsel & Stadler, Berlin C. 220, Landsbergerstraße 43** (man achte auf die Firma und Hausnummer) genießt das Vertrauen vieler zufriedener Kunden und wird auch Sie zufriedenstellen. Wir verweisen auf die Anzeige dieser Firma in diesem Kalender. Bei Einkauf berufen Sie sich auf unseren Kalender.

Sehr vorteilhaft liefert alle Musikinstrumente und deren Bestandteile die Firma **C. Hugo Meinel, Klingenthal in Sachsen Nr. 145** durch direkten Bezug vom Fabrikationsort und niedrigste Preise. Die unaufgefordert eingehenden Dankschreiben beweisen die Leistungsfähigkeit der Firma. Reparaturen werden billigst ausgeführt. Siehe das Inserat in diesem Kalender.

Photographieren ist der schönste und dankbarste Sport, denn er schafft Erinnerungen für's ganze Leben! Ein Photoapparat gehört genau so zum Kulturmenschen wie Bücher und Zeitungen. Versäumen Sie nicht, wegen Anschaffung einer unübertroffen preiswerten Kamera sofort die illustrierte Liste von der Firma **Th. Geflitter, Dresden-A. 24/204** einzufordern, welche auch alle Bedarfsartikel für die Photographie in moderner Ausführung billig und in Ia Qualität liefert.

Der schlaue Fuchs auch alles andere Raubwild werden unbedingt sicher mit Grell'schen Fallen gefangen. Jeder Fänger decke seinen Bedarf nur in den altbewährten anerkannt besten Fanggeräten der Firma **E. Grell & Co., Haynau i. Schl.,** sie bürgen für größten Erfolg. — Preisliste kostenfrei. Fanglehren erfahrenster Fänger RM. 2.50.

Der Ventilator.



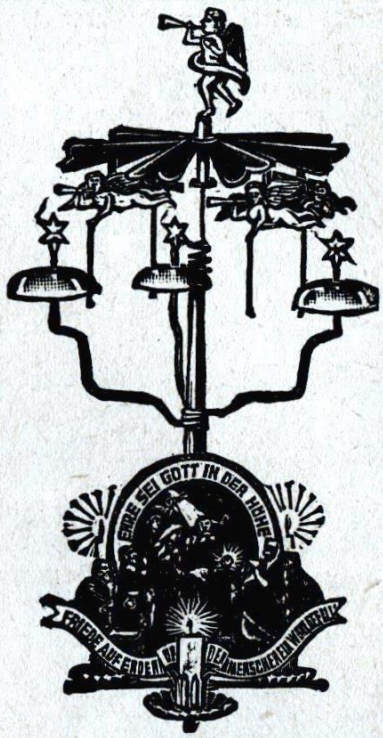
Wer ein Buch

sucht, das ihm im Leben und im Berufe fördert, das Freude und Anregung bringt, dessen Ankauf sich tausendmal bezahlt macht, wer irgend ein Buch bereits bestellen will, verlange gratis auf Postkarte meinen wertvollen

hochinteressanten Bücherkatalog D/34

aus allen Wissensgebieten. Vielleicht bedeutet es Ihr Glück, daß Sie diese Anzeige gelesen haben. Vorrat gering, schreiben Sie sofort an

Schusdeks Verlag Wien V/1



Engel-Christbaum-Geläute

In hochfeiner, bunter Ausführung. Dasselbe ist 33 cm hoch und wird auf die Spitze des Weihnachtsbaumes aufgesteckt oder auf den Tisch gestellt. Sobald die Kerzen angezündet sind, drehen sich die Engel und ein wunderbar harmonisches Glockenspiel ertönt, in jedem Herzen eine frohe Weihnachtsstimmung erzeugend. Preis per Stück RM 1.35 franko bei Voreinsendung. Nachnahme 30 Pfg. mehr. Nichtgefallend Betrag zurück.

Umsonst

u. portofrei versende an jedermann meinen großen Hauptkatalog über tausende Artikel aller Art.

Emil Jansen, Wald 408 b. Solingen

Stahlwarenfabrik und Versandhaus.

Photo-

Apparate u. Bedarfsartikel

modern — nur Ia. Qualitäten unübertroffen preiswert.

Neue illustrierte Liste kostenlos.



Photo-Versandhaus

Th. Gefliffer

Dresden-A. 24/204



Wein billiger als Bier

direkt vom Weingutsbesitzer

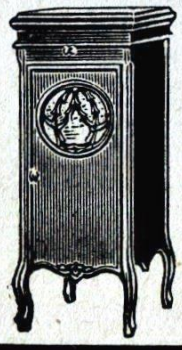
Heinrich Gölz

Bacharach A Rheingau

Beste Rhein-, Rot- und Moselweine billigst. Günstige Zahlungsbedingungen. Liste umsonst. Gelegenheit! 2 Probeflaschen Postpaket Nachnahme. **Vertreter gesucht.**

SO schreibt meine Kundschaft: A.Sch.Wanne i/Westf.13.3.27. In Güte u. Preiswürdigkeit ist uns allen **noch nie eine solche Qualitätsware geboten worden.** Die Bekannten u. ich selbst werden stets zu Ihrer Firma zurückkommen. Außerdem werden wir eifrig bemüht sein, diese schon so weltberühmte Firma immer bestens weiter zu empfehlen.

Haus-Musik



bringt ungetrübte Freude wenn Sie beachten:

Geräuschlos laufendes Schneckenwerk, beste Konzert-Aluminium-Schalldose, Resonanztonführung!

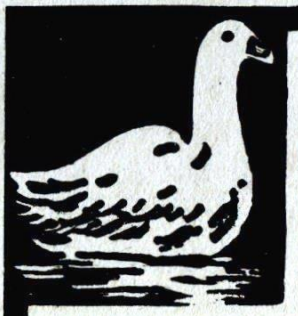
Das sind die Vorzüge der Sprechmaschinen von

Förster & Co.

Sprechmaschinenfabrik

Dresden-A. K 52

Postschließfach 284



Reelle Bezugsquelle für billige böhmische

Bettfedern

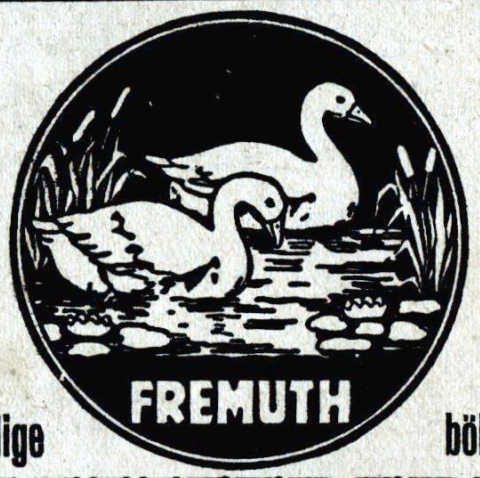
1 Pfd. graue Mk. 1.-, halbweiche Mk. 1.50 und 2.-, Graue Halbdaunen Mk. 2.50 und 3.50, weiße Halbflaumfedern Mk. 3.80, Flaumrupf Mk. 4.50, Halbdaunen Mk. 5.-, Flaummischung Mk. 6.50, Brustflaum Mk. 8 und 10. 1 Oberbett Mk. 35.-. 1 Kissen Mk. 11, 1 Unterbett Mk. 26.-. Gesamtfüllung 14 Pfd. aus garantiert Ia. rotem federndem echtem Inlett normale Größe.

Versand zollfrei franko von 9 Pfd. an gegen Nachnahme.

Josef Christls Nachf., Cham 135 (Bayer. Wald)

Preisliste und Muster umsonst, Nichtpassendes Geld zurück.

Vertraulich best-reellstes christliches Haus!



Billige **böhm.**

BETTFEDERN

aus erster Hand vom Gänsezüchter!

1 Pfund graue, geschlissene, gute Bettfedern RM. —.60 und 1.—, halbweiße RM. 1.20 und 1.50, weiße RM. 2.—, weiße flaumige RM. 2.50 und 3.—, weißer Herrschaftsschleiß RM. 3.50, schneeweißer Herrschaftshalbflaumschleiß RM. 5.— und 5.75. Ungeschlissene Bettfedern (Rupffedern), halbweiße, flaumige RM. 1.80, weiße feine RM. 2.50 und 3.—, bessere RM. 3.50, weißer feinster Herrschaftsflaumrupf RM. 4.—, Daunen (Flaum) graue RM. 4.—, hochprima RM. 5.— und 5.75, ☞ weiße feine Daunen RM. 7.—, sehr feine RM. 8.50, allerfeinster Brustflaum RM. 9.25. Versende jedes Gewicht zollfrei, von 10 Pfund an franko, gegen Nachnahme oder Vorausbezahlung.

Bettfedern-Großhandlung

WENZL FREMUTH DESCHENITZ 737/6, Böhmen

Nichtpassendes tausche um oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste umsonst und portofrei.

20 000 Dankschreiben, die der Fa. Ernst Heß Nachf. und deren Vorgänger zugesandt wurden, sind ein schlagender Beweis für die Zufriedenheit der Kunden und die große Reellität und Preiswürdigkeit dieser Firma. Wenn Sie Bedarf in Musikinstrumenten haben, so zögern Sie nicht, sofort den großen Katalog des 1. und ältesten **Musikinstrumenten-Versandgeschäftes Ernst Heß Nachf.,** Stammfabrik gegr. 1872, **Klingenthal Sa. 590** zu verlangen. Beachten Sie bitte das Inserat in diesem Kalender.

Wissen Sie schon, daß die allerbesten und billigsten Bettfedern und Daunen nur von der **Bettfedern-Großhandlung Wenzl Fremuth, Deschenitz Nr. 737/6, Böhmen** zu erhalten sind? Wenn Sie gut bedient sein wollen, wenden Sie sich stets nur an obige Firma, denn diese liefert wirklich erstklassige Bettfedern, Daunen und fertige Betten zu den allerbilligsten Preisen. Täglich einlaufende Dankschreiben und Nachbestellungen beweisen die Güte der Ware.

Musikinstrumente!
chromatisch u. diatonisch in erstkl. Ausf. fabr. als Spezialit.

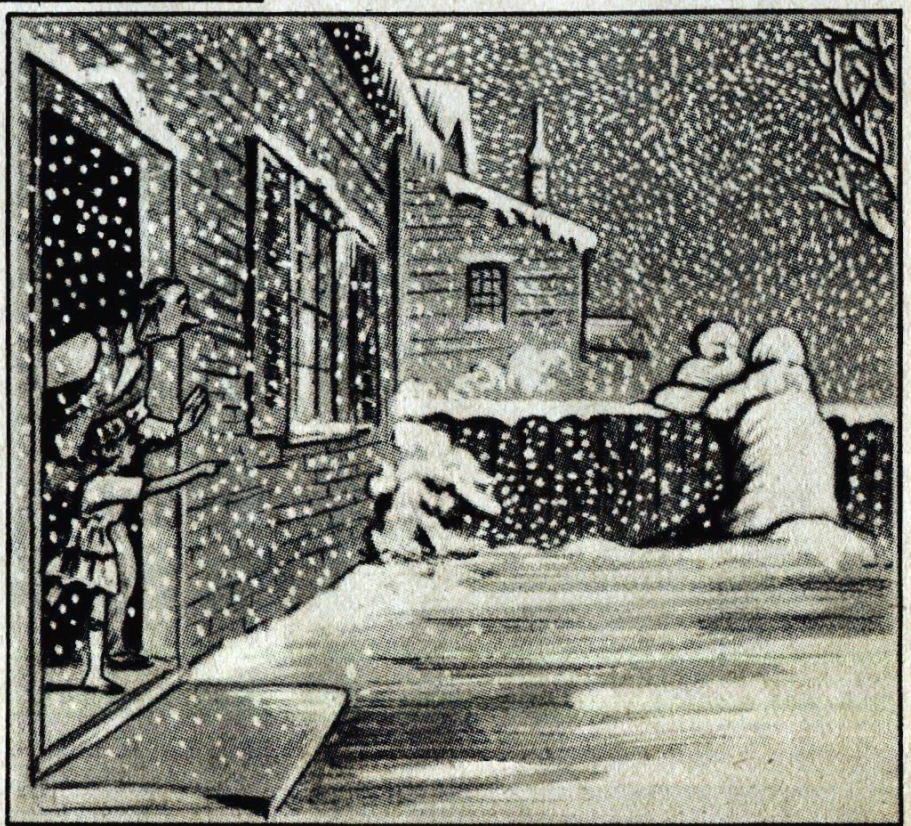


Katalog gratis und frankol
Severing & Cie. Neuenrade Nr. 22

Beim Klatschen.

„Schau nur Vater die 2 schönen Schneemänner!"

„Ja, Schneemänner, Blödsinn! das ist doch die Mutter und die Nachbarin."



Abessinier-Brunnen



z. Selbstaufstell. ziehen ohne gegrab. Brunn. klares Quellw. a. j. Tiefe direkt a. d. Erd. Illustr. Preisl. gratis.

A. Schepmann, Pumpenfabrik Berlin 129, Chausseestr. 88

DU MUSST ES DIR ZUM GRUNDSATZ MACHEN
DIE BESTE MEDIZIN IST DOCH DAS LACHEN

Max und Moritz
Die immer lustige Geschichte von 2 bösen Buben von W. Busch, farbig, Halblein. geb. Preis Mk. 3.—

O diese Dackel
Viel Spassiges von den krummbeinigen Schlingeln. Band 1 und 2 gebunden . . . . . je Mk. 2.50

Frau Musika
Lustiges aus dem Musikerleben. Preis Mk. 2.—

O diese Kinder
Ein lustiges Trostbuch für alle Eltern. Preis brosch. Mk. 1.50

G'schichteln und Spassteln vom Lande
Nette Erzählungen und Scherze, die jeder gerne hat. Preis Mk. 1.50

Das Hofbräuhaus
mit 22 farbigen Bildern stellt in humoristischer Art das Leben und Treiben in dem weltbekannten Brauhaus dar. Preis Mk. 2.50

Der gute Schutzmann
Ein Verkehrsbilderbuch in humoristischer Art. Von öffentlicher Seite bestens empfohlen. Preis Mk. 2.50

Fliegende Blätter-Kalender 1928
Für ein ganzes Jahr Humor und Lustigkeit . . . . Preis Mk. 1.—

Ein Abonnement auf die **Fliegenden Blätter** kostet im Vierteljahr Mk. 6.—

Jeder Postbote nimmt Bestellungen an

Alles kann bei jeder Buchhandlung bestellt werden oder direkt bei dem Verlag

BRAUN & SCHNEIDER / MÜNCHEN

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Geleitwort	2
Zum 10. Todestage des Pfarrers Ludwig Heumann	3
Liebe macht stark, Deutsche Volkssage	4
Die Springwurz, Deutsche Volkssage	7
Der Schuß des Blinden, Deutsche Volkssage	10
Die Schlangenkönigin, Deutsche Volkssage	13
Jäger Wood, Deutsche Volkssage	16
Der versiegte Brunnen, Deutsche Volkssage	19
Die Bäckerjungen von Andernach, Deutsche Volkssage	22
Der Krötenstuhl, Deutsche Volkssage	25
Die Jungfrau am Waschstein, Deutsche Volkssage	28
Kobold und Bär, Deutsche Volkssage	31
Der Roßtrapp, Deutsche Volkssage	34
Das eiserne Halsband, Deutsche Volkssage	37
Das Jahr 1928 im Lauf der Geschichte	40
Festfolge im Jahre 1928	40
Kalender der Juden	40
Trächtigkeits- und Brütekalender	41
Berühmte Männer	42
Der alte Lump, Erzählung von Lorenz Strobl	45
Ein lustiger Jägerschwank, Humoreske von C. König	48
Zuckerkrankheit und Insulin, von Dr. F. Kahn	52
Der Hase, Humoreske	57
Die Bratwurst, Humoreske von Hans Müller-Schlößer	59
Ranakh der Schlangenbeschwörer, Reiseerlebnis von Werner Granville Schmidt	62
Hausseidenzucht in China und Japan	69
Feierabend, Erzählung von Fritz Müller	73
Die harte Straf, Humoreske	79
Der Kampf gegen Giftschlangen, von G. Fritz	82

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses siehe Seite 198.



Tüchtige Fänger

kaufen

nur besterprobte und altbewährte

GRELL'sche Fallen

Fuchs-, Dachs-, Otter-, Marder-Eisen, Habichtsfänge und Kaninchen-Eisen — Schwanenhälse — Preisliste kostenfrei.

E. GRELL & Co.

Hofliefer., **HAYNAU i. Schl.**

Böhmische Bettfedern

aus erster Hand



1 Pfd. graue, gute Schleißfedern Mk. 1.-, bessere Mk. 2.-, geschlissene, weiße, flaumig. Mk. 3.50, 4.-, Halbflaum Mk. 5.50, 6.-, 7.-, 1 Pfd. ungeschliss. Rupfed. Mk. 2.25, weiße Mk. 4.-, allerfeinste Mk. 5.-.

Zollfrei gegen Nachnahme von 8 Pfd. aufwärts franko, Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Muster umsonst.

Max Steiner, Klattau 507 (Böhmen)


Sie sitzen nicht auf dem „Trocknen"
Sie brauchen nicht auf den Strom zu warten
Sie helfen sich selbst
und erzeugen sich Ihren Kraft- u. Lichtbedarf durch einen
KOMPRESSORLOSEN DIESELMOTOR
der
VERLANGEN SIE PROSPEKT Nr. 309.
MOTOREN-WERKE MANNHEIM A.-G.
VORM. BENZ ABT. STATIONÄRER MOTORENBAU
Verkaufsbüros: BERLIN BRESLAU · CHEMNITZ · DANZIG · ERFURT · HAMBURG · KÖLN · KÖNIGSBERG · MANNHEIM
MÜNCHEN · NÜRNBERG · ROSTOCK · STUTTGART · BARCELONA · MOSKAU · PARIS · ROM · ROTTERDAM

Seite

Sein Tagwerk, Erzählung von Karl Burkert 89
Der Löwengeist, Uebersetzung aus dem Englischen, von W. Eckert 92
Die Leistungen der menschlichen Nase, von Dr. F. Kahn 99
Der Mörder, Jagdskizze von Hainz Alfred von Byern 102
Ein guter Rat, Humoreske 108
Watte im Ohr, von Dr. Thraenhart 108
Die Haberer, Hochlandsgeschichte von Lorenz Strobl 110
In 3 Wochen Doktor, von G. Fritz 117
Die famose Deckung, Humoreske 122
Silofutter (Landwirtschaft) 125
Die Kiste, ein Studentenstreich 130
Wie entsteht Schnupfen, von Dr. F. Kahn 134
Die Stimme des Toten, Erzählung von Max Karl Böttcher 136
Merkwürdige Vererbung in Bluterfamilien, von Dr. Otto Gotthilf 146
Die Wunderkur, orientalische Skizze von Kurt von Oerthel 148
Wichtigkeit der Tränen, von Dr. H. Grumbach 152
Herrscher der Wildnis, Erlebnisse aus Indien und Afrika von F. Keim 153
Der Briefträger 160
Der hohe Nährwert des Käses, von Dr. Thraenhart 164
Der Schnee als Luftreiniger, von Dr. Thraenhart 164
Fremdlinge, Erzählung von Johanna Weiskirch 165
Lösung des Preisrätsels 1927 174
Das Pfarrer Heumann-Buch im Bauernhaus 175
Preisrätsel 1928 178

OBACHT!

Märkte- und Messe-Verzeichnis

Jeder Leser erhält ein vollständiges **Märkte- und Messe-Verzeichnis** von ganz Deutschland **umsonst** und portofrei, wenn er untenstehenden Abschnitt mit seiner **genauen** Adresse an den Verlag **Ludwig Heumann & Co., Nürnberg, Heideloffstraße Nr. 24** einsendet.

umsonst

Hier ausschneiden!

Ausschneiden!

An den Verlag **Ludwig Heumann & Co.**

Nürnberg
Heideloffstraße 24

Senden Sie mir bitte **umsonst und portofrei** das vollständige **Messe- und Märkte-Verzeichnis 1928** für ganz Deutschland:

Genaue Adresse:

.....

.....

.....

Emser

Wasser (Kränchen) Pastillen/Quellsalz

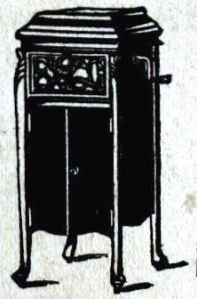
Die natürlichen Vorbeugungs- und Heilmittel von Weltruf bei allen **Katarrhen (Luftwege, Magen, Darm, Niere, Blase, Unterleib), Asthma, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Grippe und Grippefolgen, Magensäure (Sodbrennen), Zucker und harnsaurer Diathese**

EMS **EMSOLITH**
das Beste für d. Zähne
Verhindert Zahnsteinansatz

Man beachte stets diese Schutzmarke u. meide künstliche Erzeugnisse

Staatl. Bade- und Brunnendirektion
Bad Ems

Kaufen Sie ohne Zwischenhandel direkt vom Fabrikanten!



erstklassige
SPRECHAPPARATE
mit Garantieschein.

Katalog mit einzigartiger Auswahl der entzückendsten Modelle gratis. Begeisterte Dankschreiben. **Günstige Zahlungsbedingungen, auch für Schallplatten.**

Gutschein: Der Einsender dieses Gutscheins erhält gegen Beifügung von 1 Mark in Briefmarken 1 Schallplatte, 1 Dose Nadeln, 1 neueste Musikzeitschrift, 1 Hauptkatalog über Ovinet-Sprechapparate oder Schallplatten, 1 Textbuch mit den neuesten Schlagertexten.

Ovinet-Sprechapparate-Fabrik, Dresden A.
Kaulbachstraße 205/22

Wollen Sie gesund werden?
oder bleiben, dann verlangen Sie noch heute kostenlose Zusendung der aufklärenden Broschüre Nr. 526 über die weltberühmten Naturheilschriften des edlen Menschenfreundes Pfarrer Seb. Kneipp. Millionen schon hat er geholfen. Er hilft auch Ihnen.
Verlag **JOS. KÖSEL & FRIEDR. PUSTET K.-G., Abt. 26, MÜNCHEN 2 NR.**

Arcona-Räder



Kaufen Sie kein Fahrrad
bevor Sie den Katalog über das
Arcona-Rad *mit* **Blattfedergabel**
u. das **Arcona-Ballonrad** *gesehen haben.*
Diese Räder machen das Fahren auch auf den schlechtesten Wegen zum Vergnügen.
Neue Spezial-Fahrräder von 38 M. an.
Verlangen Sie Katalog gratis.

Arcona-Räder setzen ihren Siegeszug fort
Meisterschaft von Deutschland 1926 gewann Wittig ..... auf **Arcona-Rad**
15. Berliner 6-Tage-Rennen gewannen MacNamara-Horan ..... auf **Arcona-Rad**
17. Berliner 6-Tage-Rennen gewannen Wambst-Laquehaye ..... auf **Arcona-Rad**
Die Weltmeisterschaft gewann Wilcy ..... auf **Arcona-Rad**
Die bedeutendsten Rennfahrer der Welt benutzten zu den längsten und schwierigsten Rennen das leichtlaufende Arcona-Rad, die Qualitätsmarke von hoher Klasse. – Versand an Private.

Ernst Machnow, Berlin C 54, Weinmeisterstr. 14.
Grösstes Fahrrad-Spezial-Haus Deutschlands.

Alle Samen

für Feld und Garten
in sortenreiner und zuverlässiger Qualität von

Velten-Fabre & Cie., Speyer/Rh.

Verlangen Sie bitte kostenlos und unverbindlich unsere Preisliste.



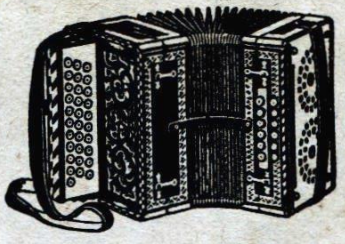
Geigen
von RM. 5.— an

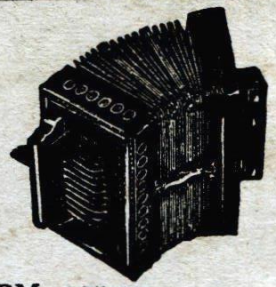


Signalhörner
von RM. 9.50 an



Zithern von RM. 8.75 an





Ziehharmonikas von RM. 4.75 an



Trommeln
von RM. 2.80 an



Trompeten
von RM. 28.75 an



Gitarren
kompl.
von RM. 12.— an

Größtes Musikinstrumenten-Versandgeschäft Deutschlands

Meinel & Herold, Klingenthal, No. 708

Musikinstrumente-, Sprechapparate- und Harmonika-Fabrik

versenden **direkt an Private** zu von Käufern bestaunten niedrigen Preisen ihre von bewährten Facharbeitern hergestellten und bestens geprüften

Musikinstrumente, Sprechapparate u. Harmonikas

Alle Aufträge von RM. 10.— an innerhalb Deutschland portofrei.

Umtausch bei Nichtgefallen, daher kein Risiko bei Bestellung.

Verlangen Sie unseren großen Hauptkatalog. — Zusendung erfolgt kostenfrei.



Mandolinen
kompl.
von RM. 7.— an

ca. 100 000 im vergangenen Jahre verkaufte Instrumente, sowie über 14 000 amtlich beglaubigte Dankschreiben beweisen schlagend unsere Leistungsfähigkeit

Garantie für reine Stimmung und soliden Bau



Kein Vertrieb unserer Waren durch Ladengeschäfte, Wiederverkäufer, Reisende und haben wir deren Verdienste demzufolge in unseren Verkaufspreisen nicht mit einzukalkulieren



Clarinetten von RM. 8.— an

25 cm doppelseitig bespielte Platten von RM. 1.50 an

Plattenverzeichnisse auf Wunsch kostenfrei



Große Flöten von RM. 6.50 an

Sprechapparate kompl. von RM. 18.— an

Ratenzahlungen bei mäßigem Aufschlag zu günstigen Bedingungen

200

Gesund bleiben heißt:

Allerwelt Brandt

das Aufbau-Kaffee-Getränk

GUT BIS ZUM LETZTEN



Kaffee-Tropfen

IN DEN KOLONIALWAREN- UND KAFFEEGESCHÄFTEN ZU HABEN

KOSTPROBE GRATIS

ROBERT BRANDT

MAGDEBURG + HAMBURG

GEGRÜNDET IM JAHRE 1862

Aller-Welt Brandt trinken mit



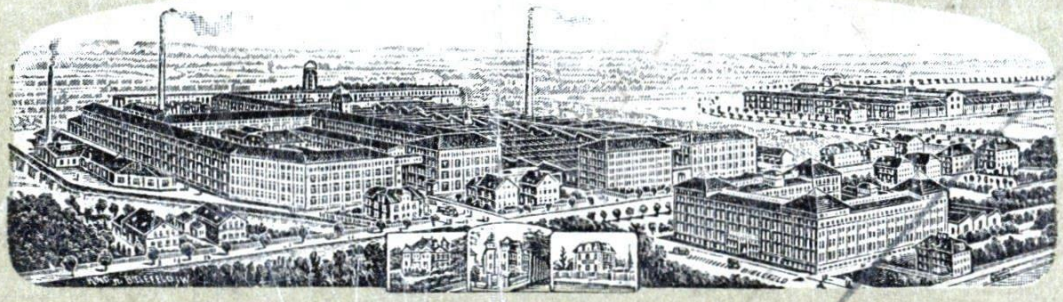
Verlangen Sie bei Ihrem Kaufmann diesen vollwertigen Kaffee-Zusatz

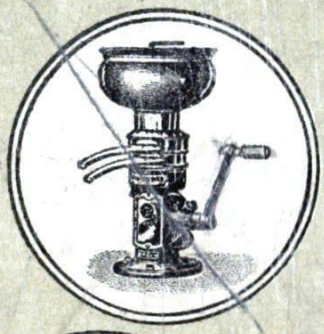
Aecht Doppel-Ritter!

Georg Jos. Scheuer

STAMMFABRIK FÜRTH VB. GEGRÜNDET 1812

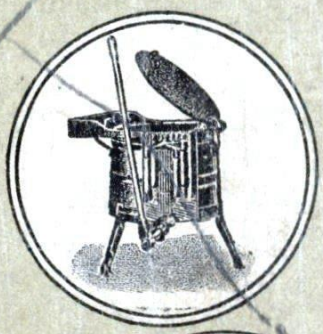
SCHUTZMARKE RITTER ST. GEORG IM HUFEISENPÄCKL





Miele

die Weltmarke.



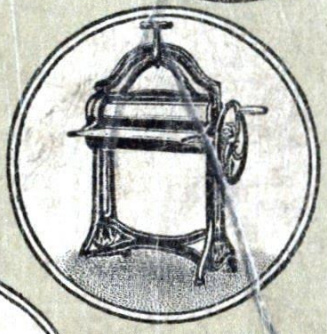
Zentrifugen,
Buttermaschinen,
Butterkneter,
Kleinmolkereien,
Elektromotoren,
Fahrräder,
Waschmaschinen,
Wäschezentrifugen,
Wringmaschinen,
Wäschemangeln,
Hastenwagen,
Leiterwagen.



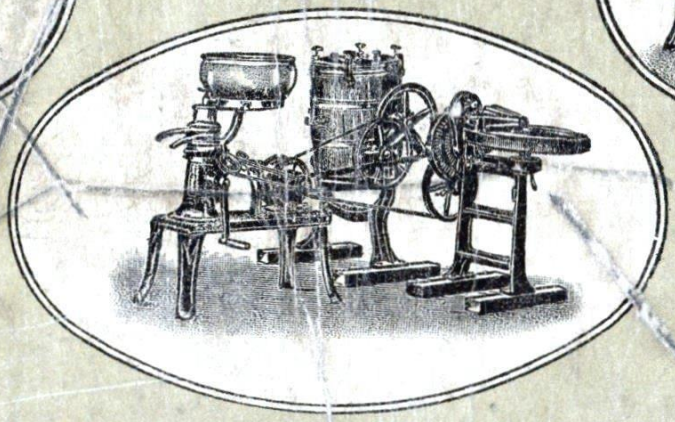


Original „Miele"-Fabrikate
haben Weltruf!











Mielewerke Aktiengesellschaft

Gütersloh in Westfalen

Fahrradfabrik in Bielefeld

Fernsprecher: Gütersloh 144, 145, 146, 147, 148.

Geschäftsstellen und Engros-Lager in:

Berlin, Bremen, Breslau, Cassel, Coblenz, Darmstadt, Donaueschingen, Düsseldorf, Hagen i. Westf., Hamburg, Hannover, Köln, Königsberg i. Pr., Landshut i. Bay., Leipzig, Magdeburg, Nürnberg, Stettin, Stuttgart.